

Württ.
Landes-
bibliothek
Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JULI-SEPT. 1975
HEFT 3**

3 100

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von
Landschaft, Volkstum, Kultur

26. Jahrgang Heft 3

Juli–September 1975

Herausgegeben

vom Schwäbischen Heimatbund

Redaktion: Wolfgang Irtenkauf

Redaktionsausschuß: Wolfgang Irtenkauf,
Helmut Dölker, Peter Haag (†), Willy Leygraf,
Helmut Schönnamsgrubner

Die Zeitschrift «Schwäbische Heimat» erscheint alle drei Monate. Sie wird an die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 18,- geliefert. Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 20,- zuzüglich Versandkosten – Einzelheft DM 6,-. Diese Preise enthalten 5,5% MwSt.

Alle Zuschriften über den Versand der Hefte sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, Telefon (07 11) 22 32 43, von sonstigen Beziehern an den Konrad Theiss Verlag, 7000 Stuttgart 1, Villastraße 11, Telefon (07 11) 43 29 81, zu richten; alle für die Redaktion bestimmten Schreiben, Manuskripte und Besprechungsstücke an Dr. Wolfgang Irtenkauf, 7000 Stuttgart, Charlottenplatz 17/II (Schwäbischer Heimatbund). Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos usw. ohne Beifügung von Rückporto wird keine Garantie übernommen. Der Nachdruck von Aufsätzen und Buchbesprechungen der «Schwäbischen Heimat» kann nicht ohne schriftliche Einwilligung der Redaktion erfolgen.

Anzeigenverwaltung Hans Jürgen v. Elterlein, 7000 Stuttgart 80, Joringelweg 5, Telefon (07 11) 71 19 20. Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungsdiens Aalen.

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Konrad Theiss Verlags, Stuttgart und Aalen, bei.

Titelfoto: Ob das Dorf noch Chancen habe, so wird in diesem Heft gefragt. Drängt nicht alles zur Stadt, zur Urbanisierung? Wir haben solche Entwicklungen schon früher miterlebt, als selbst das kleinste Dorf sich Stadt nennen durfte, weil es einem Duodezfürsten gefiel. Eine solche Klein-Stadt war auch Langenburg, in dessen Hauptstraße unser Blick geht (Foto Geißler).

Inhalt

- Hat das Dorf noch Chancen? 193
Von ERWIN ZILLENBILLER
- WILHELM SCHICKARD in Briefen – Ein Tübinger
Gelehrtenleben im Dreißigjährigen Krieg 197
Von FRIEDRICH SECK
- Ulmer Inkunabelholzschnitte in Augsburger
Drucken des 16. Jahrhunderts 221
Von PETER AMELUNG
- MÖRIKES Verhältnis zu HOLDERLIN 229
Von ADOLF BECK
- EDUARD MÖRIKE und sein musikalischer
Freundeskreis 235
Von ERNST HAUSSINGER
- ADOLPH MÖRIKE, der Klavierbauer 241
Von MARTIN FRIEDRICH JEHLE
- Menschen aus HERMANN HESSES Calwer
Jugendheimat (1860–1905) 244
Von SIEGFRIED GREINER
- Die savoyische Einwanderung nach dem
alemannisch-schwäbischen Wirtschaftsraum 254
Von ERNST HIRSCH
- Buchbesprechungen und -hinweise 261
- Anschriften der Verfasser 265
- Mitteilungen des Schwäbischen
Heimatbundes 266
- Was schreiben die anderen 273

Hat das Dorf noch Chancen?

Erwin Zillenbiller

Wenn wir heute das Thema «Hat das Dorf noch Chancen» miteinander überdenken, sind die engen Verflechtungen mit der Gegenwart und Zukunft des ländlichen Raumes zu beachten. Es stellt sich auch die ernsthafte Frage: Kann heute überhaupt noch vom Dorf gesprochen werden, oder sollte nur von Orten, Siedlungen oder Wohnplätzen die Rede sein? Vielfältig sind in unserem Lande Baden-Württemberg die Landschaften, zahlreich die großen und kleinen Städte, Dörfer und Weiler, unterschiedlich die Strukturen der Wirtschaft.

Das Thema soll in drei Bereiche gegliedert werden:

1. Unterschiedliche Landschaften, Einkommen und Strukturen,
2. Entwicklungsprobleme der ländlichen Räume, und
3. Haben unsere Dörfer noch Chancen.

Dabei können jeweils nur Teilprobleme herausgegriffen werden. Die städtischen und ländlichen Gebiete stehen zudem in einem engen Verbund und bedürfen deshalb der gesamtheitlichen Betrachtung.

1. Unterschiedliche Landschaften, Einkommen und Strukturen

Die unterschiedlichen Landschaften lassen sich aus ökologischer, landschaftlicher, wirtschaftlicher und landesplanerischer Sicht einteilen in die Verdichtungsräume, die Randzonen der Verdichtungsräume und die ländlichen Räume. Dabei müssen wir die ländlichen Räume in Teilgebiete untergliedern. Wir finden dort Verdichtungsgebiete, d. h. Landschaften mit einer höheren Bevölkerungsdichte, strukturschwache Zonen und ausgeprägte Erholungslandschaften. Es ist deshalb nicht möglich, grundsätzlich nur von ländlichen Räumen auszugehen, vielmehr sind Differenzierungen vorzunehmen. Weiterhin erfordert eine objektive Betrachtung den Vergleich mit den wirtschaftsstarken Regionen des Landes, um urteilen zu können.

Das ökologische Gleichgewicht unserer Landschaften wird am empfindlichsten durch Nutzungsänderungen von Flächen beeinflusst. Gradmesser hierfür ist z. B. der Verlust an landwirtschaftlicher Nutzfläche. Seit 1960 wurden pro Jahr 13 000 ha, somit ins-

gesamt 187 000 ha für andere Nutzungen benötigt. Das entspricht der Flächengröße von vier Landkreisen früherer Ausdehnung. Der Flächenverlust ist in den Verdichtungsräumen besonders hoch. In Baden-Württemberg besteht ein sehr enges Verhältnis zwischen der Bodengüte und der Bevölkerungsdichte, d. h. je besser die Böden sind, desto mehr Menschen wohnen auf solchen Flächen. Auf den schlechten agrarischen Produktionsstandorten wohnen derzeit knapp 60–70 Personen je qkm, auf den hervorragenden, ertragreichen Böden vor allem in den Verdichtungsräumen wohnen über 1160 Personen. Die Folgen sind überall deutlich sichtbar. Ausufernde, beinahe zusammenwachsende Siedlungen verschlingen den dringend benötigten Freiraum zwischen den Städten. Gute Böden stellen jedoch ein nicht vermehrbares und nicht ersetzbares Volksvermögen dar, auf dem unsere Ernährungssicherung basiert. Andererseits nehmen in den ländlichen Räumen, den Mittelgebirgslandschaften, die Böden zu, die ökonomisch für den Landwirt als Bewirtschafter einen zu geringen Ertrag bringen und damit wirtschaftlich uninteressant werden. Dort können eher andere Flächennutzungen verkräftet werden.

Das Land hatte am 1. 1. 1974 = 9 239 376 Einwohner. Es befindet sich damit nach der Einwohnerzahl an dritter Stelle im Bundesgebiet und an vierter Stelle nach der Flächengröße. Allerdings verteilt sich die Bevölkerung des Landes sehr ungleich. Auf 7% der Landesfläche wohnen bereits 37% der Einwohner. Wird die Abgrenzung der Verdichtungsräume etwas großzügiger gehandhabt, entfallen sogar 42% der Bevölkerung auf diese Räume. Wenn wir weiterhin feststellen, daß die Bevölkerungsdichte im Durchschnitt für die ländlichen Räume 105 Personen und in den Verdichtungsräumen über 500 je qkm beträgt, so zeigt sich dieses Verhältnis in den Einkommen der Bevölkerung entsprechend. Die Einkommen werden ebenfalls stark von der Zahl der Industriebeschäftigten beeinflusst, die in den Verdichtungsräumen bei 222 und in den ländlichen Räumen bei 172 Beschäftigten je 1000 Einwohner liegt. Daraus ergibt sich, daß die Lohn- und Gehaltssummen im Durchschnitt in den ländlichen Räumen fast 2600 DM niedriger sind als in den

Verdichtungsräumen. Dieser Einkommensunterschied, das vielfältige Arbeitsplatzangebot und die höherwertigen Infrastruktureinrichtungen verstärken die Sogwirkung der Verdichtungsräume.

Obwohl die Zahl der Bevölkerung von 1961 bis 1970 in den Verdichtungsräumen um 15,4% und in den ländlichen Räumen immerhin um 12,8% zunahm, würden wir einer gravierenden Fehleinschätzung unterliegen, wenn nicht gleichzeitig absolute Zahlen genannt würden. Am deutlichsten wird dies bei der Bevölkerungszunahme je qkm. In den Verdichtungsräumen nahm zwischen 1961 und 1970 die Bevölkerung um 143 Einwohner je qkm und in den ländlichen Räumen nur um 12 Einwohner je qkm zu. Damit hat sich trotz der prozentual ziemlich nahe liegenden Bevölkerungszunahme die tatsächliche Differenz weiter vergrößert, d. h. die Abwanderung in die Verdichtungsräume hat angehalten.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich eindeutig die Forderung, daß die Entwicklung im Sinne der Stärkung der ländlichen Räume ein ernsthaftes Anliegen ist und bleiben muß. Schon jetzt werden in den Verdichtungsräumen beinahe ein Viertel aller Flächen für den Verkehr und die Siedlungen beansprucht; in den ländlichen Räumen sind es 6% der Fläche. Vor allem haben die Randzonen der Verdichtungsräume durch ihre Standortgunst eine starke Veränderung erfahren. Sie hatten insgesamt den höchsten Bevölkerungszuwachs.

Vor diesem Hintergrund können echte Chancen für die Entwicklung der ländlichen Räume nur gesehen werden, wenn es gelingt, entscheidende Entwicklungsimpulse umzulenken.

2. Entwicklungsprobleme der ländlichen Räume

Wie bereits festgestellt wurde, erscheint eine Stärkung der ländlichen Räume gegenüber dem Sog der Verdichtungsräume heute nötiger denn je. Bis vor wenigen Jahren konnte der ländliche Raum einen beträchtlichen Teil des Geburtenüberschusses abgeben, ohne daß sich gleichzeitig die Einwohnerzahl verringerte. In der Zwischenzeit wurde der Geburtenüberschuß auch in den ländlichen Räumen sehr klein. Mancherorts ist kein Geburtenüberschuß – zumindest bei der deutschen Bevölkerung – festzustellen. Die weitere Abwanderung führt deshalb in den nächsten Jahren zu echten Substanzverlusten. Dabei wird es u. U. nicht bleiben. Die heute schon erkennbaren Auswirkungen der sogenannten Bildungswelle lassen vermuten, daß Personen mit qualifizierter Berufsausbildung eher die ländlichen Räume verlassen. Geburtenrückgang und Abwanderung von arbeitssuchenden

Personen gefährden die Auslastung zentraler örtlicher Infrastruktureinrichtungen und verunsichern auch Planungsvorhaben in diesem Bereich. Gerade solche attraktiven zentralen Einrichtungen üben aber bekanntermaßen auf die Standorttreue der jüngeren Generation einen besonderen Einfluß aus.

Was ist nun zu tun?

Diese Frage wird uns noch lange beschäftigen. Die Hilfen sind vorrangig in den strukturschwachen Gebieten des Landes anzusetzen. Sie abzugrenzen, erfordert Kriterien, die Kennzeichen für die Strukturschwäche sind und eine räumliche Beurteilung zulassen. Hierbei können die neuen größeren Landkreise nur noch bedingt angehalten und als Bezugsgröße verwendet werden. Wirtschaftlich unterschiedliche Teilräume nivellieren die Aussage. Günstiger dürfte sein, die Verflechtungsbereiche der mittleren Stufe als sozio-ökonomische Einheiten heranzuziehen. Als Merkmale für die Strukturschwäche eines Gebietes bieten sich heute folgende Kriterien an:

Einkommensniveau (Lohn- und Gehaltssummen je Arbeitnehmer)

Arbeitsplatzdefizit (Besatz an nicht landwirtschaftlichen Arbeitsplätzen und seine Entwicklungstendenzen)

Bruttoinlandsprodukt (Indikator für wirtschaftliche Leistungsfähigkeit)

Versorgungsdefizit (Mängel in der Infrastrukturausstattung)

hilfsweise Realsteuerkraft (eigene Leistungskraft der Gemeinden)

Bevölkerungsentwicklung – Wanderungssaldo (Attraktivität der Wirtschafts-, Arbeits- und sonstigen Lebensbedingungen).

Mit solchen Abgrenzungskriterien werden wir in Baden-Württemberg einen Schritt weiterkommen. Die bisherigen Förderungsgebiete Hohenlohe – Odenwald, Südlicher Oberrhein – Hochschwarzwald, und Alb – Oberschwaben – Bodensee sollen zusammen mit dem Bund neu abgegrenzt werden. Bereits jetzt schon zeigt es sich, daß die Vorstellungen des Landes beim Bund überzeugen. Es ist damit zu rechnen, daß die bewährte Förderung zur Schaffung von Arbeitsplätzen in den strukturschwachen Gebieten als Gemeinschaftsaufgabe weitergeführt werden kann. Ziel des Landes ist eine gewisse Ausweitung in die Räume Ellwangen, Heidenheim, Gaildorf, Ehingen, Donaueschingen und Waldshut.

Zu einem großen Teil decken sich die wirtschaftlichen und agrarischen Problemgebiete. Allerdings sind es bei den agrarischen Problemgebieten ergänzende Merkmale wie z. B.:

- Klimagunst, Vegetationsdauer, Bodengüte;
- Hanglagen, Grünlandanteil;
- Betriebsstruktur u. a. m.

Für die agrarischen Problemgebiete aus landesplanerischer Sicht lassen sich zwei Kategorien unterscheiden:

Kategorie I Erholungsgebiete, in denen die Landbewirtschaftung aufgrund ungünstiger natürlicher Erzeugungsverhältnisse und/oder infolge der agrarstrukturellen Entwicklung in einem Maße eingeschränkt ist oder wird, daß die Erholungsfunktion der Landschaft gefährdet ist oder gefährdet werden kann.

Kategorie II Gebiete, in denen der agrarstrukturelle Anpassungsprozeß erhebliche berufliche Umschichtungen in der Landwirtschaft erforderlich macht, in denen jedoch qualifizierte außerlandwirtschaftliche Einsatzmöglichkeiten noch nicht in ausreichendem Umfang vorhanden sind.

Solche Problemgebiete sind z. B. die Schwäbische Alb, der Schwarzwald, Odenwald und die schwäbischen Waldgebiete wie Mainhardter und Murrhardter Wald u. a. m. Das Albprogramm und das Schwarzwaldprogramm dienen u. a. dazu, die attraktiven Erholungslandschaften zu erhalten. Baden-Württemberg war mit dieser Art von regionalen Strukturprogrammen für das Bundesgebiet und weit darüber hinaus beispielgebend. Nicht zuletzt auf der Grundlage dieser Programme haben sich der Bund und die Europäischen Gemeinschaften dazu entschlossen, die Berggebiete finanziell zu unterstützen. Darauf dürfen wir mit Recht stolz sein. Das kann als Beweis für die richtig erkannte regional-spezifische Entwicklungspolitik des Landes gewertet werden.

Die Verklammerung mit der Wirtschaftsförderung über die Aktionsprogramme in der Gemeinschaftsaufgabe Bund/Land soll dazu beitragen, die nicht mit außerlandwirtschaftlichen Arbeitsplätzen ausreichend versorgten Mittelbereiche im Odenwald, Hohenlohe, Teile des Schwarzwalds und der Schwäbischen Alb sowie Oberschwaben zu stärken. Zu den besonderen Problemen in den ländlichen Räumen zählt die Verkehrserschließung. Hier soll lediglich das weitverzweigte Eisenbahnnetz angesprochen werden. Es ist ein wichtiger Faktor der Standortgunst. Der Netzzusammenhang darf nicht durch zu weitgehende Strecken-Stillegungen unterbrochen werden. Trotz der Beförderungspflicht

besteht die Absicht, im Bundesgebiet auf längere Sicht ein Drittel des Eisenbahnnetzes abzubauen. Bedenklich wird auch die Lage, wenn in Baden-Württemberg noch weitere Stückgutabfertigungen geschlossen werden. Wir benötigen die Stückgutabfertigung mindestens in allen 78 Mittelbereichen und in den Schwerpunkttorten der strukturschwachen Gebiete.

3. Haben unsere Dörfer noch Chancen?

Die Bevölkerung des Landes Baden-Württemberg wohnt in über 18 000 Siedlungseinheiten. Sie reichen vom Einzelgehöft über zahlreiche Dörfer bis hin zu den großen Städten* in den Verdichtungsräumen. Alle haben ihre spezifischen Funktionen zu erfüllen. In diesen Siedlungsformen wohnen Menschen, deren Gesellschaftsstrukturen und Wertvorstellungen sich mehr und mehr annähern, die aber für die heutigen Erfordernisse des Lebens unterschiedliche Voraussetzungen vorfinden und Erlebniswerte mit verschieden geprägtem Inhalt haben. Entscheidungen über Verbleiben oder Wegzug hängen von der voraussichtlichen Erfüllung bestimmter Wunschvorstellungen ab. Früher gab es das Schlagwort «Stadtluft macht frei». Stimmt das heute noch?

Derzeit wohnt die Bevölkerung des Landes in 13 Oberzentren, 78 Mittelzentren, 80 Unterzentren und 288 Kleinzentren sowie in 648 sonstigen Gemeinden, die nach der Verwaltungsreform selbständig geblieben sind. Über 70% der Landesoberfläche zählt zu den ländlichen Räumen, in die über 8500 Siedlungseinheiten als Dörfer von 50 bis 1000 Einwohner eingebettet sind. Es gilt nun die Vorteile der Kommunalreform zu nutzen und den Dörfern innerhalb eines Verflechtungsbereiches mit dem zentralen Ort die Funktionen zuzuweisen, die sie am besten erfüllen können. Hierbei darf nicht übersehen werden, daß in den Dörfern unter 2000 Einwohnern etwa zwei Fünftel der Wohngebäude vor 1870 errichtet worden sind, während in den Großstädten nur noch 7% der Wohngebäude dieses Alter aufweisen. Daraus leitet sich ab, daß die Dorfsanierung so wichtig ist wie die Stadtsanierung. Die dörfliche Bevölkerung stellt sich deshalb und aus wirtschaftlichen Gründen die Frage nach der Zukunft ihres Dorfes. Empfehlungen und Orientierungshilfen sind dringend geboten. Andernfalls besteht bei den dort lebenden Menschen die Gefahr der Resignation. Die dörfliche Bevölkerung weiß sehr wohl um die Vorteile der gewonnenen Verwaltungskraft, sieht und empfindet allerdings zunächst den Verlust an Institutionen.

Meinungsumfragen bestätigen die hohe Nachfrage nach individuellem Wohnen, dem mitmenschlichen Sozialraum und der Naturverbundenheit bis zur Betätigung im Garten.

Solche Wünsche werden in der Regel nur in den ländlichen Räumen und damit in den Dörfern erfüllbar sein. Erinnert sei auch an die Eigentumsbildung, die im Dorf durch Nachbarschafts- und Verwandtenhilfe, günstige Bauplatzpreise u. a. m. für viele möglich war, die sonst die Chancen nicht gehabt hätten. Der mitmenschliche Sozialraum im Verhältnis der Generationen zueinander, die Altenpflege und Jugendarbeit hat wesentliches Gewicht. Es sind Werte, die in den vergangenen Jahrzehnten vernachlässigt wurden, in den kommenden Jahren aber mit Sicherheit wieder entdeckt werden. In den Erholungslandschaften werden die Dörfer als Siedlungsgerüst Sonderaufgaben insbesondere im Dienstleistungsbereich verstärkt wahrnehmen.

Als Funktionen für die Dörfer in den Verflechtungsbereichen können die Agrarfunktion, die Wohn- und die Erholungsfunktion u. a. in vielfältigen Mischformen gegeben sein. Bei der dörflichen Entwicklung ist zu fragen: Liegt das Dorf in unmittelbarer Nähe des zentralen Ortes, wie ist seine landschaftliche Umgebung, die Verkehrserschließung, liegt es in einem strukturschwachen Gebiet? In jedem Fall darf davon ausgegangen werden, daß die Bewohner des Dorfes Pendelentfernungen zum Arbeitsplatz bis zu einer halben Stunde Wegzeit gerne hinnehmen.

Die milieubestimmende Bedeutung von historischer und denkmalpflegerischer Bausubstanz ist besonders zu beachten. Im Dorf sind deshalb die entscheidenden Akzente für das architektonische Erscheinungsbild zu erhalten. Z. B.

Wertvolle Dorfstrukturen, die architektur-historisch auf die Gründungszeit zurückgehen, sollten im Grundmuster erhalten bleiben –

Dorfbildprägende Häuserfronten sind als Ganzes zu betrachten –

Regional wertvolle Bautypen sollen pfleglich renoviert werden –

Bei der baulichen Entwicklung ist auf eine Konzen-

tration in der Dorfmitte zu achten, um der Verdichtung entgegenzuwirken –

Neue Gebäude können neben der vorsichtigen Schließung von Baulücken auch am Ortsrand errichtet werden; das Landschaftsbild setzt jedoch die Grenzen der Ortsabrundung –

Neue Aufgaben sind für ehemalige landwirtschaftliche Gebäude zu finden.

Im agrarischen Bereich geht es vor allem um die Entwicklung von Betriebs- und Unternehmensformen, die einen rationellen Einsatz der Produktionsfaktoren Arbeit, Boden und Kapital in der Landwirtschaft ermöglichen. Die Standorte der Betriebe oder von Wirtschaftsgebäuden sind sorgfältig zu prüfen.

Die Dorfbevölkerung hat große Aufgaben zu bewältigen, wobei die Ortschaftsräte zusammen mit den Vereinen, den Kirchen und der ganzen Bevölkerung aktiv beteiligt werden müssen. Nicht teure Investitionen werden in den amtlichen Gremien zu beschließen sein, sondern die vielen kleinen Schritte, die aber schließlich das Dorf als Lebensraum so wertvoll machen. Es gilt den «Dorfkomplex» bei manchen Bewohnergruppen abzubauen, der sich abzeichnenden Resignation entgegenzutreten und den Stolz auf das eigene Dorf als Heimat zu wecken oder zu stärken. Dazu bedarf es allerdings der Hilfe des Staates, die dort am wenigsten versagt wird, wo der Wille zur Selbsthilfe deutlich erkennbar ist. Gerade weil die finanziellen Möglichkeiten in den öffentlichen und privaten Haushalten beschränkt sind, gilt es um so mehr, sich vielfältige Gedanken über das Dorf und seine Chancen zu machen.

Unter dem Motto: schönes Dorf – schöne Heimat – kann am wirkungsvollsten der Auszehrung der Dörfer begegnet werden. Mancher Leser wird den Eindruck gewinnen, daß hier das Bild des Dorfes zu optimistisch dargestellt werde. Hierzu sei mir die kleine Bemerkung gestattet, daß Pessimismus nicht weiter hilft. Im übrigen wird schon viel gewonnen sein, wenn eine echte Besinnung auf die Werte des Dorfes wieder bei uns Einzug hält.

Das Dorf hat in Jahrhunderten sich als Siedlungsform bewährt und wird sich weiter behaupten. Nur darf es nicht allein gelassen werden.

Aus einem Vortrag im Süddeutschen Rundfunk

Wilhelm Schickard in Briefen

Ein Tübinger Gelehrtenleben im 30jährigen Krieg

Friedrich Seck

Wer einmal in einer Ausgabe von MOZARTS Briefen geblättert hat, weiß, welch anschauliches Bild vom Leben in längst vergangenen Zeiten Briefe geben können. Dafür gibt es mehrere Gründe: im Brief an vertrauenswürdige nahestehende Menschen kann jeder ungeschminkt aussprechen, was er denkt. Der Wissenschaftler äußert im Brief hin und wieder Gedanken, die für die Veröffentlichung noch nicht reif sind, so daß wir aus den Briefen die Entstehungsgeschichte seiner Werke besser verstehen können. Ähnlich ist es bei historischen Vorgängen: aus den Akten erfahren wir außer den Fakten bestenfalls eine offizielle Begründung. Briefe sagen uns mehr über die wahren Gründe der Handelnden, über die Empfindungen der Leidenden. Aus all diesen Gründen sind Briefe wichtige historische Quellen, und das gilt ganz besonders für die Erkenntnis der Person, für die Biographie. Diese Behauptung ist freilich nicht neu. Schon in der Antike hat man Briefe bedeutender Persönlichkeiten gesammelt und veröffentlicht. Ein bekanntes Beispiel dafür ist CICERO. Briefsammlungen gibt es auch in der frühen Neuzeit, aber erst die moderne Technik gibt uns die Möglichkeit, alle erhaltenen Briefe von und an eine bestimmte Person – vorausgesetzt, sie seien einmal ausfindig gemacht, doch darüber später – in Form von Reproduktionen an einem Ort zu versammeln, wo sie dann weiter wissenschaftlich bearbeitet werden können.

Dieser Aufsatz ist den Briefen WILHELM SCHICKARDS gewidmet. Sein Name ging durch die Welt, als im Frühjahr 1957 bekanntgeworden war, daß nicht BLAISE PASCAL, wie man immer gemeint hatte, sondern der Tübinger Professor SCHICKARD die erste Rechenmaschine gebaut hat, und zwar in PASCALS Geburtsjahr 1623. Auch als Geodät ist SCHICKARD bedeutend; seine Vermessung von Württemberg, die er in den Jahren 1624 bis 1635 vornahm, gilt als erste Triangulation eines deutschen Landes. Leider ist ihr Ergebnis, eine Karte von Württemberg in 13 Teilen, nur zum geringsten Teil erhalten. Von Haus aus aber war SCHICKARD zunächst Geistlicher, dann Professor des Hebräischen und zuletzt auch der Astronomie an der Universität Tübingen. Geboren ist er am 22. April 1592 in Herrenberg als Sohn eines Schreiners und Neffe des bekannten Baumeisters HEINRICH SCHICKHARDT. Die infolge des Krieges in Tübingen wütende Pest setzte seinem Leben am 23. Oktober 1635 ein frühes Ende.

Die folgende Briefauswahl setzt sich zum Ziel, dieses kurze Gelehrtenleben möglichst unmittelbar und anschaulich vor unserem geistigen Auge wiedererstehen zu lassen. Der knappe Raum zwang zur Beschränkung in Zahl und Länge der ausgewählten Briefstellen: von den über 500 erhaltenen Briefen von und an SCHICKARD können nur etwa 30 wiedergegeben werden, die meisten sind nicht vollständig, sondern in Auszügen abgedruckt. Dieses Konzentrat aber wird, so hoffe ich, SCHICKARDS Charakter und seine wissenschaftliche Leistung um so deutlicher hervortreten lassen. Von der Vielfalt seiner Beziehungen zu über hundert Briefpartnern mit jeweils ganz verschiedenen Interessen kann sie allerdings nur einen schwachen Abglanz geben. Zuvor aber noch ein paar technische Hinweise zur Wiedergabe der Briefe. Soweit sie nicht ursprünglich deutsch sind, habe ich sie ins Deutsche übersetzt. Verdeutlichende Zusätze und Übersetzungen lateinischer Brocken in den deutschen Briefen sind in () gesetzt, ebenso Hinweise auf die (sehr seltenen) Kürzungen innerhalb eines Briefauszugs: (. . .) Die im lateinischen Briefstil übliche Anrede «du» – es gibt ja im Lateinischen nichts, was unserem «Sie» entspräche – wurde in der Übersetzung beibehalten; sie ist also nicht als Ausdruck enger Vertrautheit zu werten. – Alle Daten sind in altem Stil angegeben.

1

Der erste erhaltene Brief, den wir bis auf ein nicht zum Thema gehöriges PS vollständig wiedergeben, zeigt den dreiundzwanzigjährigen WILHELM SCHICKARD als Diakon in Nürtingen. Ihn plagt eine recht alltägliche Sorge, derentwegen er an seinen Vorgesetzten, den Nürtinger Pfarrer, schreibt:

SCHICKARD AN JOSEPH ELENHEINZ IN NÜRTINGEN

Nürtingen, 5. 8. 1616

Bonus vesper (guten Abend)

Reverende Domine Collega (verehrter Herr Kollege). Wiewohl ich allbereit ein Concept gemacht hab, willens morgen die Wochenpredigt zu verrichten: so getrau ich doch nit so viel Stimm zu haben, daß ich dieselbig pronounciern (halten) mög. Dann die Heisere nit ab-, sonder zugenommen hat, also daß ich schier in familiari conversatione (vertrauter Unterhaltung) nit wohl verstandlich etwas aussprechen kann, will geschweigen in tam amplo templo (einer so großen Kirche). Ist demnach die Fragen, ob ich gemeldte Predig dieser Ursachen halb nit dörfte einstellen, quita satius esse puto omnino tacere, quam diffi-

WILHELMVS·SCHICKART·
HERRENB. PROFESS.
HEBRÆVS·ET·ASTRON.
NATVS XXII·APR·MDXCII.
DEPICTVS·A·1632.



Abb. 1: WILHELM SCHICKARD (1592–1635). Ölgemälde 1632. Universität Tübingen: Bildnissammlung.
Der Maler ist nach W. FLEISCHHAUERS Urteil vermutlich CONRAT MELBERGER.

Bonus vesper

Reverende Dno Collega. Mirschel ist albereit ein
 Concept gemacht hab, welches wegen die vorsehen-
 pendigt zu beschreyen: So getrand ist doch mit so viel
 Hm zu haben, & ist die selbig promissionen müy.
 Dan die Geisler mit al, sonders Zugesamman fult,
 also das ist offier in familiarj vorkonfation mit
 velt vorsehendig vordas anspenden tun, velt gestellig
 in sein ample Tempel. Ist demnach die frag,
 ob ist gemelter pndig, diese vorsehen fult mit
 Dörffter Einstallen, quia satius esse vito, vus vuis
 varen, quia difficultas, vus enim die vnditionem
 conuocant. Ist ist mit vult de vult
 vult vult, sonders vult vult vult, vult vult
 vult die vult, vult vult vult vult vult
 vult vult vult. fult vult vult
 vult vult vult vult vult. Puppen: 166.
 5 Aug. 166.

An die Geringem Jura Virgib publici
 casum, et aliquot digitis determinatis,
 Kinfemio gectum esse; non fuit
 minus, quod sub ipa polua pincit,
 vult vult vult, vult vult vult.
 Sie vult vult, in vult vult fult.
 At vult vult vult vult.

Güssing
 M. W. Sichelgott.

Abb. 2: Schriftprobe (deutsche Schrift). Aus SCHICKARDS Brief an J. ELENHEINZ (Nr. 1). 199

culter et cum taedio auditorum concionari (weil ich es für besser halte, ganz zu schweigen, als mit Mühe und zum Verdruß der Zuhörer zu predigen). Es ist mir nit umb die Müh zu tuon, sondern teils umb mein Hals, teils auch umb die auditores (Zuhörer), bei denen es ohn Verstand oder Nutzen abginge. Hiemit einer gar kurzen Antwort erwartend.

Raptim (in Eile). 5. Aug. 1616.

Diaconus

M. W. Schickhart

2

Ein tiefer Einbruch in diesen Alltag muß es gewesen sein, als im November 1617 der berühmte JOHANNES KEPLER nach Nürtingen kam, um SCHICKARD zu besuchen. Wie SCHICKARD aus dem Tübinger Stift hervorgangen, lebte KEPLER seit mehr als zwanzig Jahren in Oesterreich, derzeit mit dem Titel «kaiserlicher Mathematiker» in Linz, und war aus familiären Gründen für einige Wochen nach Württemberg gekommen. Gemeinsame Bekannte in Tübingen werden KEPLER auf den hochbegabten SCHICKARD in Nürtingen hingewiesen haben. KEPLER berichtet über seinen Besuch an einen hochgestellten – übrigens nicht mit völliger Sicherheit identifizierten – Freund:

KEPLER AN MATTHÄUS WACKER VON WACKENFELS

Linz, Februar 1618. Aus dem Lateinischen
Weil sich meine häuslichen Geschäfte durch die Weinern- te, als die Keltern schäumten, in die Länge zogen, kam ich immer wieder zu Mästlin und besprach mit ihm alle Teile der Tafeln¹. Ein vortreffliches Talent traf ich auch in Nürtingen an, einen für die Mathematik begeisterten jungen Mann, Wilhelm Schickard, einen überaus fleißigen Mechanicus und dazu noch Liebhaber der orientalischen Sprachen.

3

Schon hatte sich ein Briefwechsel zwischen SCHICKARD und KEPLER entsponnen, der dem jungen Mann auch durch die Übersendung von einigen seiner Werke sein Wohlwollen bewiesen hatte. SCHICKARD wurde durch KEPLERS Besuch zu erneuter Beschäftigung mit der Mathematik angeregt, die er in den letzten Jahren über den orientalischen Sprachen etwas vernachlässigt hatte. Der uns überschwenglich erscheinende Ausdruck der Hochachtung am Anfang der folgenden Briefstelle entspricht dem Stil der Zeit und darf nicht als Schmeichelei verstanden werden.

SCHICKARD AN JOHANNES KEPLER IN LINZ

Nürtingen, 30. 12. 1617. Aus dem Lateinischen
Außerdem habe ich zusammen mit dem Brief aus Tübingen je ein Exemplar der deutschen und lateinischen Feld-

meßkunst, des heurigen Kalenders und der Ephemeriden, die du mir als Geschenk gesandt hast, wohlbehalten bekommen. Dafür würde ich mich nun bedanken, wenn ich mich nicht schämte, mich nur ohne Gegengabe mit Worten bedanken zu können. Auf vielerlei Art waren sie mir sehr lieb: lieb, weil aus Liebe, d. h. als Geschenk gegeben; lieber noch, weil ihr Stoff mir, dem kleinsten aber doch auch ernsthaften Liebhaber der Mathematik, lieber ist als fast alle anderen Studien; am liebsten schließlich, weil sie von dem Mann, der mir am liebsten ist und vom Verfasser selbst kommen²: einem Mann, den ich auch von Angesicht noch unbekannt, aber durch den Ruhm seiner Gelehrsamkeit weitbekannt, immer sehr geschätzt habe, nun aber sogar liebe und bereitwillig verehere, nachdem mir seine Liebenswürdigkeit aus persönlichem Umgang bekanntgeworden ist. Aber ich muß mein Gefühl zügeln, damit es nicht aussieht, als ob eher ein Schmeichler als ein Bewunderer spricht. Die übrigen Beilagen sind längst ihren Besitzern übergeben: die Kalender sind nach Heumaden übersandt und zwei Bücher Herrn Mästlin mit Dank zurückgegeben. (. . .)

Endlich sollst du auch wissen, daß ich mich, durch die günstige Gelegenheit unseres Umgangs veranlaßt, von neuem der Mathematik zugewandt und diese vier Jahre lang fast völlig unterbrochenen Studien wieder aufgenommen habe und bisher (soweit während der Feiertage oder in der von kirchlichen Tätigkeiten freien Zeit möglich) hauptsächlich mit der Trigonometrie beschäftigt war. Wenn ich doch in diesen Rätseln dich als einen jedem Ödipus überlegenen Wahrsager bisweilen befragen könnte! Aber wir sind allzuweit voneinander entfernt. Inzwischen frage ich dieses eine: können Dreiecke nicht auch ohne Sinustafeln berechnet werden? Eine Kunst, die immer diese Tafeln braucht, wirkt doch armselig, und der Rechner ist schlecht dran, der diese Tafeln nicht immer zur Hand haben kann. Allgemein lachen wir die aus, die sich mit einer Kunst brüsten, sie aber nur aus einem Buch kennen und verstummen, sobald sie von ihrem Buch wie von einem Orakel verlassen sind. Ich schweige davon, daß es ziemlich knechtisch ist, eine Tafel zu benutzen, deren Fehler (wenn sie etwa welche hat) ich nicht bemerken, viel weniger korrigieren kann, und ihr doch inzwischen sorglos zu vertrauen.

Diese Abneigung gegen das Rechnen mit Tafelwerken war damals unter den Mathematikern verbreitet, einmal aus der grundsätzlichen Erwägung, daß sie nur Näherungslösungen bieten und insofern im Widerspruch zum Exaktheitsanspruch der Mathematik stehen, zweitens deswegen, weil es kaum möglich war, Druck- und Berechnungsfehler in den Tafeln zu korrigieren. Wir haben uns daran gewöhnen müssen, mit für praktische Zwecke ausreichenden Näherungen zu arbeiten, und fahren da-

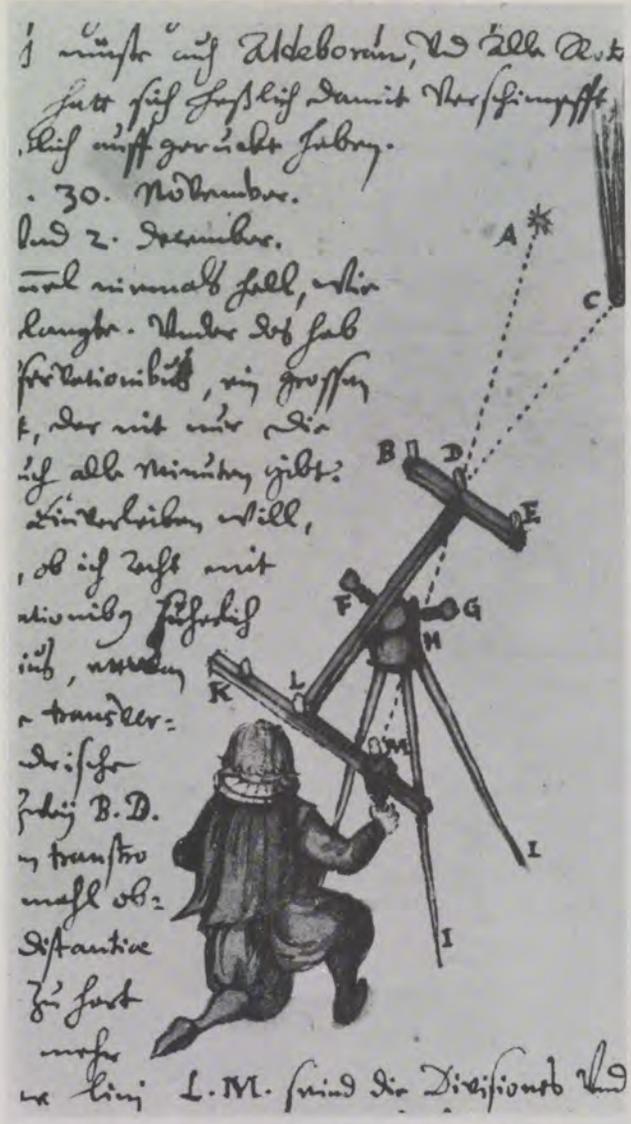


Abb. 3: WILHELM SCHICKARD als Diakon in Nürtingen bei der Kometenbeobachtung mit einem selbstkonstruierten Jakobstab. Aquarell aus einer Handschrift der Landesbibliothek Stuttgart. 1619.

mit gut. KEPLERS Antwort zeigt, daß auch er auf einem modernen Standpunkt steht:

4

JOHANNES KEPLER AN SCHICKARD IN NÜRTINGEN

Linz, 1. 3. 1618. Aus dem Lateinischen
O deine arme Gattin, o meine ihr verfluchte Ankunft, die ihr ihren Mann geraubt und in die Wüsten und unwegsamen Orte der Mathematik entführt hat, wo er im Dornestrüpp der Trigonometrie hängengeblieben ist. Im Ernst, du tust mir wirklich leid, weil du zweifellos die Zeit vom 1. Januar bis heute vertan hast. Auch ich finde unter meinen Versuchen den deinen ähnliche, vergeblich und unbedacht allzumal. Denn wenn es gewiß ist – und es ist ganz gewiß –, daß sich die Seiten der Dreiecke zueinander verhalten wie die Sinus der gegenüberliegenden Winkel³,

dann suchen wir umsonst ein Verhältnis zwischen den Winkeln selbst. Dieses unterscheidet sich grundsätzlich vom Verhältnis der Sinus, denn zwischen dem Geraden und Krümmen (Sinus und Seiten einerseits, Bogen und Winkel andererseits) gibt es kein rationales Verhältnis (. . .). Wenn wir uns also des Altars des Pythagoras nicht schämen, dann sollen wir uns auch der Sinustafeln nicht schämen: schämen sollen wir uns eher wegen der Beschränktheit unseres Gedächtnisses, weil wir jene Unendlichkeit der Proportionen im Kreis nicht fassen.

5

Nun ist die Reihe an SCHICKARD, KEPLER Trost zu spenden:

SCHICKARD AN JOHANNES KEPLER IN LINZ

Nürtingen, 3. 4. 1618. Aus dem Lateinischen
In der höchsten Lust deiner geistigen Schau bist du darüber betrübt, daß du eine ziemlich geringe Zahl von Lesern (der Weltharmonik) voraussiehst: ach, wie fürchte auch ich, daß du recht behältst! Ich weiß wohl, wie wenige es sind, die diese Bemühung um himmlische Dinge kümmert: unter tausend, die ich näher kenne, kaum so viele wie der Rhein Mündungen hat. Ihre Seltenheit hat auch mich, der ich ja der Theologie und den heiligen Sprachen verschrieben und dem Nützlichen verpflichtet bin, eine Zeitlang – ich gestehe es – von der Astronomie weggezogen und würde mich ihr auch heute noch entfremden, wenn ich nicht durch deine Mahnungen angespornt einen neuen Anlauf genommen hätte und hin und wieder etwas Zeit darauf verwendete, die ich von den übrigen Studien abzweige.

6

Im August 1619 wird SCHICKARD Professor des Hebräischen in Tübingen. Durch den gemeinsamen Freund KEPLER ist es zu einer Brieffreundschaft mit MATTHIAS BERNEGGER, dem Straßburger Professor der Geschichte, gekommen. Als SCHICKARDS jüngerer Bruder LUKAS, bei dem er Vaterstelle vertritt, Stadt und Universität Straßburg kennenlernen möchte, empfiehlt er ihn dem Straßburger Freund.

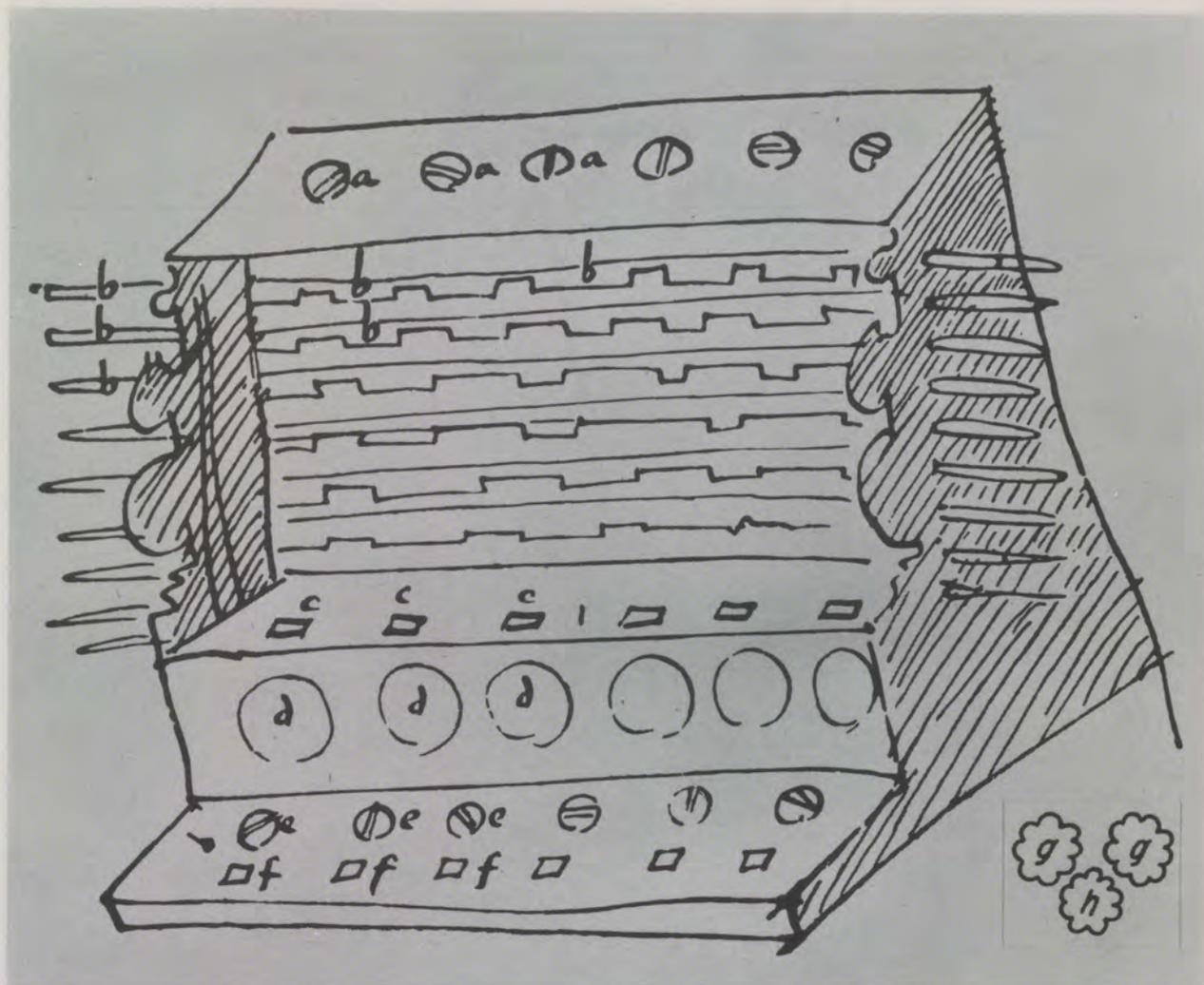
SCHICKARD AN MATTHIAS BERNEGGER IN STRASSBURG

Tübingen, 24. 6. 1621. Aus dem Lateinischen
Hochberühmter und hervorragender Mann, hochgeehrter Herr Gönner! Der Überbringer dieses Schreibens, Magister Lukas Schickard, Student der Theologie bei uns, mein leiblicher Bruder, brannte schon lange in besonderem Eifer darauf, eure berühmte Universität zu sehen. Nun aber durch die Nachricht von ihrem Zuwachs und die neue Form ihrer Privilegien⁴ neuerlich angespornt, bat er mich um die Erlaubnis, dorthin zu reisen, und er-

IOANNIS KEPLERI
Mathematici Cæsaris.
hanc Imaginem
ARGENTORATENSI BIBLIOTHECÆ
Confecit
MATTHIAS BERNECCERVS
Kal. Ianuar. Anno Chr.
M DC XXVII.



Abb. 4: JOHANNES KEPLER (1571–1630). Nach einem Gemälde, das KEPLER 1620 MATTHIAS BERNEGGER schenkte und das sich seitdem in Straßburg befindet (jetzt Collegium Wilhelmitanum). – KEPLER ist der bedeutendste unter SCHICKARDS Freunden. Der Briefwechsel zeigt einen regen Gedankenaustausch in mathematischen und astronomischen Fragen und berührt auch Persönliches. Erhalten sind 18 Briefe von SCHICKARD an KEPLER und 11 von KEPLER an SCHICKARD.



reicht sie anlässlich der jetzigen Messe. Es schickt sich also nicht, daß ich ihn ohne einen Brief an dich fortlasse, hervorragender Mann und stets zu verehrender Gönner, nicht um ihn deinem Haus oder Tisch aufzudrängen [. . .], sondern damit er durch dich, wenn diese Bitte erlaubt ist, die Pracht eurer Stadt, die Paläste, die Bräuche und die vielen anderen Sehenswürdigkeiten, besonders aber (weshalb er die Reise unternimmt) den Stand der Universität, die Theater, die Bibliothek, die Hörsäle und ihre glänzendsten Leuchten, die hervorragenden Herren Professoren, persönlich sehen, bewundern und nach der Heimkehr uns dankbar rühmend aufzählen kann. Was du in dieser Hinsicht, der Sehnsucht oder vielmehr der Wißbegier zu Gefallen, an Mühe und Gunst gewährst, das will ich alles als mir gewidmet betrachten und wie auch immer meine Wenigkeit dazu imstande ist zu vergelten bemüht sein.

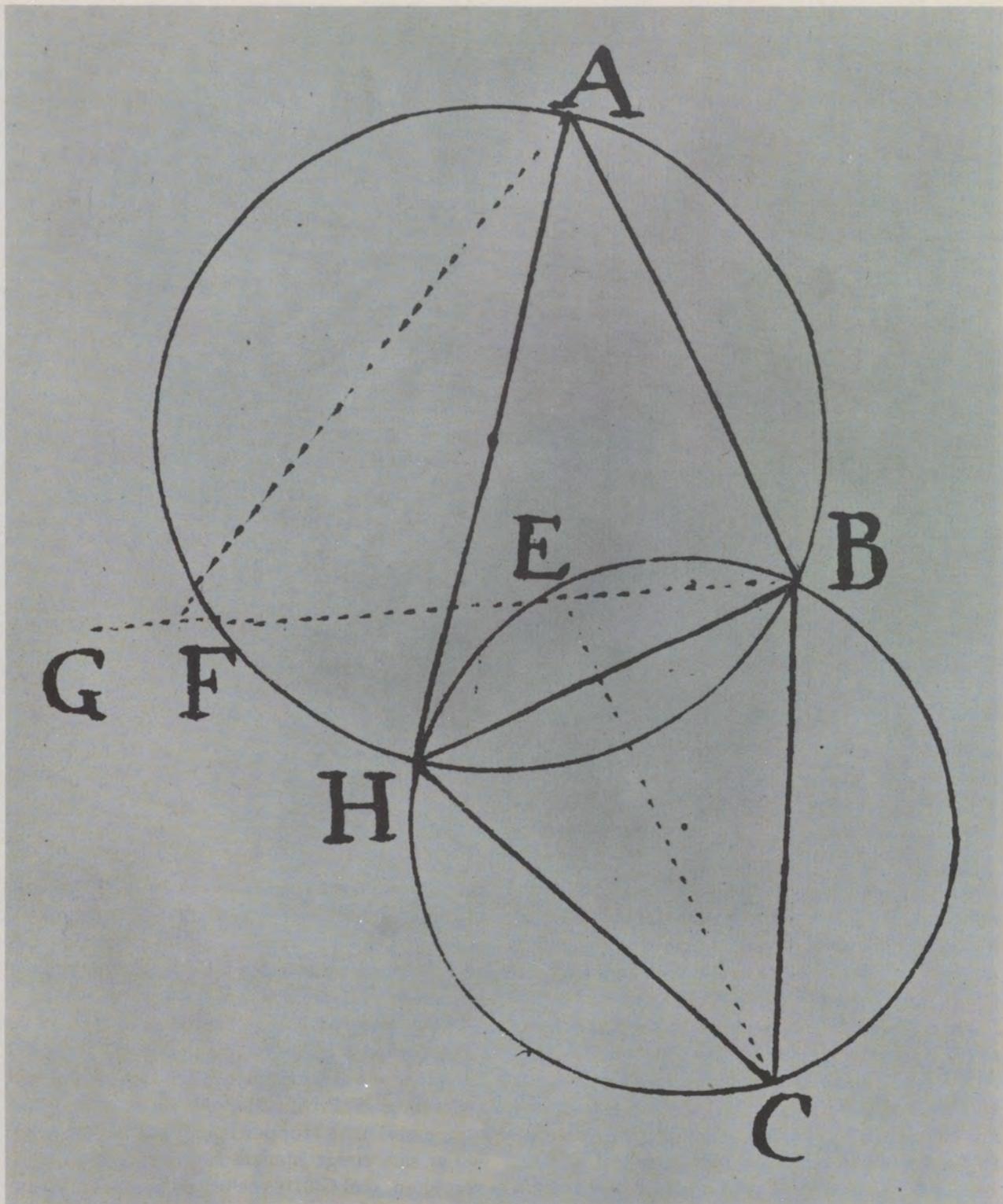
7

Daß der Professor des Hebräischen sich auch mit anderen orientalischen Sprachen befaßt, zeigen die beiden folgenden Briefe. Typisch für den Praktiker SCHICKARD: als in Tübingen keine arabischen

Drucktypen vorhanden sind, weiß er sich sofort zu helfen. Er schneidet zunächst die Texte, die er braucht, in Holz, schafft aber im folgenden Jahr auch Patrizien, nach denen der Schriftgießer Bleileitern gießen konnte. Der am Anfang genannte JAN GRUTER, geboren 1560 in Amsterdam, war ein bedeutender klassischer Philologe in Heidelberg und Bibliothekar der berühmten Palatina; er besaß auch eine sehr große Privatbibliothek. Im November 1621 war er vor TILLYS Truppen nach Tübingen geflohen, wo er sich einige Monate lang aufhielt. Es ist zu vermuten, daß GRUTER selbst nicht arabisch konnte, sondern nur seine Koranhandschrift SCHICKARD zur Verfügung gestellt hat.

SCHICKARD AN MATTHIAS BERNEGGER
IN STRASSBURG

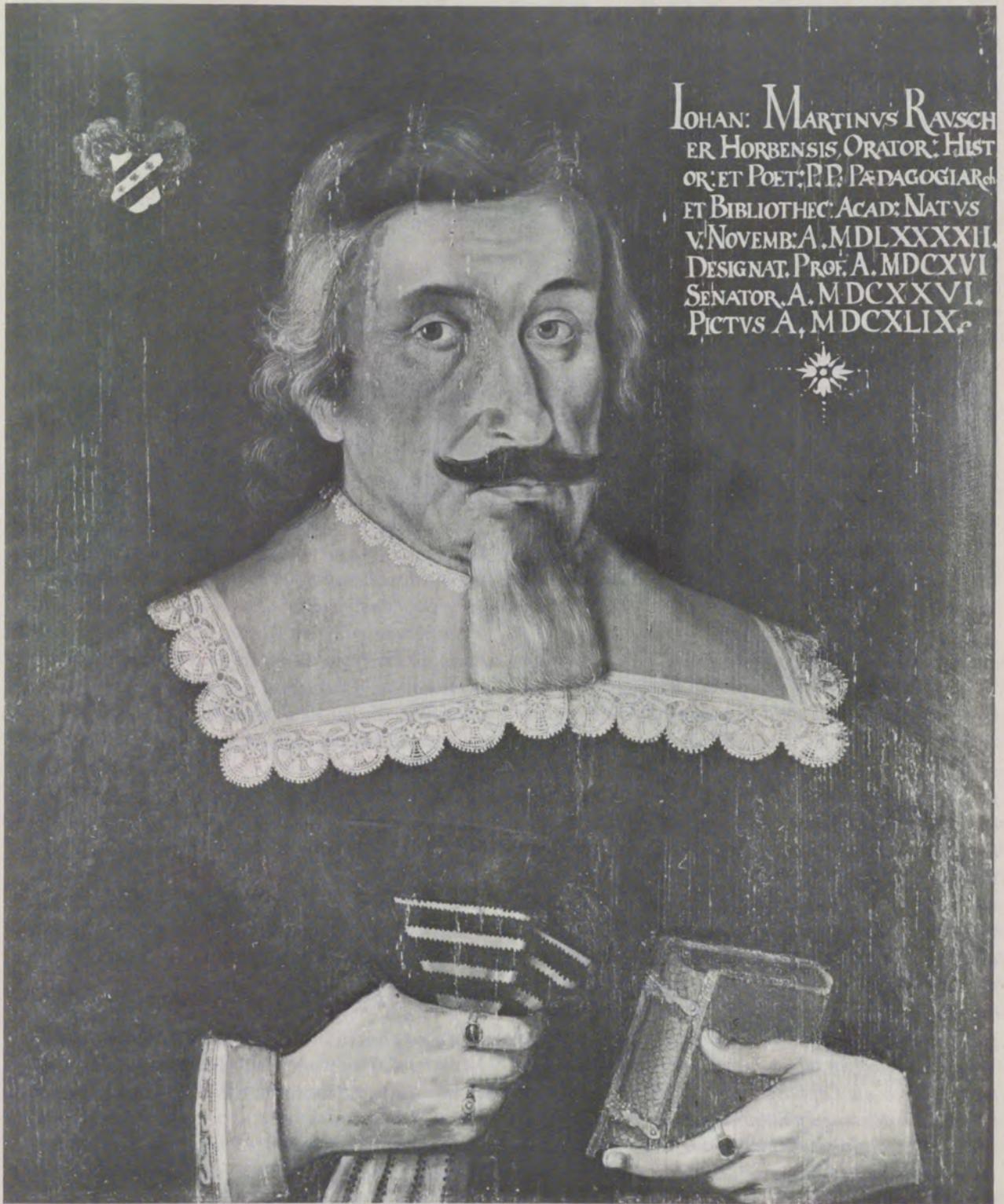
Tübingen, 13. 10. 1622. Aus dem Lateinischen
Außerdem fragst du, was ich sonst treibe. Ich antworte, daß ich arabisiere, und zwar hauptsächlich unter den Fittichen des Herrn Gruter, von dem ich ein Exemplar des Korans leihweise erhalten habe. Man sagt, auch du besit-



zest eines. Das würde ich sehr gern einmal mit eigenen Augen sehen, wenn der Friede wirklich wiederkehrt und ich, was ich schon lange vorhabe, einen Ausflug nach Straßburg unternehmen kann⁵. Unterdessen schneide ich in Ermangelung (arabischer) Typen das, was du hier siehst. Ich habe vor, in diesem Winter eine Probe zu veröffentlichen, wenn Gott es zuläßt.

8

SCHICKARD AN JOHANNES KEPLER IN LINZ
Tübingen, 2. 4. 1623. Aus dem Lateinischen
Nun übe ich mich nach der arabischen in der äthiopischen Sprache, die ich nur durch Vergleich mit dem Hebräischen dazugelernt habe, so daß ich schon ein Lexikon und eine Grammatik für den Privatgebrauch anlege. So viel



IOHAN: MARTINVS RAUSCHER
 ER HORBENSIS, ORATOR: HISTOR:
 OR: ET POET: P. P. PÆDAGOGIAR: d:
 ET BIBLIOTHEC: ACAD: NATVS
 V: NOVEMB: A. MDLXXXII.
 DESIGNAT. PROF. A. MDCXVI.
 SENATOR, A. MDCXXVI.
 PICTVS A, MDCXLIX.

Abb. 7: JOHANN MARTIN RAUSCHER (1592–1655), Professor für Latein und Rhetorik. Ölgemälde 1649. Universität Tübingen: Bildnissammlung.

kostet mich meine Wißbegier, weil ich sehe, daß nichts davon jemals geschrieben wurde. Wenn du zufällig einmal erfährst, daß aus dem benachbarten Ungarn Bücher dieser Art erhältlich sind, die meine Studien unterstützen können, dann laß mich das um Himmels willen wissen, damit ich sie um welchen Preis auch immer kaufen kann.

9

In den beiden folgenden Briefen beschreibt SCHICKARD seine 1623 erfundene Rechenmaschine. Diese Erfindung ist erst seit 1957, im Zeitalter des Computers, voll gewürdigt worden; sie gilt heute als seine größte Leistung. Wer sich über Rekonstruktion und

Arbeitsweise dieser Maschine informieren möchte, greift am besten zu der Schrift von BRUNO BARON von FREYTAG-LÖRINGHOFF: «Prof. SCHICKARDs Tübinger Rechenmaschine aus dem Jahr 1623», 2. Auflage Tübingen 1973 (erhältlich in den Städtischen Sammlungen, Tübingen, Neckarhalde 31).

SCHICKARD AN JOHANNES KEPLER IN LINZ

Tübingen, 19. bis 20. 9. 1623. Aus dem Lateinischen *Ferner habe ich dasselbe, was du rechnerisch machst, kürzlich mechanisch versucht und eine Maschine konstruiert, die aus 11 vollständigen und 6 verstümmelten Rädchen besteht und mit gegebenen Zahlen sofort selbsttätig rechnet, sie addiert, subtrahiert, multipliziert und dividiert. Du würdest hell auflachen, wenn du hier wärest und sehen könntest, wie sie die linken Rädchen bei Überschreitung des Zehners oder Hunderters von selbst erhöht oder bei der Subtraktion ihnen etwas fortnimmt.*

10

In mancher Hinsicht präziser ist die Beschreibung im folgenden Brief, dem auch eine Skizze beigelegt ist:

SCHICKARD AN JOHANNES KEPLER IN LINZ

Tübingen, 25. 2. 1624. Aus dem Lateinischen *Die Rechenmaschine werde ich ein andermal genauer zeichnen, jetzt nimm in Eile mit folgendem Vorlieb: aaa sind die Köpfe senkrechter Zylinder, denen die Multiplikationen der Stellen einbeschrieben sind, die, soweit sie benötigt werden, durch die beweglichen Fenster bbb heraus schauen. ddd haben innen befestigte zehnzählige Rädchen, die so zusammengefügt sind, daß wenn irgendein rechtes sich zehnmal bewegt, das linke einmal, oder wenn jenes 100 Umdrehungen macht, das dritte einmal usw. bewegt wird. Und zwar in derselben Richtung; damit ich das erreichte, bedurfte es eines gleichartigen Zwischenrades h. Jedes Zwischenrad bewegt alle linken im geforderten Verhältnis, aber kein rechtes, was besondere Vorsichtsmaßregeln nötig machte. Die jeweilige Zahl schaut durch die Öffnungen ccc in der mittleren Bank heraus. Auf der unteren Ebene schließlich bedeutet e Wirbel und f in ähnlicher Weise Öffnungen zum Verfügbar machen von Zahlen, die während der Rechnung gebraucht werden. Aber das läßt sich so Hals über Kopf nicht schreiben; leichter erkennt man es mit eignen Augen. Ich hatte auch für dich schon ein Exemplar bei unserem Johann Pfister machen lassen, aber das ist halbfertig zusammen mit einigen anderen Sachen von mir, besonders einigen Kupfertafeln, bei einer plötzlich dort ausgebrochenen Feuersbrunst vorgestern verbrannt, worüber Mütschelin ausführlicher berichten kann. Über deren Verlust bin ich recht ungehalten, zumal jetzt, da keine Zeit ist, so schnell andere zu machen.*

11

Während die Rechenmaschine in SCHICKARDs Leben eine kurze Episode war, klingt im nächsten Brief ein Thema an, das ihn bis an sein Lebensende beschäftigen sollte: die Geographie. In der zweiten Hälfte des Briefauszuges formuliert SCHICKARD das Problem des Rückwärtseinschneidens: die Lage eines Punktes durch Messung dreier Richtungen von eben diesem Punkt aus zu bestimmen.

SCHICKARD AN JOHANNES KEPLER IN LINZ

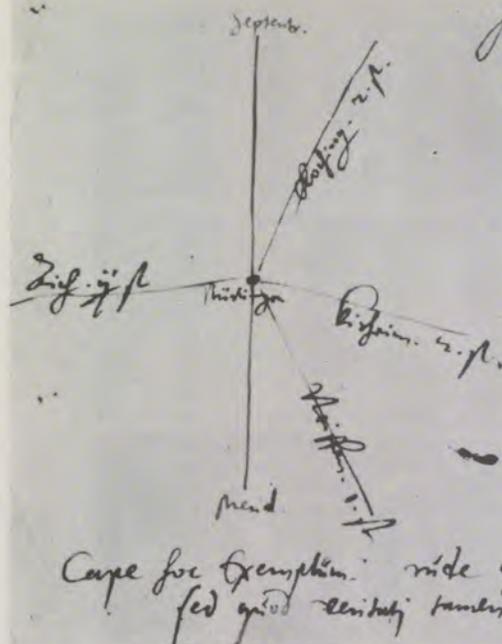
Tübingen, 6. 6. 1624. Aus dem Lateinischen *Jetzt nehme ich die württembergische Landesvermessung in Angriff, die nach Gadner⁶ in äußerst fehlerhaftem Zustand und nur durch eigenen Augenschein zu korrigieren ist. Sie wird darum langsam vollendet werden, es genügt, wenn ich sie innerhalb von zwei oder drei Jahren erledige. Schneller ist es unmöglich zu schaffen, besonders für mich, weil ich nur bei Gelegenheit von Reisen diesen oder jenen Landstrich aufnehme. Viele Mühe pflegen in Talkesseln gelegene Orte zu machen, die von der Höhe aus nicht eingesehen werden können. Bei ihnen gehe ich so vor: ich messe, welche benachbarten Winkel sie mit 3 schon bekannten Orten A, B, C bilden, und lege diese an beiden Seiten einer beliebig angenommenen mittleren Linie BG an, z. B. bei F und E. Dann ziehe ich einen Kreis durch jeweils drei Punkte ABF und BEC, und wo sich beide schneiden, wie in H, dorthin verlege ich den gesuchten Ort, weil Euklid lehrt, daß alle Winkel über derselben Sehne auf dem gesamten Umfang gleich sind⁷. Prüfe diese Methode, und wenn du eine kürzere weißt, so enthalte sie mir nicht vor.*

12

In Straßburg ist der Lehrstuhl des Hebräischen frei. BERNEGGER fragt ganz inoffiziell an, ob SCHICKARD einen Ruf annehmen würde.

MATTHIAS BERNEGGER AN SCHICKARD IN TUBINGEN

Straßburg, 2. 9. 1625. Aus dem Lateinischen *Neulich ist, wie du wohl gehört hast, unser Professor des Hebräischen gestorben, ein trefflicher und sehr gewissenhafter Mann. Durch seine übrige Sorgfalt wie auch mit seinen öffentlichen Übungen hat er seine Professur so glänzend versehen, daß seine Nachfolge jedenfalls für diejenigen von den Unseren beschwerlich wäre, die nach dem leeren Gerede der Studenten und anderer für diese Professur bestimmt sind. Ich höre aber, daß unser hoher Magistrat verlangt, in dieser Sache keinerlei Abstriche am Ruhm unserer Universität zu machen, und deshalb beschlossen hat, wenn er einen Geeigneten gewinnen könne, ihn mit einem viel ansehnlicheren Gehalt als früher anzustellen, und vielleicht von anderswo einen zu holen, weil er daheim kaum einen finden wird. Wie, wenn wir versuchten, ein solches Himmels Geschenk aus Tübingen*



erat occidit & connotat. In primis desidero
 scire Montium, Neiffen, Taccensis, Struffen, etc.
 Cuius non graue fore laboris mei causa
 insuper: & propter id diligenter. Nam
 fide tua nominatione adducta, olim publicabit
 ut ego à me reciam, si quid forte abierit
 oculi alieni. Vale, & impudenti petitionem
 ignosce: Napt. Tübing. 18. Jun. 1626.
 Schickard

W. Schickard

Cape hoc exemplum: vide quidem & fictitium,
 sed quod certitudo tandem analogiam prubeat

Abb. 8: Schriftprobe (lateinische Schrift). Aus SCHICKARDS Brief an W. BÜLFINGER (Nr. 18). – Beschriftung der Skizze, oben beginnend im Uhrzeigersinn (Auflösung der Abkürzungen und Übersetzung in Klammern): Septentr(io) (Nord) – bloching(en) 2. st(und) – Kir(c)heim. 2 st. – Neiffen. 1 st. – Merid(ies) (Süd) – Aich 1½ st. – Im Schnittpunkt: Nürtinga.

herzubringen, würdet ihr das zulassen, wenn (sage ich) du ehrenvoll zu uns berufen würdest, würdest du kommen? Ich bitte dich, laß mich wissen, wie du darüber denkst, welche Hoffnungen wir uns machen können. Ich habe keine amtliche Weisung zu schreiben. Wenn ich aber deinen Willen erführe, würde ich nicht versäumen, die zuständigen Leute aufzufordern, daß sie brieflich, durch Boten, wenn es persönlich nicht möglich ist, das Erforderliche tun.

SCHICKARD konnte einem Ruf nicht folgen. Er antwortete am 14. September, als ehemaliger Stipendiat sei er an Württemberg gebunden und außerdem eigentlich für die Nachfolge MASTLINS auf dem mathematischen Lehrstuhl in Tübingen bestimmt. (MASTLIN starb achtzigjährig im Jahr 1631, worauf SCHICKARD die astronomische Vorlesung übernahm.)

13

Eine noble Einstellung zu wissenschaftlichen Auseinandersetzungen verrät der nächste Brief:

SCHICKARD AN LUKAS SCHICKARD IN GENÈVE

Tübingen, 18. 4. 1626. Aus dem Lateinischen
 Übrigens hast du mir eine große Freude gemacht, als du mir die Bekanntschaft mit Herrn David Clericus, Professor des Hebräischen (in Genf), vermittelt hast. Ich habe von ihm einen außerordentlich freundlichen Brief erhalten, in dem er zwar meiner Ansicht über die samaritani-

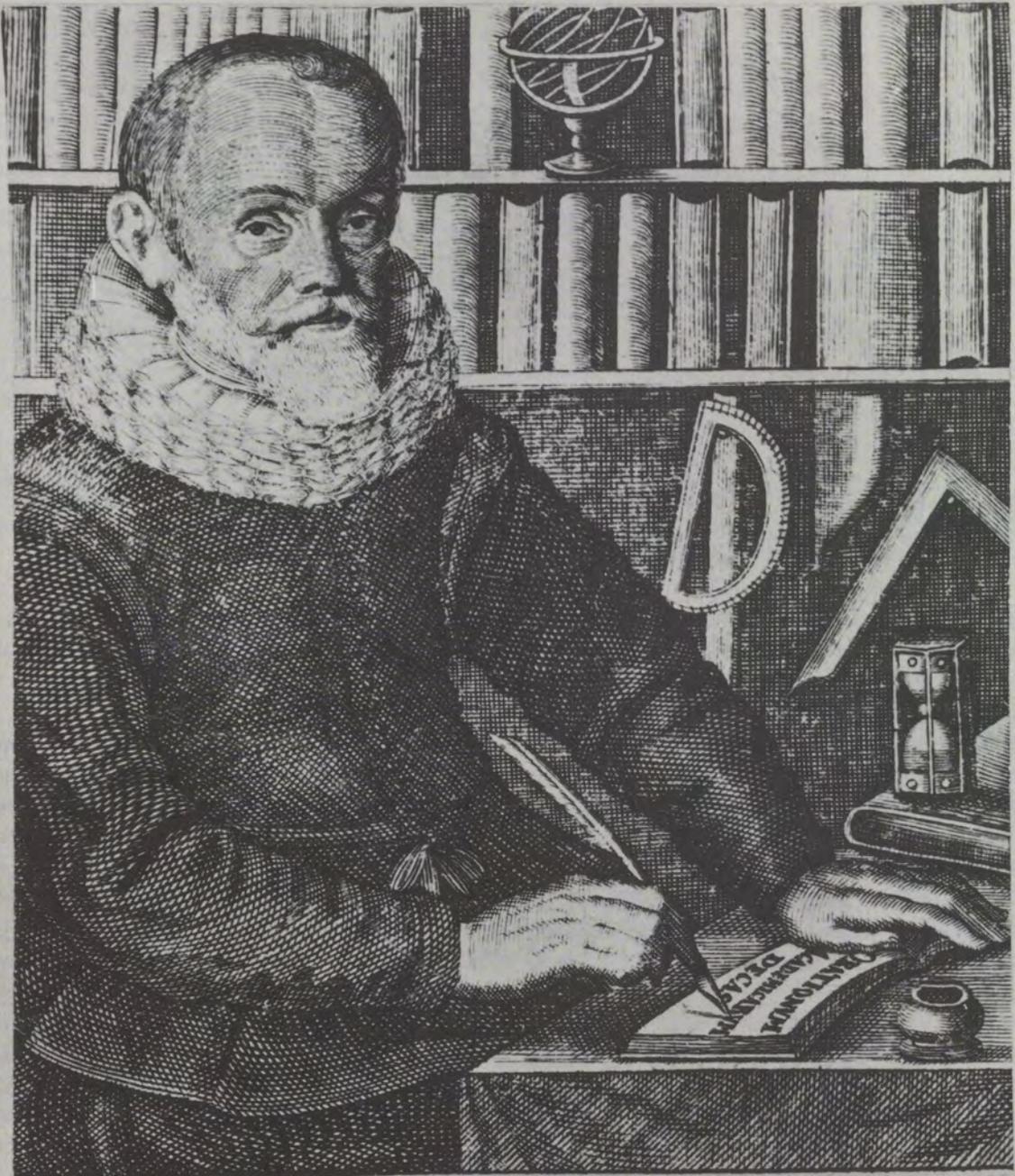
schen Buchstaben widerspricht, aber in so vornehmer und zurückhaltender Weise, daß er mir gerade dadurch viel lieber und verehrungswürdiger ist, als wenn er mir beipflichtet hätte.

14

SCHICKARDS Bruder LUKAS, geboren am 3. Januar 1603 in Herrenberg, hatte nach dem Studium der Theologie in Tübingen als Begleiter eines jungen Adligen Frankreich, England und die Schweiz bereist und lebte seit 1625 als Hauslehrer in Genf. Nun bietet sich ihm die Gelegenheit, als Erzieher des Herzogs FRIEDRICH, dritten Sohns des regierenden Herzogs JOHANN FRIEDRICH, am Stuttgarter Hof zu wirken.

SCHICKARD AN LUKAS SCHICKARD IN GENÈVE

Tübingen, 26. 11. 1626. Aus dem Lateinischen
 Wisse also, daß Lansius⁸ dich vor kurzem in unserem Collegium illustre dem edlen Grünthal⁹ gegenüber in ehrenvoller Weise erwähnt hat, als sie darüber sprachen, daß dem jungen Herzog im kommenden Frühjahr ein Lehrmeister gegeben werden müsse. Du bist benannt worden und ihnen würdig erschienen, dieses Amt zu übernehmen, wenn du nur willst. Das wollte ich dir möglichst bald schreiben. Ich will dir keine Vorschriften machen und kenne deine weiteren Pläne nicht, ob du noch länger in der Fremde bleiben magst, oder des Umherirrens müde, vielleicht lieber heimkehren möchtest. Immerhin sage ich dies: eine so ausgezeichnete Gelegenheit, dich um das Va-



*EX BERNEGGERO uenerandum reddere uultum,
Chalcographus potuit; cetera non potuit.
At ne muta foret, neue exors mentis imago;
Sermonum specimen nos, animique damus.*

IO. FREINSHEMIVS

**Edebatur Argentorati, Anno
Christiano M DC XL.**

terland und den Fürsten verdient zu machen, darfst du auf keinen Fall achtlos vorübergehen lassen. Es ist ja unbestreitbar, daß alle Hauslehrer unserer Fürsten eine glänzende Laufbahn in Hof und Kanzlei hatten. Ich zweifle nur, ob du das Theologiestudium fortsetzen kannst. Anscheinend ziehen sie Kandidaten des Rechts vor.

LUKAS trat die Stelle Martini (11. November) 1627 an und blieb im Hof- und Staatsdienst. Er starb 1651 als Rentkammerexpeditionsrat in Stuttgart.

15

Im 17. Jahrhundert stand das Kirchenamt in seiner sozialen Geltung eher höher als das Lehramt an einer philosophischen Fakultät. Als SCHICKARD 1619 aus einer aussichtsreich begonnenen Kirchenlaufbahn auf den nicht üppig besoldeten Lehrstuhl des Hebräischen an der Universität Tübingen berufen wurde, stellte ihm deshalb der Herzog eine baldige Beförderung in Aussicht. Eine solche Gelegenheit schien sich zu bieten, als durch den Tod VEIT MÜLLERS (13. August 1626) ein Sitz im Senat der Universität freigeworden war. Dieser brachte größeren Einfluß und nicht unerhebliche Einnahmen, und so lag SCHICKARD sehr an der Wahl. Wider sein Erwarten trat jedoch der Professor für Latein und Rhetorik JOHANN MARTIN RAUSCHER als Gegenkandidat auf und wurde von den Senatoren auch gewählt. SCHICKARDS Erbitterung über diese Niederlage kommt im folgenden Brief zum Ausdruck.

SCHICKARD AN MATTHIAS BERNEGGER
IN STRASSBURG

Tübingen, 10. 5. 1627. Aus dem Lateinischen *Körperlich bin ich derzeit Gott sei Dank gesünder als am Gemüt. Dieses wird nämlich schon lange durch die Ungewißheit der Aussicht auf Beförderung gängstigt. Du kannst dich vielleicht erinnern, was ich einst über meine unfreiwillige Entführung aus dem Kirchendienst in diese Schule berichtet habe, und daß ich nur in der Hoffnung auf die versprochene Aufnahme in unseren Senat die gegenwärtige Stellung einigermaßen ertragen habe. Doch sieh, welcher Ausgang droht! als die alte Schuld eingelöst werden soll und sich die langerwartete Gelegenheit bietet,*

Abb. 9: MATTHIAS BERNEGGER (1582–1640). Kupferstich 1640. – BERNEGGER stammte aus Hallstatt in Österreich und wurde 1613 Professor der Geschichte in Straßburg. Durch KEPLERS Vermittlung war er SCHICKARDS Freund geworden. Die beiden Männer, die sich nie gesehen haben, unterhielten einen regen Briefwechsel, der 1673 von BERNEGGERs Sohn veröffentlicht wurde. Wir kennen 62 Briefe von SCHICKARD an BERNEGGER und 43 in der umgekehrten Richtung.

schleicht sich ein anderer mit verschiedenen Künsten ein und nimmt einige so für sich ein, daß sie ihm mit größerer Stimmenzahl den Vorzug geben, mich übergehen. Der erhabene württembergische Fürst aber, der das Bestätigungsrecht hat, erinnert sich meiner allergnädigst, da er natürlich noch genau weiß, unter welcher Bedingung er mich aus der Kirche zur Universität entlassen hat, und hat seine Zustimmung, die sonst nach wenigen Tagen zu folgen pflegt, schon in den dritten Monat verschoben, von den Senatoren auch die Gründe zu erfahren verlangt, warum sie so gehandelt haben (was vorher bei uns nicht üblich war) und bereitet schon die Entsendung seiner Kommissare hierher vor, die persönlich die ganzen Verhältnisse an der Universität gründlicher erforschen sollen, weil er es für notwendig hält, diesen Umtrieben beizeiten entgegenzutreten und vorzusorgen, daß dieser Vorgang nicht bald zum Beispiel genommen wird, da zwei andere Lehrstühle, ein juristischer und ein medizinischer, gerade jetzt durch den Tod der berühmten Doktoren Heilbrunner und Blossius vakant sind. Er sieht nämlich, daß es dem Ruf der Universität wenig zuträglich ist, wenn aus privater Gefälligkeit dieser oder jener hineingedrängt wird. Aber diese Dinge können Anstoß erregen, und es ist zu gefährlich, darüber zu schreiben. Behalte dies für dich in deinem Busen, am besten vernichte den Brief, und berichte mir gewiß mit einer Zeile, ob du ihn ordentlich verschlossen erhalten hast.

Natürlich ist SCHICKARDS Darstellung dieser Vorgänge einseitig. (Die Position des Rivalen kommt zur Geltung in der Dissertation von ULRICH SIEBER: Professor JOHANN MARTIN RAUSCHER, Tübingen 1968, S. 37 – 47.) Der Herzog bestätigte RAUSCHERS Wahl nicht und fällte im Mai 1628 die salomonische Entscheidung, daß beide Bewerber abwechselnd an den Senatssitzungen teilnehmen und sich die damit verbundenen Einnahmen teilen sollten.

16

Eine Geistesverwandtschaft zwischen sich und SCHICKARD stellt im folgenden Brief der Straßburger Arzt und Astronom HABRECHT fest.

ISAAK HABRECHT AN SCHICKARD IN TÜBINGEN

Straßburg, 30. 12. 1628. Aus dem Lateinischen *Weil du dich mit geographischen Fragen beschäftigst, bittest du um die wahre und genaue Höhe unseres Pols¹⁰. Mich wundert es, welches gemeinsame Schicksal uns regiert, daß wir so oft die gleichen Interessen pflegen (ich sage das, ohne meine Kindereien mit deinen Arbeiten vergleichen zu wollen, um nicht als Stümper zu erscheinen). Als du einst das Astroskop erdachtest, ohne daß ich von dir wußte, da begann ich, den ebenen Globus zu basteln¹¹; als du fast als einziger in unseren Landen das Feuer sahst,*

das vom Himmel fiel, da sah ich es auch¹²; und als du in deinen Werken die heilige (hebräische) Sprache verbreitetest, da war auch ich nicht ganz sprachlos, sondern bemühte mich, den Anfängern die Tür zum Sprachwachturm zu öffnen¹³. Endlich, da ich den ebenen Erdglobus unter der Hand habe, höre ich, daß auch du dich mit der Geographie befaßt, wobei ich dir gern helfen würde, wenn ich dazu imstande wäre, aber eher muß ich dich um deine Hilfe bitten, um meine Werke vollenden zu können.

17

SCHICKARD, der ja Professor des Hebräischen war, bemühte sich auch sehr um die anderen Sprachen des Vorderen Orients. Schon als Student oder Diakon hatte er Syrisch gelernt, als junger Professor Arabisch und Äthiopisch. Nun steht das Türkische im Vordergrund seines Interesses, weil er es für eine historische Arbeit braucht. Aber noch fehlt es ihm an geeigneten Hilfsmitteln, und er wendet sich deswegen hilfesuchend an den kaiserlichen Bibliothekar.

SCHICKARD AN SEBASTIAN TENGNAGEL IN WIEN

Tübingen, 11. 6. 1629. Aus dem Lateinischen *Inzwischen ist mir die Übersetzung der Geographie des Nubiens vom Übersetzer¹⁴ selbst aus Paris hierher geschickt worden, zugleich damit der Friedensvertrag zwischen Frankreich und der Türkei, womit ich meinen Durst nach jener Sprache löschen zu können hoffte. Aber weil jene Erklärung nicht wörtlich vorgeht, hilft sie mir wenig, da ich im Türkischen bisher noch Anfänger bin. Ich wünschte mir eine wörtliche Übersetzung davon oder ein türkisch-lateinisches oder türkisch-arabisches Wörterbuch, damit ich wenigstens so vom verworrenen Sinn des ganzen Textes zur gesonderten Kenntnis einzelner Wörter vordringen kann. Wenn ich doch näher bei Wien wäre, um deiner Herrlichkeit zu Füßen sitzen zu können! oder hier die Möglichkeit gegeben würde, ein Wörterbuch abzuschreiben! Ich würde jede Menge Goldes zum Pfand geben und (das Buch) ganz zuverlässig und dankbar zurückgeben.*

Erst im September des folgenden Jahres erhielt SCHICKARD durch HUGO GROTIUS aus Paris eine türkische Grammatik und begann sofort mit dem Erlernen der Sprache.

18

Seit 1624 beschäftigt sich SCHICKARD mit der Landesvermessung von Württemberg. Im Lauf der Zeit mußte er aber bemerken, daß er zu wenig Gelegenheit zu eigenen Messungen hatte. In den Jahren 1628 und 1629 wandte er sich darum an mehrere Freunde und Bekannte und bat sie, ihm mit astro-

nomischen und geodätischen Messungen auszu-
helfen. (Im nächsten Jahr löste sich das Problem auf andere Weise, wie der Brief Nr. 20 zeigt.) Ein Beispiel ist der folgende Brief an WENDELIN BULFINGER, seinen Freund und Nachfolger als Diakon in Nürtingen.

SCHICKARD AN WENDELIN BULFINGER IN NÜRTINGEN

Tübingen, 18. 6. 1629. Aus dem Lateinischen *Du weißt, daß mich schon seit längerem gewisse geographische Fragen beschäftigen. Weil ich aber nicht an allen Orten selber sein kann, erbitte ich zwangsläufig die treue Hilfe meiner Freunde, von denen du aus zwei Gründen der Vorkämpfer bist, weil du zuverlässig bist, und weil du etwas von Mathematik verstehst. Sei also bitte so freundlich und besteige den Turm in der Nähe deiner Wohnung, und bezeichne auf einem unbewegten Blatt Papier zunächst mit Hilfe eines brauchbaren Kompasses den Meridian (wobei die Sonne helfen kann, wenn sie scheint), dann – dabei muß das Papier unverrückbar befestigt sein! – zeichne von einem bestimmten Punkt aus (am besten nimmst du ihn in der Mitte des Meridians) zeichne, sage ich, die Peilstrahlen zu den einzelnen Orten, die du im Umkreis entweder sehen oder aus den Angaben des Mesners (der sich zweifellos in der Gegend vorzüglich auskennt) abschätzen kannst, und notiere dazu auch die Abstände, wieviele Stunden die einzelnen Orte von Nürtingen entfernt sind. Ich muß mich ja schämen, daß ich so viele Jahre dort ansässig war und solche Dinge nicht beachtet habe, als ich Zeit und Gelegenheit dazu hatte. Besonders wichtig ist mir die Lage der Berge Neuffen, Teck und Staufen. Nimm bitte um meinetwillen ohne Verdruß diese Arbeit auf dich und verrichte sie sorgsam. Denn eines Tages wird sie unter Berufung auf dich mit Nennung deines Namens veröffentlicht, damit es nicht auf mir sitzen bleibt, falls einmal fremde Augen irren. Leb wohl, und verzeih mir meine aufdringliche Bitte.*

Nimm dies als Beispiel. Es ist zwar grob und fingiert, aber es gibt doch eine Analogie für die wahren Verhältnisse. In Eile, Tübingen, den 18. Juni 1629.

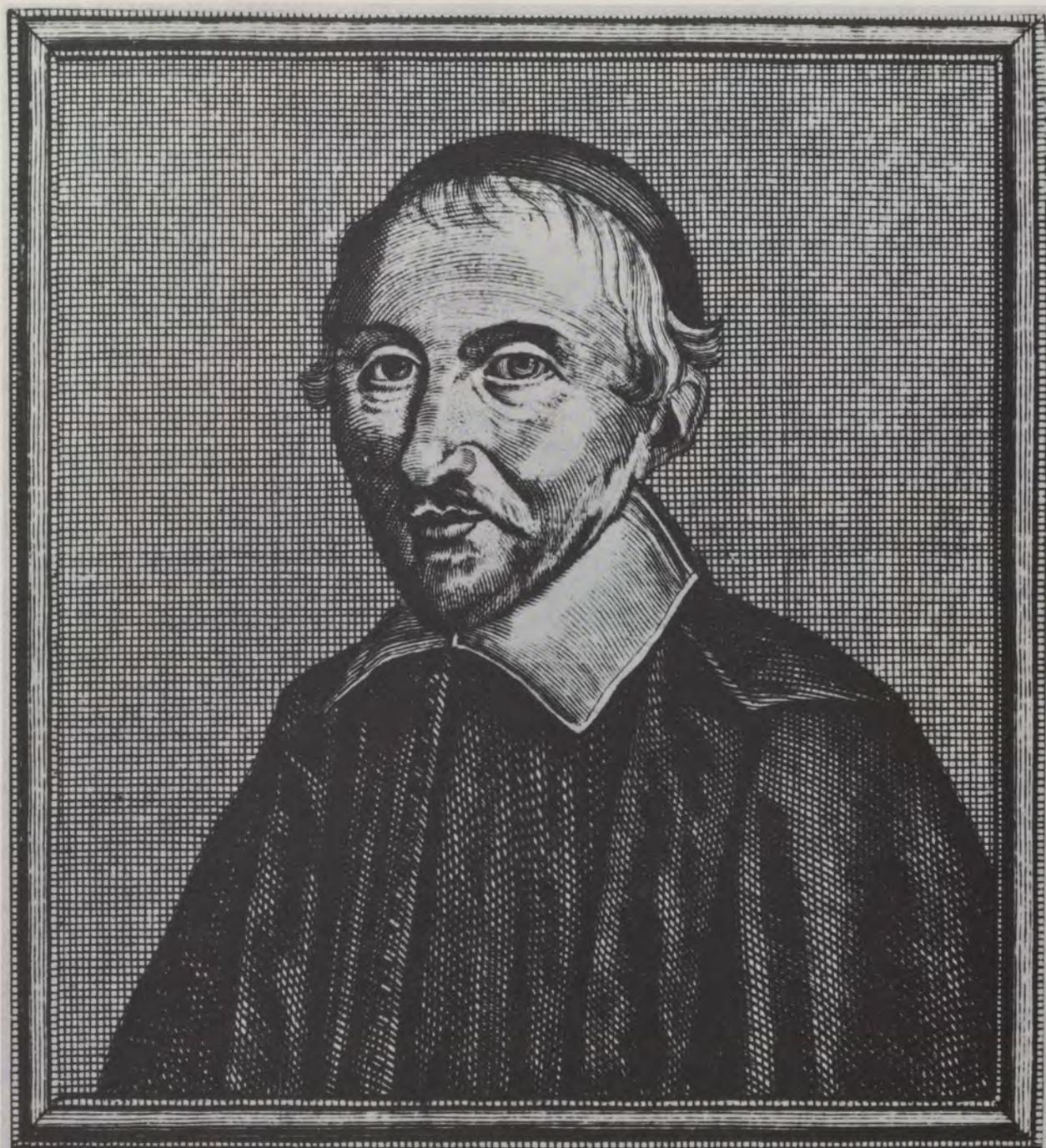
Herzlichst Dein W. Schickard.

19

SCHICKARDS Begeisterung für die Geographie kommt in einem Brief an seinen Bruder LUKAS besonders schön zum Ausdruck:

SCHICKARD AN LUKAS IN STUTTGART

Tübingen, 19. 6. 1629. Aus dem Lateinischen *Ich wünsche dir Glück dazu, daß du dich, wie du schreibst, nun zu derselben Wissenschaft (der Geographie) hingezogen fühlst. Sie ist zweifellos nicht nur höchst ergötzlich, sondern zur Erkenntnis der Geschichte überhaupt unentbehrlich, so daß wenn diese das Auge der*



PETRVS GASSENDVS,
Chanterliensis,

*Regius Parisiis Matheos Professor, postea Canonicus
et Praepositus Ecclesiae Cathedralis Dignensis.
Nat. A. 1598. d. 22. Jan. Den. A. 1655. d. 24. Octobr.
Ex collectione Friderici Roth-Scholzii Norimb.
J.E. Schmidt. scul.*

Abb. 10: PIERRE GASSENDI (1592–1655). Kupferstich nach 1656 (mit falsch angegebenem Todesjahr).
– SCHICKARDS Briefwechsel mit dem französischen Astronomen und Philosophen beginnt 1630
und besteht hauptsächlich im Austausch astronomischer Beobachtungen.
Wir kennen 11 Briefe von GASSENDI an SCHICKARD und 3 von SCHICKARD an GASSENDI.

Lebenserfahrung ist, jene mir sozusagen dessen Pupille zu sein scheint. Ich stürze mich um so entschieden darein, je mehr ich sehe, wieviel mir und anderen hier noch zu tun übrig bleibt. Denn die Vorgänger haben sie keineswegs ausgeschöpft: ich habe schon vielhunderterlei beobachtet, das den Früheren entgangen ist. Besonders außerhalb Europas stimmt in den gewöhnlichen Karten fast nichts außer dem Küstenverlauf. Das möchte ich zu gegebener Zeit in einem eigenen Büchlein beweisen.

20

In Altwürttemberg hatte jede kleine Landstadt ihre Lateinschule, insgesamt gab es davon über 50. Der Wissensstand der Schüler wurde durch zwei Visitatoren (auch Pädagogarchen genannt) jährlich überprüft: einer hatte die Schulen nördlich von Stuttgart («unter der Steig», d. h. dem Anstieg von Stuttgart zur Filderebene), der andere die südlich von Stuttgart («ob der Steig») zu besuchen. Mit der Visitation ob der Steig wurden oft Tübinger Professoren beauftragt, und als dieses Amt durch den Tod des Professors für Griechisch, Latein und Logik JOHANN BAPTIST WEIGANMEIER freigeworden war, kam SCHICKARD für die Nachfolge ins Gespräch. Er zeigt sich anfangs nicht sehr interessiert, sieht aber sofort die Möglichkeit, die zur Schulvisitation erforderlichen Reisen für seine geodätischen Messungen zu nutzen. Als ihm im Februar oder März 1630 das Amt tatsächlich übertragen wurde, war er darüber sehr froh. Die Visitation der 26 Schulen beanspruchte nun etwa 5 Wochen im März und April.

SCHICKARD AN LUKAS SCHICKARD IN STUTTGART

Tübingen, 23. 11. 1629

Anlangend die Visitation ob der Steig, freut mich zwar wohl, daß Herr Heerbrandus meiner in Gunsten gedacht, wär mich auch nicht zuwider, solch officium (Amt) zu bedienen, nicht allein daß ich denen allzugroben Schulfehlern, so bei der Jugend bishero begangen, meines wenigen Teils Hülfe zu remedieren (bessern), sondern auch weil ich mit solcher occasion (Gelegenheit) mein angefangen Landtafeln desto füglicher und parergos (nebenbei) könnte ausmachen. Weil aber allbereit bei hiesigen Classibus mein Collega Herr Rauscherus gestern zu einem Paedagogarchen a Senatu academico verordnet, und vielleicht Illustrissimus Princeps (der erhabene Fürst) diese beide officia (Ämter) (so tempore Gmelini nostri separiert waren) wieder möchte zusammen ordnen (wiewohl sie danach beide bei Academicis blieben), so es schon zwei Personen bedienten, gestalt wir auch sonsten bishero in unsern funktionibus amice alterniert (freundschaftlich abgewechselt) haben, so will ich nicht gern etwas besonders machen, sondern laß es willig geschehen, wie es Gott ordnet.

21

Um seine einfachen und trotzdem für seine Zeit recht exakten Methoden der Landvermessung bekanntzumachen und für seine Landesaufnahme freiwillige Helfer zu gewinnen, veröffentlichte SCHICKARD im November 1629 die kleine deutsche Schrift «Kurze Anweisung, wie künstliche Landtafeln aus rechtem Grund zu machen». Er sandte sie auch an Freunde außerhalb Württembergs. Der den Wissenschaften gegenüber sehr aufgeschlossene Landgraf PHILIPP VON HESSEN-BUTZBACH, mit dem SCHICKARD über seinen Freund und Landsmann DANIEL MÜGLING, Philipps Leibarzt und Mathematiker, in regem Briefaustausch stand, begeisterte sich sofort dafür:

DANIEL MÜGLING AN SCHICKARD IN TUBINGEN

Butzbach, 10. 12. 1629

Neus ist für diesmal nichts zu berichten, als daß der überschickte Discurs von Landtafeln bei hochgedachter Ihr fürstlichen Gnaden sehr beliebt gewesen und so viel gefruchtet, daß sie nit allein selbst ernstlich willens sein Ihr Territorium, nit nur geographice, sonder recht chorographice uffs fleißigst in Grund legen zu lassen, sonder auch bei ihr fürstlichen Gnaden Herrn Vettern Landgraf Georgen etc. als regierendem Landsfürsten soviel vermocht, daß sich Ihre fürstliche Gnaden erklärt, ein gleiches in dero ganzem Land vornehmen zu lassen, wardurch dann verhoffentlich ein feine und gerechte geographische Mappe über Oberhessen wird zuwegen gebracht werden. Gott geb daß andere Herrschaften dergleichen tun. Insonderheit hat unser gnädiger Fürst und Herr, neben Vermeldung deren fürstlichen Gnaden gnädigen Grusses, befohlen den Herrn zu erinnern, er wolle doch mit allem Fleiß daran sein, daß ex mandato Celsissimi Ducis (nach einem Befehl des höchsten Herzogs) ein dergleichen löblich Werk im ganzen Herzogtumb Wirtemberg vorgenommen und absolviert würde. Sonder Zweifel sollte man bald Nachfolger bekommen.

22

Dagegen beklagt sich der Französisch-Schweizer ELIE DIODATI gegenüber SCHICKARDS Bruder darüber, daß die «Kurze Anweisung» nicht in Latein, der universalen Gelehrtensprache, erschienen ist. (Eine lateinische Übersetzung erschien erst 1674 bei Cotta in Tübingen.)

ELIE DIODATI AN LUKAS SCHICKARD IN STUTTGART

Genf (?), 5. 2. 1630. Aus dem Französischen
Ich habe die kleine deutsche Schrift über die Herstellung von Landkarten gesehen mit der beigefügten Figur, aus der ich (unzureichend geübt in Ihrer Sprache) keinerlei Nutzen noch Lehre ziehen kann; aber ich habe sie zum

Übersetzen gegeben. Wenn ich ihm wieder schreibe, werde ich ihm meine Meinung dazu sagen. Er fügt sich und den Liebhabern dieser schönen Wissenschaften großen Schaden zu, wenn er sein geographisches Werk in dieser Sprache verfaßt; solche Werke erfordern eine allgemein verbreitete Sprache wie die lateinische, sonst sind sie auf einen Winkel der Welt beschränkt, was eine unentschuld- bare Ungerechtigkeit ist. Ich werde ihm darüber beson- ders schreiben, indessen können Sie ihm eine Andeutung darüber machen, mir die Ehre Ihrer und seiner Freund- schaft bewahrend, denn ich bin wahrhaft, mein Herr, Ihr sehr ergebener und wohlaffektionierter Diener Diodati.

23

Aufsehenerregende Himmelserscheinungen wie Kometen und Meteore riefen in einer astrologie- gläubigen Zeit immer Schriftsteller auf den Plan, die diese Ereignisse in kleinen Büchlein beschrieben und deuteten. Auch SCHICKARD bildet hier keine Ausnahme. Dieses Mal hatte ein «Wunderzeichen» am Nordhimmel vom 25. Januar 1630 – sicher ein Nordlicht – seine Feder in Bewegung gesetzt. Einige Tage später bat ihn sein Bruder, noch einige Exem- plare des Drucks nach Stuttgart zu schicken. Aber es war zu spät. Denn:

SCHICKARD AN LUKAS SCHICKARD IN STUTTGART

Tübingen, 10. 2. 1630. Aus dem Lateinischen
Ich habe die Gewohnheit, die Exemplare meiner Werk- chen, solange sie frisch sind, sämtlich zu verteilen, da- nach sie ebenso wie andere zu entbehren, da es dann heißt, «wer vorkommt, der mäht vor»¹⁵. Außer der Mühe des Schreibens habe ich nachher noch den Schaden, daß alle Kollegen, alle Nachbarn, alle oberflächlich Bekannten sie nur von mir verlangen und mich so – unter Mißbrauch meiner Gutmütigkeit – berauben. So werden bisweilen Leute betrogen, die mir näherstehen: die Brüder, die Mut- ter, die Verwandten und auswärtige Freunde, die ich mit solchen Gaben günstig stimmen sollte¹⁶.

24

Von der Schulvisitation, einem nicht zustandege- kommenen Besuch in Straßburg und einer Erkran- kung berichtet der folgende Brief.

SCHICKARD AN MATTHIAS BERNEGGER IN STRASS- BURG

Tübingen, 2. 5. 1630. Aus dem Lateinischen
Seit über einem Monat habe ich fast ganz Württemberg von Stadt zu Stadt durchritten, mit dem Auftrag, die Schulen zu inspizieren. Und als ich mich dem Kinzigtal näherte, fehlte nicht viel, daß ich einen Abstecher zu dir nach Straßburg gemacht hätte. Es waren weniger die Ge- fahren auf den Straßen, die mich abgeschreckt haben, wie

die Kürze des vorgeschriebenen Termins, die mich ver- hindert hat. Ich werde mir aber Mühe geben, im kom- menden Jahr, wenn wir es erleben, von Freudenstadt aus zu dir abzuschweifen; denn in diesem Jahr, als mir dieses Amt erstmals übertragen wurde, war es mir reichlich spät mitgeteilt worden. Jetzt nach meiner Rückkehr hat mich ein äußerst heftiges Fieber befallen, das mit einer Vorweg- nahme von vollen 6 Stunden seinen typischen Verlauf in- nerhalb einer Woche nahm. Es ist auch nichts zurückge- blieben, nur daß ich mein rechtes Auge pflegen muß, das die Schärfe der cholerischen Ausdünstung auszufressen versuchte, so daß es nun stark trieft und ich zu längerem Schreiben nicht imstande bin.

25

Kaiser FERDINAND II. hatte im Restitutionsedikt vom 6. März (alten Stils) 1629 die Rückgabe aller nach 1552 von den protestantischen Landesfürsten eingezogenen geistlichen Besitztümer verfügt. Württemberg verlor dadurch 22 Klöster und Stifter, insgesamt ein Drittel des Landes. Erst durch den Westfälischen Frieden von 1648 wurde Württem- berg vollständig wiederhergestellt. Ein Bild von der gedrückten Stimmung im Lande während der Durchführung des Edikts zeichnet der folgende Brief.

SCHICKARD AN MATTHIAS BERNEGGER IN STRASS- BURG

Tübingen, 12. 9. 1630. Aus dem Lateinischen
Über die Zustände bei uns kann ich kaum ohne Tränen be- richten. Alle Klöster sind geraubt, vor drei Tagen auch das benachbarte in Bebenhausen, von dem die Hauptkir- che unserer Stadt abhängt, um die wir schon fürchten. Die Studenten sind vertrieben und irren überall traurig umher. Die aber hier im berühmten Stift lebten (einem früheren Augustinerkloster; es ist noch nicht beschlag- nahmt), wurden vor der Zeit in die Ferien geschickt, hof- fentlich nicht für immer! Hoffnung auf Rückkehr wurde ihnen nicht gemacht. Die Landbewohner haben schon den Äbten gehuldigt, äußerst widerwillig zwar, aber mit Waf- fengewalt gezwungen. Ihre Kirchen sind verriegelt, den Pfarrern ist es verboten, jemanden zu taufen oder Trost zu spenden. Deshalb sind sie heute zur städtischen Predigt aus den Dörfern jammernd und in Scharen hierher zu- sammengeströmt. Zwar sind eine Buße und tägliche Zu- sammenkünfte angeordnet und heute zum ersten Mal verkündet worden, aber ich fürchte, daß es nicht allen ernst genug damit ist, so sehr sind sie inmitten der Stra- fen hartgesotten und sorglos. Ich bin gezwungen, still mit mir Pläne zu schmieden (die ich dir ohne zu zögern offen- bare) über einen Weggang an einen anderen Ort, wenn ich des Glaubens wegen hier nicht länger bleiben könnte. Denn alles andere, so schlimm es auch sei, will ich gern



MAGNIFICAT, CANTO, RE,
 PVTANS BENEFACTA IEHOVÆ:
 ATVITAM RELEGENS! OH
 MISERERE MEI.

Iörg Kymmell: Ex

erleiden, aber diese eine Sache des Heils und des Gewissens wird mich bis ans Ende der Welt treiben. Ich habe mehr als einmal gehört, daß man wegen der Billigkeit des Lebensunterhalts in Basel bequem leben könne und daß der Ort selbst lieblich sei – ob ebenso gesund, nachdem die Pest zurückgegangen ist, weiß ich nicht! – und die Bewohner sind auch nicht unkultiviert. Aber ich will erst abwarten, wie die Dinge ausgehen. Unterdessen versammle ich meine Habe, so weit ich kann. Landwirtschaft, Weinberg und Gärten, woran ich bisher meine Freude hatte, sind schon schwer verkäuflich, und die Pacht ist auch nicht leichter einzutreiben. Es bleibt ein wenig bares Geld, womit ich hoffe, Frau und vier Kinder zwei Jahre lang nähren zu können, bis Gott anders sorgt. Aber dies freundschaftlich in dein Ohr, vielmehr in deinen Busen. Gott mache, daß meine Gedanken überflüssig seien.

26

Der immer hilfsbereite BERNEGGER bietet SCHICKARD sofort eine Zuflucht in Straßburg an:

MATTHIAS BERNEGGER AN SCHICKARD IN TÜBINGEN

Straßburg, 9. 10. 1630. Aus dem Lateinischen

In eurem Unglück wäre es meine Pflicht gewesen, euch etwas Trost zu spenden, aber deine eigene Lebensklugheit und Standhaftigkeit wird dich mehr aufrichten als ich es könnte, und andererseits bedürfen wir selbst, durch die Ausdünstungen des Blitzes in der Nachbarschaft nicht wenig aufgeschreckt, des Trostes von außen. Obwohl es nun so aussieht, als ob die Freude der Bösen nicht lange anhalten werde¹⁷. Wenn aber ein Schicksal – was ich hinwegwünsche – dich aus deiner Heimat vertreibt, dann verspreche ich dir bei meiner Ehre, daß mein Haus dir und den deinen immer offenstehen wird. Es ist, wie dieser (der Überbringer des Briefs) aus eigener Anschauung bestätigen kann, geräumig genug, und auch wenn es eng wäre, würde es für uns in dieser Gemeinschaft ausreichen und dir willkommene und kostenlose Gastfreundschaft bieten, solange du willst.

Dieses großzügige Angebot lehnte SCHICKARD aber ab, um dem Freund nicht zur Last zu fallen.

Abb. 11: JOHANN VALENTIN ANDREAE (1586–1654). Kupferstich 1628. – Auch dieser Verfasser der ersten deutschen Utopie (*Christenstaat*, 1619) und Vorläufer des Pietismus, der in seiner Jugend tief in den Rosenkreuzerwirren steckte und es später doch zu hohen geistlichen Würden in Württemberg brachte, gehörte zu SCHICKARDS engeren Freunden.

Der Niederländer WILLEM JANSZON BLAEU (1571–1638), ein Schüler des berühmten dänischen Astronomen TYCHO BRAHE und deshalb mit allen mathematischen Fächern wohlvertraut, betätigte sich als Verleger in Amsterdam. Prächtige Atlanten, die heute zu den Perlen unserer Bibliotheksbestände gehören, sind seine hervorragendsten Verlagsobjekte. In seinen neuen Atlas wollte er auch SCHICKARDS im Entstehen begriffene württembergische Landkarte aufnehmen.

WILLEM JANSZON BLAEU AN SCHICKARD IN TUBINGEN

Amsterdam, 12. 11. 1633. Aus dem Lateinischen
Deinen am 1. September über Herrn Golius an mich gerichteten Brief habe ich in der vergangenen Woche empfangen. Es war mir lieb zu hören, daß meine Finsternisbeobachtung dir gefallen hat. Besonders lieb aber ist mir dein Angebot, das mit größter Mühe von dir durchwanderte und aufgezeichnete Württemberg mitzuteilen. Du sagst, es könne in vier Karten dargestellt werden; wenn du es aber für der Mühe wert hältst, (das Land) auf mehr Karten zu verteilen, so daß jede eine Grafschaft oder das Territorium einer Reichsstadt oder einen Forst (wie ich in Mercators Karte Württemberg aufgeteilt sehe) umfaßt, so handle nach Belieben. Mir ist es nämlich egal, in wievielen Karten du das Werk vollendest; den Preis, den du forderst, werde ich trotzdem gern zahlen, und damit du meine Meinung weißt: eine Vielzahl von Karten ist mir sogar lieb, wenn nur ein Landstrich gemäß seiner wahren Einteilung dargestellt wird. Ich denke an einen neuen Atlas, dessen beide erste Teile ich sogar in diesem Winter zu vollenden hoffe. In einem davon werde ich Deutschland wiedergeben, das durch diesen Zusatz nicht wenig ausgeschmückt werden kann. Deswegen schick ihn bitte rechtzeitig.

Aus heute nicht mehr ganz durchschaubaren Gründen, wahrscheinlich aber doch durch SCHICKARDS frühen Tod, erhielt Blaeu nur eine von 13 Teilkarten (auf diese Zahl hatte man sich geeinigt). Er konnte deshalb SCHICKARDS Landesaufnahme nicht verwenden, sondern mußte auf die ältere und unvergleichlich unzuverlässigere Karte von GADNER zurückgreifen, die SCHICKARD gerade ersetzen wollte (vgl. Brief Nr. 11).

28

SCHICKARD war ein nüchterner Gelehrter. Wenn es galt, eine Sprache zu lernen, ein Lehrbuch, eine Grammatik zu schreiben, war er dabei. Er erfand alle möglichen Maschinen, erdachte neue – vereinfachte – Methoden zur Messung und Darstellung



Abb. 12: LUKAS SCHICKARD (1603–1651). Ölgemälde 1641. Privatbesitz Tübingen. – Der jüngere Bruder LUKAS wurde zu dem Briefpartner, bei dem SCHICKARD seine persönlichen Freuden und Sorgen am offensten äußerte. 1627 nahm er ein Amt am Stuttgarter Hof an, wo er WILHELM oft nützlich sein konnte. Wir kennen 82 Briefe von WILHELM an ihn leider nur in den Auszügen eines Nachkommen; die Gegenbriefe sind bis auf zwei leider ganz verschollen. Die Auffindung der Originale wäre ein großer Gewinn für die SCHICKARDForschung.

astronomischer Werte. Hochfliegende Spekulation war nicht seine Sache, und so ist er auch der Astrologie, anders als sein Freund KEPLER und viele andere Astronomen seiner Zeit, gänzlich abgeneigt:

SCHICKARD AN ISMAEL BOULLIAU IN PARIS

Tübingen, 25. 3. 1634. Aus dem Lateinischen
Dein Horoskop habe ich gesehen, aber ich kann nicht verhehlen, daß ich auf diese Vorhersagen wenig gebe und deshalb lieber ganz schweige als Ungewisses und Unsinn rede. Es gibt zwar zwei oder mehr andere in dieser Stadt, die als berühmte Astrologen gelten, aber ich habe ihr eitles Geschwätz oft Lügen gestraft, so daß wir wenig miteinander zu schaffen haben und ich deswegen keine Gelegenheit hatte, sie zu hören. Ich bleibe bei der Ketzerei, daß die Sterne dem Menschen außer ihrer Anordnung und dem, was davon unmittelbar abhängt¹⁸, nichts weiter spenden, und daß das Übrige, was gänzlich von unserem freien Willen abhängt, solchen Einflüssen folgt, für die wir selbst verantwortlich sind. Verzeih den Freimut, mit dem ich meine abweichende Meinung äußere, denn auch ich verzeihe meinerseits gern denen, die das Gegenteil glauben, und lasse sie gern bei ihrem Vergnügen oder ihrer Meinung bleiben. Mein fester Entschluß ist es, aus der wahren Astronomie und der Geometrie (die allein unfehlbar ist) nur dem nachzujagen, worauf man sich verlassen und wobei man sich beruhigen kann.

29

SCHICKARD plant einen Katalog astronomischer Beobachtungsdaten aller Zeiten, besonders von Merkurbeobachtungen. Aber zur Ausarbeitung hat er noch nicht die nötige Ruhe gefunden:

SCHICKARD AN PIERRE GASSENDI IN DIGNES

Tübingen, 26. 3. 1634. Aus dem Lateinischen
Zweitens haben mich bisher viele miteinander verknüpfte Aufgaben gehindert, die mich nicht zum Umarbeiten der Beobachtungen kommen ließen. Du weißt, wie viele Dreiecke man berechnen muß, bevor man auch nur einen Ort bestimmt hat. Was also sollen wir von unserem ganzen Buch sagen? Ich könnte kaum in einem ganzen Monat alles lösen, auch wenn ich ganz für diese Arbeit frei wäre; wieviel weniger, wenn ich dazwischen zu so anderen Dingen hin- und hergezogen werde? Du würdest selbst zu einem Teil helfen, wenn du mehr Zeit hättest. Ich pflege mich auch nicht zwischendurch, wenn ich eine oder zwei Stunden Zeit habe, sofort darauf zu stürzen; die Sache erfordert stete Aufmerksamkeit, wenn ich will, daß alles hinreichend korrekt behandelt wird. Ich hatte aber seit dreiviertel Jahren niemals das Glück, für einen Tag ohne lästige Unterbrechung mein eigener Herr zu sein oder diese schönen Dinge ernstlich bearbeiten zu können. Ich habe auch keine Aussicht auf Ruhe vor dem Herbst, wenn

ich das sehr lästige Dekanat der philosophischen Fakultät niederlegen werde. Dann werde ich mich wieder diesen lieblicheren Dingen zuwenden und sie schließlich mit Gottes Hilfe vollenden¹⁹.

30

JOHANN VALENTIN ANDREAE (1586–1654), der Ahnherr der Rosenkreuzer, stammte wie SCHICKARD aus Herrenberg und war seit langem mit ihm befreundet. Er teilt SCHICKARDS mathematische Interessen und hat auch Einblick in seine unveröffentlichten Arbeiten. Als guter Freund kann er es sich erlauben, ihn freimütig zu charakterisieren und auch eine Schwäche des Freundes zu benennen.

JOHANN VALENTIN ANDREAE AN SCHICKARD IN TUBINGEN

Calw, vor dem 16. 7. 1634. Aus dem Lateinischen
Ich schicke dir deinen «Kopernikus» zurück, hochberühmter und vortrefflicher Mann und ausgesuchter Freund. Ich habe mich mehrmals sehr eingehend mit ihm unterhalten. Ich sehe vor mir einen jungen Mann von schöner Begabung und durch deinen Umgang so verdorben, daß er klüger ist als die Masse, was einst ihm selbst Kummer, dir Beschuldigungen eintragen wird, wenn, wie man sagt, Unwissenheit das angenehmste Leben bringt. Aber fahr du fort, dich um die gebildete Jugend besser verdient zu machen als die meisten, die anscheinend nur betreiben, daß ja keiner aus dem Schmutz der Unwissenheit auftauche. Ich erinnere mich unter anderem deiner genialen und einfachen Darstellung der Planetenbewegungen, die du, soviel ich weiß, «gezeichnete Mathematik» (picta mathesis) zu nennen pflegtest. Ich bin der Meinung, daß du sie der Jugend schlechthin schuldig bist, damit sie von der schwierigen und komplizierten Berechnung mittels der Exzenter und Epizykel, die sie nur abschreckt, befreit und für diese edle Wissenschaft mehr gewonnen wird. Ich erinnere mich, das schon früher von dir gefordert zu haben, und wiederhole es nun abermals, weil ich weiß, daß du immer anfängst, nie vollendest, oder daß du immer mit etwas schwanger gehst, aber erst mit den Elefanten gebärst. Ich wollte, daß du deine Pflicht gegenüber solchen Begabungen tätest, mir aber die Kosten auferlegtest²⁰.

31

Die schwere Niederlage der Schweden und der mit ihnen verbündeten deutschen Protestanten bei Nördlingen am 27. August (alten Stils) 1634 bringt ganz Süddeutschland in die Hand des Kaisers. Der junge Herzog EBERHARD flieht nach Frankreich, ein Statthalter des Kaisers regiert Württemberg, die Soldateska raubt und mordet in Dorf und Stadt, die Pest wütet. Einzigartige erschütternde Zeugnisse

über die Not dieser Zeit sind SCHICKARDS letzte Briefe an den Bruder LUKAS und den Freund BERNEGGER. Von Brief 31 ist das erste Drittel, Nr. 32 und 33 sind vollständig wiedergegeben.

SCHICKARD AN LUKAS SCHICKARD IN SAUMUR

Tübingen, 29. 9. 1634. Aus dem Lateinischen
Liebster Bruder Lukas!

Über unsere mehr als betrübliche Lage habe ich dir neulich geschrieben und den Brief Herrn Ochsenbach²¹ zur Bestellung an dich anvertraut. Ich hoffe, du hast ihn längst empfangen. Nun muß ich noch Betrüblicheres hinzufügen, das uns persönlich allzuviel Grund zum Trauern gibt. Denn unsere fromme Mutter ist schließlich an den Wunden gestorben, die, wie ich schrieb, ruchlose Soldaten der unschuldigen Greisin geschlagen haben. Zuvor hat sie zwölf Tage lang unermessliche Qualen ausgehalten. O dieser klägliche Tod, der mit keinen Tränen je genug beweint werden kann! Wie bewegt sind wir, wenn wir das von einer fremden Frau erzählt hören! Nun, da es die betrifft, an deren Brüsten wir gesaugt haben, die sich Gewalt antat, um uns anständig zu erziehen, die in ihrem jahrelangen Witwenstand niemandem lästig fiel, allen Guten willkommen war: was sollen wir da denken? Wie sollen wir sie würdig betrauern? Glaube mir, einige Tage lang habe ich an diesem Schicksalsschlag so schwer getragen, daß der Rektor unserer Universität, der sogar für mein Leben fürchtete, mich mit einem aufgrund einer Vereinbarung verfaßten Trostbrief kaum zu einer ruhigeren Haltung zurückrufen konnte. Aber wozu mache ich jetzt vergebens die Trauer wieder frisch? Wozu errege ich unbedachtsam deine auch so vorhandene Kindesliebe? Wir müssen es Gott überlassen, ohne dessen Vorsehung keines von diesen Dingen geschieht, und beten, daß er uns Hinterbliebene künftig gnädig verschone²².

32

SCHICKARD AN MATTHIAS BERNEGGER
IN STRASSBURG

Tübingen, 8. 12. 1634. Aus dem Lateinischen
Sei begrüßt, lauterster und treuester Freund! Nachdem der Briefbote zu euch gekommen ist, bin ich inzwischen wieder einer Tochter beraubt worden, so daß mir Witwer nun aus der ganzen Kinderschar nur die beiden Kleinsten geblieben sind. O wie bitter trage ich dieses beklagenswerte Schicksal! und so bin ich unfähig zu jeder anderen ernsthaften Arbeit und bedenke nur die Kunst des Sterbens. Und weil ich nicht weiß, was mit mir selbst geschehen wird, bedeute ich meinem Bruder Lukas, daß er erforderlichenfalls nach seiner Rückkehr für die Waisen sorgen soll. Ich flehe dich also an, mein Bernegger, und dies ist vielleicht meine letzte Bitte an dich, Sorge dafür, daß auch dieser Brief (ihm) durch deinen Sohn übergeben wird.

Wenn ich überlebe, werde ich dir dankbar sein; wenn ich zu den Besseren vorausgehe, werden wir dort in einem glücklicheren Stand zusammenkommen und ewige Freuden genießen. Aber leid tut es mir um die vielen Versuche, um die vielen durchwachten Nächte, um die vielen halbfertigen Arbeiten, und ich habe auch keinen unter meinen Schülern, dem ich die postume Veröffentlichung anvertrauen könnte. Möge Gott mich so lange am Leben lassen! Soweit die unermessliche Trauer es zuläßt, schöpfe ich unterdessen Trost aus deiner wunderbaren Galileiübersetzung²³, für deren wohlwollende Mitteilung ich dir sehr verpflichtet bin. Ich wundere mich, wie du einer solchen Arbeit gewachsen bist, unter der ich tausendmal erliegen würde. Gott möge dir diese Tüchtigkeit noch vermehren und machen, daß sie lang währe! Lebe wohl und mache die Sache gut. In Eile, Tübingen, am 8. Dezember 1634.

33

SCHICKARD AN LUKAS SCHICKARD IN PARIS

Dußlingen, 29. 9. 1635. Aus dem Lateinischen
Neues Unheil erzähle ich dir, geliebter Bruder, und nicht geringeres als das vorherige. Das erste ist die unheilvolle Feuersbrunst in unserer Vaterstadt Herrenberg, die sich am vergangenen 9. Juli zugetragen hat; das zweite der kürzliche Tod unserer Schwester Anna, beide in gleicher Weise traurig für uns. Denn wer ist so unerschütterlich, daß er trockenen Auges lesen kann, daß zugrundegegangen ist, was ihm auf dieser Welt das Liebste war? Auch wenn du also heimkehrst (wir hoffen alle, daß es bald geschehe), wirst du vom Vaterhaus nichts übrig sehen als vielleicht ein paar durcheinandergeworfene Steine, vermischt mit Asche und verkohlten Balken. Nicht wird dich bei der Heimkehr die liebe Schwester begrüßen, was sie so ersehnte. Als sie durch den schrecklichen Brand vertrieben wurde, zog sie mit ihren drei Kindern zu mir, ich nahm sie in brüderlicher Nächstenliebe auf und gab ihr Wohnung und Nahrung, und wir glaubten schon, nach jenem Schicksalsschlag etwas aufatmen zu können, als die grausame Pest uns diesen Trost ganz unerwartet völlig zunichte machte. Am vergangenen Matthäustag (dem 21. September) starb nämlich zuerst nach nicht mehr als zweitägiger Krankheit ihre Tochter Gretchen, ein hochbegabtes Kind, für das ich große Hoffnungen hegte, kaum drei Tage später (am 25. des Monats, der uns immer Tod bringt) folgte die Mutter selbst und wurde folgenden Tags in einem Massengrab mit mehreren am gleichen Tag Verstorbenen begraben, darunter die beiden Söhne des Herrn Frisch. Denn weder läßt es die große Zahl der Sterbenden zu, daß für jeden ein eigenes Grab hergerichtet wird, aber auch Leichenzüge und die übrigen Feierlichkeiten werden von den neuen Herren nicht geduldet, natürlich damit der Anblick solcher Leichenbegängnisse den Schrecken nicht noch vermehrt. Ich bin gezwungen worden, mit meinem

Jungen mein Haus zu verlassen, und wir haben uns hier nach Dußlingen zurückgezogen, fast das einzige Dorf im ganzen Herzogtum, das durch Gottes besondere Gnade bisher unversehrt geblieben ist. Wie unbequem und aus tausend Gründen unangenehm es mir hier ist, kann ich mit wenigen Worten nicht sagen. So teuer kommt mich meine Nächstenliebe und brüderliche Gesinnung zu stehen, mit der ich die Schwester bei mir aufgenommen habe, daß ich nun selbst zur Flucht gezwungen bin und dulden muß, daß inzwischen liederliche Strolche meinen Hausrat, Wein und anderes plündern. Wenn es doch hier wenigstens bessere Lebensmittel für den Flüchtling gäbe: während jene zu Haus meine Gut verschleudern und meinen edlen Wein saufen, trinke ich hier schlechten zu einem enormen Preis, schlafe bisweilen im Stroh, während ich mich vor den Betten der Wirtsleute fürchte. Im übrigen weißt du wohl vom Hörensagen, wie schlimm man mit uns umspringt. Die Universität ist in alle Winde zerstreut, und aus der ganzen Zahl der Studenten sind nicht mehr als ungefähr zwanzig Stiftler übrig. Über 200 Pfarrer sind tot, und geeignete Leute, die sie ersetzen könnten, sind nicht vorhanden. Unser Gmelin lebt noch, ist aber zum zweiten Mal Witwer, seine Kinder weit und breit sind gestorben, Michael aber mit Waldburga lebt, ebenso die Schwester Magdalena, die ich vor einiger Zeit auf der Durchreise in Langenalb in der Markgrafschaft (Baden) gesehen habe. Aber die Sickingin ist verstorben, auch Isaak. Nicht alle fallen mir ein, die ich dir nennen müßte. Ich fürchte auch Schlimmes für die Lucie in Stuttgart, obwohl ich nichts Sicheres weiß. Lansius ist noch wohl auf und ist nicht geflohen. Von den Professoren sind nur drei gestorben, Magirus, Kolb und Unfrid. Die übrigen sind in verschiedene Dörfer gegangen. Ich irre mit meinem Buben in der Berglandschaft der Alb umher, sooft das gute Wetter es erlaubt, und kehre dann müde hierher zurück. O wie oft denke ich an dich und hoffe inständig, daß ich dir nach deiner gesunden Rückkehr mündlich erzählen kann, was wir nicht schreiben dürfen. Schließlich teile ich dir mit, daß ich den ganzen Sommer nur einen Brief von dir erhalten habe, den nämlich, der die mir hochwillkommenen Finsternisbeobachtungen von der Garonnemündung enthielt. Lebe wohl. 29. September 1635.

Der Empfänger hat auf dem Brief vermerkt: *Übergeben am letzten Dezember 1635 in London. Letzter Brief meines Bruders W. S. an mich.*

34

Über SCHICKARDS letzte Tage berichtet der frühere Konkurrent JOHANN MARTIN RAUSCHER:

JOHANN MARTIN RAUSCHER AN MATTHIAS BERNEGGER IN STRASSBURG

Dußlingen, 26. 10. 1635. Aus dem Lateinischen *Nachdem unser Schickard in seinem Haus seine Schwester und nacheinander zwei Mägde verloren hatte, begab er sich hierher, am gleichen Tage, an dem ich meine Familie aus Tübingen in das Dorf Dußlingen brachte. Aber er wollte nicht länger als zwei Tage hier bleiben, wanderte mit dem einzigen Sohn bald hier- bald dorthin, zog schließlich nach vierzehn Tagen nach Tübingen zurück und bewohnte ohne Bedenken wieder sein Haus, von dem er genau wußte, daß es von der ansteckenden Krankheit verseucht und verunreinigt war. Aber diese Rückkehr schlug ihm zum Schlechten aus. Kaum vier Tage hatte er dort verbracht, da befahl ihn die Pest und raffte ihn am 23. Oktober dahin. [. . .] In acht Monaten hat unsere Universität schon neun Professoren verloren, deren Lehrstühle noch vakant sind. [. . .] Gestern ist auch Schickards einziger Sohn in Tübingen begraben worden, der nun seinen Onkel Lukas als Erben haben wird. Seine Wertsachen verwahrt Lansius versiegelt.*

RAUSCHER behielt recht: SCHICKARDS Bruder LUKAS, der wohl 1638 aus Frankreich zurückkehrte und ein Amt in der herzoglichen Verwaltung übernahm, wurde sein Erbe. Nach LUKAS' Tod kamen WILHELMS schriftliche Hinterlassenschaften zum Teil in die Hand MAGNUS HESENTHALERS, der LUKAS' Witwe heiratete. Wenigstens einen Teil des Nachlasses verstand er zu Geld zu machen: SCHICKARDS Abschrift und lateinische Übersetzung des arabischen Geographen ABULFEDA verkaufte er durch LEIBNIZENS Vermittlung an einen französischen Gelehrten; heute befinden sie sich in der Nationalbibliothek in Paris. Der vermutlich größere Teil von SCHICKARDS Briefnachlaß, also der Briefe an ihn, war aber 1735 noch in Familienbesitz, kam über den Memminger Bibliothekar SCHELHORN und den Tübinger Professor und Kanzler SCHNURRER 1825 in die Landesbibliothek Stuttgart.

Es ist kein Wunder, daß auf dem langen Weg auch vieles aus dem Nachlaß verlorengegangen ist. Briefe, die 1735 noch abgeschrieben werden konnten, sind heute verschwunden. Sämtliche Briefe von WILHELM an LUKAS SCHICKARD sind im Original verloren: wir kennen sie nur durch Auszüge und Abschriften des Nachfahren JULIUS FRIEDRICH SCHICKARD. Die Gegenbriefe von LUKAS an WILHELM sind mit einer Ausnahme ganz verschollen. Nicht mehr als ein paar Notizen kennen wir aus SCHICKARDS Tagebuch, dessen Existenz ebenfalls JULIUS FRIEDRICH zu Beginn des 18. Jahrhunderts bezeugt. Von den dreizehn Karten, auf denen SCHICKARD Altwürttemberg dargestellt hat, ist nur eine erhalten. Wo sind die übrigen zwölf?

Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß sich heute

noch Quellen über WILHELM SCHICKARD – Briefe, Notizen, Karten, Skizzen, kurzum Manuskripte verschiedenster Art – in Privatbesitz in Württemberg befinden. Sie werden dringend gebraucht für eine umfassende Gesamtdarstellung von SCHICKARDS Leben und Wirken, die von einem Zehnerkollegium in Tübingen erarbeitet wird. Alle, die darüber etwas wissen, sind herzlich gebeten, dies dem Verfasser bald mitzuteilen und ihm Einsicht in die Stücke zu gewähren.

Anmerkungen

- 1 MICHAEL MASTLIN (1550–1631), Professor der Mathematik in Tübingen, war KEPLERS und auch SCHICKARDS Lehrer gewesen. KEPLER beriet sich mit ihm gern über wissenschaftliche Fragen, dieses Mal über die Rudolphinischen Tafeln, die KEPLER aufgrund von TYCHO BRAHES Beobachtungen und der von ihm selbst entdeckten Planetengesetze berechnete.
- 2 Die Übersetzung kann das Wortspiel des lateinischen Originals nur unvollkommen wiedergeben. Es heißt dort: *Grata quod gratis seu dono data, gratiora, quod materia illorum mihi . . . reliquis fere omnibus studiis est gratior, gratissima denique, quod a gratissimo viro eoque ipso auctore profecta sunt.*
- 3 KEPLER zitiert hier den Sinussatz der ebenen Geometrie.
- 4 Durch kaiserliches Privileg war die theologische Schule in Straßburg im gleichen Jahr in eine Universität umgewandelt worden.
- 5 Den gewünschten Koran überließ BERNEGGER SCHICKARD im Mai 1624 leihweise und ein Jahr später als Geschenk.
- 6 Trotz ihrer unzureichenden Genauigkeit wurden die Karten des württembergischen Verwaltungsbeamten GEORG GADNER (1522–1605) seit 1575 immer wieder nachgestochen. Näheres bei R. OEHME: Die Geschichte der Kartographie des deutschen Südwestens, 1961, S. 38 f.
- 7 Satz vom Umfangswinkel.
- 8 THOMAS LANSIUS (1577–1657) wirkte seit 1606 als Professor für Geschichte und Politik am Collegium illustre, einer von der Universität unabhängigen Adelschule in Tübingen.
- 9 HANS JOACHIM von GRÜNTAL war Oberhofmeister am Collegium illustre.
- 10 Die Polhöhe ist gleich der geographischen Breite; diese kann also durch Messung der Höhe des Polarsterns über dem Horizont leicht bestimmt werden.
- 11 SCHICKARDS Astroscopium von 1623 ist ein Kupferstich, der zu einem Kegel ähnlich einer altmodischen Papiertüte zusammengerollt werden kann und dann, von innen betrachtet, den Sternhimmel zeigt. Das Gebilde ist dazu bestimmt, den wesentlich teureren Himmelsglobus zu ersetzen. HABRECHTs Planiglobium («ebener Globus») ist dagegen die Projektion des Globus auf eine Ebene. Der den Himmelsglobus vertretende Teil erschien 1628, der entsprechende Erdglobus 1629.
- 12 Über ein großes Meteor vom 7. November 1623 hatte es zwischen SCHICKARD und HABRECHT eine Kontroverse gegeben.
- 13 SCHICKARDS Horologium Hebraeum («Hebräische Uhr»), ein Lehrgang des Hebräischen in 24 Lektionen, war zuerst 1623 erschienen. (Das Werk wurde ein großer Erfolg; wir kennen über 40 Neuauflagen und Bearbeitungen bis ins 18. Jahrhundert hinein.) HABRECHT hatte 1624 seine *Ianua linguarum quadrilinguis* veröffentlicht, ein Kurzlehrbuch des Lateinischen, Deutschen, Französischen und Spanischen zugleich.
- 14 Das geographische Werk des IDRISI war von GABRIEL SIONITA, der es aufgrund eines Mißverständnisses einem unbekanntem Nubier zuschrieb und deshalb «Geographia Nubiensis» nannte, aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt worden (erschieden Paris 1619).
- 15 *da es . . . vor* im Original deutsch.
- 16 Der Schluß darf nicht zu wörtlich verstanden werden. Natürlich versandte SCHICKARD auch an auswärtige Gelehrte häufig Exemplare seiner kleinen Schriften, wie aus deren Dankschreiben hervorgeht; siehe z. B. Nr. 21 und 22.
- 17 Die Landung GUSTAV ADOLFS in Pommern am 4. Juni 1620 hatte den deutschen Protestanten neue Hoffnung gegeben.
- 18 SCHICKARD meint vermutlich die durch die Sternbilder gegebene Orientierungsmöglichkeit bei Nacht.
- 19 Eine Abschrift dieses Werks hat die Österreichische Nationalbibliothek in Wien. Zum Druck ist es nie gekommen.
- 20 Ein Teil der *picta mathesis* ist in einem Autograph der Österreichischen Nationalbibliothek und einer Abschrift in der Württ. Landesbibliothek Stuttgart erhalten. Auch dieses Werk ist nie gedruckt worden. Übrigens zieht sich das Bemühen, komplizierte Rechnungen durch geometrische Konstruktionen zu ersetzen, wie ein roter Faden durch SCHICKARDS Leben.
- 21 JOHANN FRIEDRICH VON OCHSENBACH, ein Tübinger Student, der studienhalber nach Paris reiste und mehrere Briefe von SCHICKARD beförderte.
- 22 Später im gleichen Brief trägt SCHICKARD das Todesdatum der Mutter nach: es war der 22. September 1634.
- 23 BERNEGGER übersetzte seit 1633 GALILEIs berühmten Dialog über das ptolemäische und das kopernikanische Weltsystem ins Lateinische, wobei er hin und wieder SCHICKARD um Rat in astronomischen Fragen bat. Die Übersetzung erschien unter dem Titel «Systema cosmicum» 1635–36 in Straßburg.

Ulmer Inkunabelholzschnitte des 16. Jahrhunderts in Augsburger Drucken

Peter Amelung

Zwischen Ulm und Augsburg, den beiden bedeutendsten schwäbischen Reichsstädten, bestanden im ausgehenden Mittelalter enge wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen. Beim Buchdruck wird das beinahe symbolisch dadurch unterstrichen, daß er in beiden Städten von zwei Brüdern (GÜNTHER und JOHANNES ZAINER aus Reutlingen) eingeführt wurde – wenn auch im Abstand von fünf Jahren. In fast allen Bereichen des Buchwesens haben sich die benachbarten Städte wechselseitig beeinflußt und befruchtet. Bei aller Verschiedenheit im einzelnen lassen sich sowohl in der Form der Typen als auch im Stil der Buchillustrationen starke Gemeinsamkeiten zwischen Ulm und Augsburg feststellen. Auch die Gestaltung der Bucheinbände weist in beiden Städten viele Ähnlichkeiten auf. Wir finden sogar Augsburger Buchbinderstempel in Ulm und umgekehrt. Auch Typen sind schon in der Inkunabelzeit zwischen beiden Städten hin- und hergewandert (s. u.).

Auf dem Gebiet der Buchillustration war Ulm bis in die Mitte der achtziger Jahre des 15. Jahrhunderts führend dank der großartigen illustrierten Drucke, mit denen JOHANNES ZAINER gleich in den ersten Jahren seiner Laufbahn als Drucker hervortrat, und den nicht minder schönen illustrierten Büchern, die in den achtziger Jahren in den Offizinen LIENHARD HOLLS und KONRAD DINCKMUTS entstanden. Aber alle drei Drucker – besonders HOLL und ZAINER – mußten für die üppige Ausstattung ihrer Drucke durch ihren wirtschaftlichen Ruin büßen. Hier wird ein grundsätzlicher Unterschied zu Augsburg deutlich: während der Buchdruck in Ulm furios begann und sich bis in die Mitte der achtziger Jahre halbwegs auf dem hohen Niveau des Anfangs halten konnte, um dann rapid abzusacken und sich nicht mehr zu erholen, erlebte er in Augsburg eine kontinuierliche Entwicklung, die jahrzehntelang anhielt und die im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts zu einem absoluten Höhepunkt führte. Ganz offensichtlich war Augsburg auf die Dauer gesehen ein günstigerer Nährboden für den Buchdruck als das gegen Ende des 15. Jahrhunderts von einer wirtschaftlichen Krise geschüttelte Ulm. In Augsburg waren im 15. Jahrhundert nicht nur rund viermal soviel Drucker ansässig wie in Ulm, es gab auch – zumindest bei den großen Offizinen – eine viel größere Kontinuität. Allein drei Augsburger Drucker des 15. Jahrhunderts (JOHANN SCHÖNSPERGER d. Ä., ERHARD RATDOLT und HANS FROSCHAUER) waren

bis weit ins 16. Jahrhundert hinein tätig. Neben ihnen gab es im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts ein starkes Dutzend weiterer Druckereien. In Ulm hingegen war der Buchdruck in diesem Zeitraum fast ganz zum Erliegen gekommen.

Zu den Ulmer Offizinen, die am Ende des 15. Jahrhunderts sang- und klanglos erloschen, gehörte die KONRAD DINCKMUTS, der immerhin genau zwanzig Jahre als Drucker in Ulm gewirkt hatte. Seine letzten firmierten Drucke stammen aus dem Jahr 1496. 1499 mußte er mit seinem Verwandten HANS DINCKMUT endgültig die Stadt Ulm verlassen. Danach hat man von seiner Person keinerlei Nachricht mehr. Auch über die Auflösung seiner Werkstatt sind wir nicht unterrichtet. Wir schließen sie aus dem völligen Versiegen der Drucke nach 1496¹ und natürlich aus der Tatsache, daß er 1499 die Stadt Ulm mittellos verlassen hat. Die Buchbinderwerkstatt DINCKMUTS wurde wahrscheinlich von Verwandten oder früheren Mitarbeitern noch einige Zeit weitergeführt. Das Material der Druckerei wurde – soweit es noch brauchbar war – in anderen Offizinen weiterverwendet. Schon 1492 finden wir bei JOHANN OTMAR in Reutlingen zwei Holzschnitte DINCKMUTS, die dieser kurz zuvor noch selbst verwendet hatte².

Nach der Auflösung der DINCKMUTSchen Offizin begegnen wir zunächst einzelnen Holzschnitten aus ihrem Bestand in München und Straßburg und dann vor allem in Augsburg³. Nach Augsburg scheint DINCKMUT alte Verbindungen gehabt zu haben. 1483 kann er sich in einer Übergangszeit, bis er sich eine neue eigene Type (= Type 2) zugelegt hat, einer Type JOHANN SCHÖNSPERGERS d. Ä. aus Augsburg bedienen, die dieser anschließend noch bis 1489 in Gebrauch hatte⁴. Aber es ist trotzdem unwahrscheinlich, daß DINCKMUT bei der Verteilung seines Druckereinachlasses selbst dafür sorgte, daß dies und jenes nach Augsburg gelangte. Seine letzte Type (= Type 5), die er wohl 1493 von JOHANNES ZAINER d. Ä. übernommen hatte, ging 1496 an JOHANNES SCHÄFFLER über, der damit noch ein paar Jahre druckte, bis er sich 1505 in Konstanz niederließ. Wenn nicht alles täuscht, landete diese Type, bei der SCHÄFFLER im Unterschied zu DINCKMUT ein ganz charakteristisches, innen gezacktes Rubrikzeichen verwendete, schließlich bei einem Augsburger Winkeldrucker, der mit ihr im 2. und 3. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts noch eine ganze Reihe von populären Einblattgedrucken herstellte.

J. no. 2053.

W.



¶ Ser vn̄. Al reit mich gantz v̄nd gar / das d̄r den flasser geuallen / so g. denck ich doch bey
Keynen iar / das h̄ndt nit habend fallen / gleich fert als heur / brinnt noch das feur der gesteng
dag ist nymmer / erst w̄rd ich graw / die zeyt wer da / solt ich mich das lassen bekümmern.

¶ Kein glück bey mir n̄t wonnen ist / v̄nd d̄r mir selten kumer / vnglück s̄r war z̄ aller frist /
ist gewonlich bey den frumen / recht wa ich bin hab ich kein gewin / das kan ich woll vernemen /
in aller welt / regiert das gelt / kein armen wil man erkennen.

¶ So hoff ich noch z̄ kurtzer frist / vnfall werd sich verkeren / ein neues Jar angangen ist / glück
werd sich dar in meren / nach grossen layd / kumbt geren freud / on schmerz d̄r keiner sterben /
gar vill verd̄rbe / des man nit wirt / kein becler d̄r nit verderben.

¶ Gedruckt zu augspurg von Mathais Elchinger an sant vrselen closter



Ich kam durch lieb zu meinem lieb
begangen / ich sprach zu ir hertz hertzigs
hertz dein giet hat mich vmb fangen / ich
sey dir nacher oder weyt / ich wolt das
dich zu aller zeyt nach dir der ser belangē

Sy sprach gefell das wer mit nit gar
eben / das mein gemüt in rechter lieb al /
so nach dir solt streben / ich fürcht der nye
wurdt mir zu vill / wiß gefell das ich zu
kaynem wil / mein willen also gebeit.

Ich sprach das wurd mein frärd gar
ser bekrencken / durch al dein giet du fre /
inlichs hertz so du dich das bedenncken /
mit ainer antwurt die sich siegt dar mit
ich als mein trawen myg / mit freuden
von mir schwencken.

Sy sprach mein zeyt wil ich also verrei-
eyben / mit solchen sachen glaub du mir
gantz vnuer woren bleiben / mit fröden
lebe hie vnnd dör / ich sprach zu ir mein
höchster hozt mein trost ob allen weiben

Solt ich dan sein ain gast in deinem hertzen / des wer mir layd vnd precht mir bein vnd
dar zu grossen schmerzen / des werden freden nit geleich / mein hertz gen dir ist fredenreich /
ich hoff du dieest schertzen.

Sy sprach du hast mein antwurt wol vernommen / was dir an mir güter gsell zu lieb
vnd fred mag kumen / dar an hastu mein willen güc / ich sprach hertz lieb dein freyer müc /
wil meine fröde nit frumen.

Yedoch so n.uß ich mich güter ding ern dren / sy sprach güc gefell des laß ich sein wer mag
dir das er weren / dein hoffnung vnnd dein güter trost / den du dan zu dir selber hast / got
wöl dir hayl bescheren.

Wol hin dar an wil ich mein hoffnung setzen / vnd all mein trost des gantze iar mit fre-
ewden an dich setzen / ob sich dein hertz gedenncken wolt / du bist mir lang gewessen holdt /
das wil ich dich ergetzen.

Saran so düt mein fraintlichs hertz gedenncken / das ich in lieb vnnd stetigkeit von dir
nit don ab wencken / gib mir ain drost dem hertzen mein / sy sprach gefell / das laß yez sein /
die lieb müst du mir schencken.

Gedruckt Zu Augspurg Von Mathaeus Elchinger An sant Urselen Closter.

Dieser Winkeldrucker ist MATTHÄUS ELCHINGER. Bei ihm tauchen auch Jahrzehnte nach ihrer ersten Verwendung Holzschnitte aus einem DINCKMUT-Druck von 1482 wieder auf. Leider wissen wir nur sehr wenig über diesen Drucker. Der Name ELCHINGER deutet darauf hin, daß die Familie aus Elchingen (Oberelchingen) stammt, das etwa 8 km nordöstlich von Ulm liegt⁵. Vielleicht hat MATTHÄUS ELCHINGERS Vater HANS, der ebenfalls Drucker war, sogar sein Handwerk bei einem Ulmer Drucker (DINCKMUT?) gelernt, ohne allerdings in Ulm archivalische Spuren zu hinterlassen. Die einzigen bisher bekannten urkundlichen Belege über MATTHÄUS ELCHINGER sind in den drei ältesten Augsburger Zensuranordnungen von 1515, 1520 und 1523 enthalten, die ADOLF BUFF 1881 veröffentlicht hat⁶. Sie haben folgenden Inhalt:

- 1 Am 9. August 1515 schwören HANS ELCHINGER und sein Sohn MATTHÄUS, daß sie *on wissen und willen* des Rats *nichtz trucken, noch ainichen truck ausgeen lassen, der yemandt zu schandt oder zu schmach raicht*. Dasselbe müssen auch andere, aber nicht namentlich genannte Drucker schwören.
- 2 Am 28. August 1520 müssen sich zehn Augsburger Drucker darunter der ‹junge ELCHINGER› durch Eid verpflichten, *in den irrungen die sich haben zwischen den geistlichen & doctoren der heiligen geschrift, des gleichen in schmach & verletzung der ernen sachen nichts ohne Wissen und Willen des Rats zu drucken*.
- 3 Am 7. März 1523 werden acht Augsburger Drucker darunter MATHEIS ELCHINGER in Eid genommen, kein *schmach buch, lied oder ander gedicht in diser stadt* zu drucken oder zu verbreiten. Außerdem gebietet ihnen der Rat, *ob sy anders trucken wollen, sollen sy das zuvor . . . ansagen & erlawbt nüs nemen, & dannoch das selb nit trucken, es sey dan des dichters des selben buchs namen, oder des namen, der solch buch in truck geben hat, des gleichen sein, des truckers namen auch hin zu gedruckt*.

Die Anordnungen des Augsburger Rats sprechen für sich. Vor allem die von 1520 und 1523 zeigen das Bemühen des Rats, die Auseinandersetzungen zwischen Anhängern und Gegnern der Reformation, die seit LUTHERS Aufenthalt in Augsburg 1518 in vollem Gang waren und die nicht zuletzt durch Druckschriften geschürt wurden, unter Kontrolle zu bringen. Wie stark ELCHINGER, von dem wir durch den Beleg von 1515 wissen, daß er die Druckerei vor 1520 noch zusammen mit seinem Vater betrieben hatte, am Druck polemischer Flugschriften beteiligt war, wissen wir nicht. Auf jeden Fall war das Gebot des Rats von 1523, in jedem Druck ent-

weder den Verfasser, Urheber oder den Drucker zu nennen, bei ELCHINGER mehr als angebracht. Wir kennen bis jetzt nur ganz wenige firmierte Drucke ELCHINGERS, aber keinen einzigen datierten. Man darf fast annehmen, daß die spärlichen firmierten Drucke auf das Gebot des Rats von 1523 zurückzuführen sind und folglich nicht vor 1523 liegen. JOSEF BENZING setzt die Druckertätigkeit MATTHÄUS ELCHINGERS eigenartigerweise mit ‹ca. 1534–1540› sehr spät an, obwohl er den einen urkundlichen Beleg vom März 1523 sogar anführt⁷. Erläuternd fügt er hinzu: *Doch sind so frühe Drucke noch nicht bekannt, oder sie sind noch nicht erkannt, da sie ohne Druckerangabe herauskamen*. Von den sechs mir inzwischen bekannten firmierten ELCHINGER-Drucken scheinen tatsächlich die beiden von BENZING (a. a. O.) zitierten die spätesten (um 1539/40) zu sein. Von den vier anderen firmierten Drucken, die übrigens alle Einblattdrucke sind, sind drei mit Holzschnitten geschmückt. Aufgrund dieser Holzschnitte, die bis auf einen⁸ aus DINCKMUTS Werkstatt stammen, und wegen der Identität der verwendeten Typen lassen sich drei unfirmierte Einblattdrucke, die ebenfalls DINCKMUT-Holzschnitte aufweisen, mit Sicherheit auch als ELCHINGER-Drucke identifizieren. Diese Gruppe von Einblattdrucken dürfte um 1520 bis 1525 entstanden sein⁹.

Auf diese Einblattdrucke bezieht sich der Titel dieses Beitrags. Schon 1932 hat ERNST WEIL auf den einen dieser mit Holzschnitten versehenen firmierten Einblattdrucke ELCHINGERS aufmerksam gemacht¹⁰. Sein mit dem Ulmer Stil vertrautes Auge erkannte sofort die Ulmer Herkunft der beiden von ELCHINGER benutzten Holzschnitte, die er auch ziemlich genau *kurz vor 1485* (a. a. O. S. 123) datierte. Aber er war der Meinung, die beiden Holzschnitte stünden in keiner direkten Beziehung zueinander und kämen auch in *keinem Ulmer Inkunabeldruck* (a. a. O. S. 124) vor, denn er hatte nicht bemerkt, daß beide Holzschnitte zu ein und demselben Illustrationszyklus eines DINCKMUT-Drucks von 1482 gehören. Von diesem wenig beachteten Druck hat sich nur ein unvollständiges Exemplar erhalten. Dieses Unikum befand sich zu Beginn unseres Jahrhunderts in Wien in der vom Fürsten LIECHTENSTEIN erworbenen Hauslabsammlung und ist inzwischen über die ROSENWALD-Collection in die Library of Congress in Washington gelangt. In den Katalogen der genannten Sammlungen hat man dem Fragment nach den beiden ersten Worten auf dem ersten erhaltenen Blatt (Bl. 10a) den irreführenden Titel ‹Schwester Demut› gegeben, der seither durch die Literatur geistert¹¹. In Wirklichkeit handelt es sich um ein sogenanntes Los- oder

Ein hübsches lied von ainer vischerin weltlich zu syngen



Ich waiß mir ain feinefraw fisch/
 crein wen sy für über see / mit yr/
 em klaine schifflein / nach fischen stü/
 ndt ir beger / wan sy für hin vnd wider
 her / nach fischen stündt dem freülein
 sein beger dz freülein für yrre / was sü:
 rt das selbig freülein sein / yn irem kla:
 inen schifflein güet fisch geschire / das
 freülein für yrre.

Was gegner ir auff der hayde / ain
 kneblein das was gayll / er sprach got
 gnüß eich fraw vischerin got geb eich
 haylle / das sy der lieben haben wolt /
 auch das ich mit eich fischen solt / die
 nacht bis an den tag / mit eürem fise:
 he beren / da fischt ich allzeit geren /
 die nacht bis an den tag / die weill ich
 fischen mag.

Kneblin woltest du dich fleissen / sp:
 rach sich die wolgethor / ich hab ain
 güet fisch reüße / die mir wol fische kan/
 nst du dich fleissen / so rüder ain wenig baß /
 es gat ain sinsters
 wölklin da rein / ich sorg mir werden naß /
 so rüder ain wenig baß.

so facht mirs all gemainne / die grossen vnd auch die klainen / der kainen lat sy mir dar.
 von / dort nyden in ainer lachen / da facht man güet salmen vnd aschen / vnd andre fise:
 klein vil / wie man sy haben wil.

Und do er nun gefischet het / vnd nymmer fischen lündt / bis auff dz aller beste / sücht
 er scinnen grundt / sein rüder das siel ym auß seiner hande / das schiflin gieng im wider zu
 landt / zerbrochen was ym sein gspet / so rüder so rüder ain wenig baß / es gat ain sinsters
 wölklin da rein / ich sorg mir werden naß / so rüder ain wenig baß.

Das liedlein hat sich ain ende / das fräulin was behende / es sprach zu im mit stille / be:
 üt mir dein weisse handt / got danck dir fast das du mir hast / das Junge hertze mein /
 dein aigen so will ich sein / ich will dir schencken ain krenzlein / das müß mir seyden vmb
 wunden sein / allde ich far da hin / got behüt mir die vischerin.

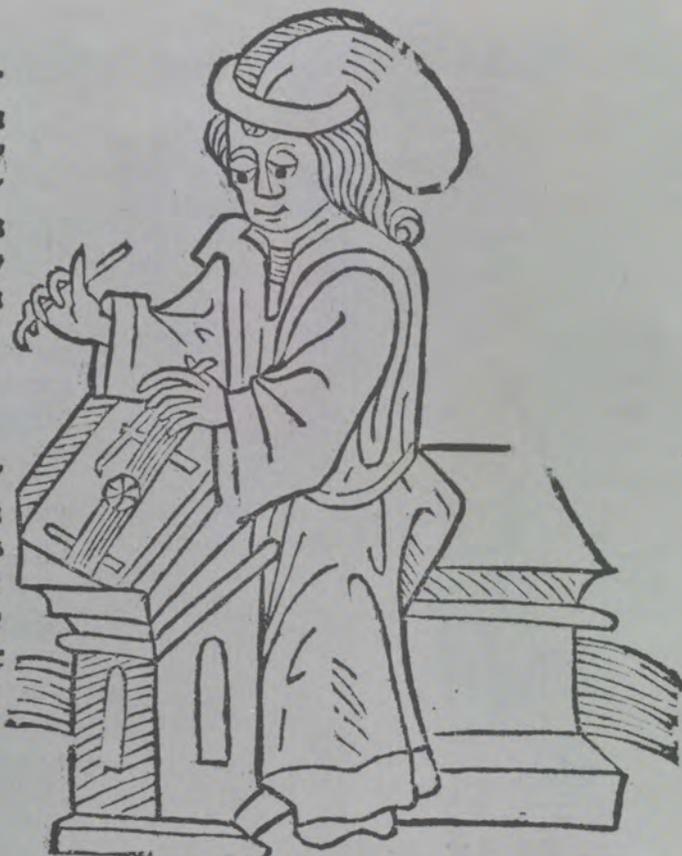
II, 39.

Abb. 3: Einblattdruck des MATTHAUS ELCHINGER. Berlin DSB: Yd 7801 (39)

Würfelbuch¹², das im Druck wahrscheinlich gar keinen richtigen Titel besaß. Unter den wenigen erhaltenen gedruckten Losbüchern des 15. Jahrhunderts ist dieses das älteste. Der Druck ist fast am Schluß (Bl. 33b) aufs Jahr 1482 datiert.

Obwohl der Drucker nicht genannt ist, besteht kein Zweifel, daß wir es mit einem DINCKMUT-Druck zu tun haben. Der Text ist mit DINCKMUTs Type 1 gedruckt, die nur er und zwar nur bis zum Frühjahr 1483 benutzt hat¹³. Im übrigen hat DINCKMUT selbst

¶ Meins gleichen hab ich funden / sy ist von edler art / mein hertz hat sich vmb wunden / gegen einem iungckfräwlin zart / ia die sol nyemantz kenen / denn mein hertz allain / so will ich sy nit nennen / got weißt wol wen ich mein.



¶ Sy hat mir treuw gerhane / da von ich nit vil sag / zün eren will ich sy hann / will thün alles was ich vermag / ich hab ir treuw versprochen / so lang sy me in begert / mein hertz würt mir zerstochen / eedas ich niürt gewert.

¶ Ir lieb hat mich durch hitzet recht wie der sunnen schein / sy ist ein klüger schütze / ir pfeil treibt sy durch mich ein / das zil hat sy zerpalten / das ist das hertze mein / das sol mit freym gewalte / ganz ir aygen sein

¶ Sy hat mirs angeschentzet / als ich an ir entpfinde / Ja sy thüt mich an glentzen / sy lachtet recht wie ein kindt / ir eiglin lat sy schessen / nach meines hertzen beger / dar auff thün ich sy grüssen / noch ist sy vnuermelt.

II
48

¶ Zart ümckfraw ich wolt euch bitten / vmb ein Rossen krentzeleinn / das geben ir mir mit sitten / zart edels ümckfrewlein / Das wil ich tragen gantz weillig vnd gangz frey / wañ ich hör eiweren namen / sprungt auff das hertze mein.

Abb. 4: Einblattdruck des MATTHÄUS ELCHINGER. Berlin DSB: Yd 7801 (45)

dieses Losbuch 1490 erneut aufgelegt. Von der Neuauflage besitzen wir jedoch nur noch ein Fragment von zwei Blättern¹⁴. Von den ursprünglich 34 Blättern des Losbuchs von 1482 sind 21 erhalten. Aus der alten handschriftlichen Foliierung (Blattzählung) geht hervor, daß die Blätter 1-9, 13, 14, 16

und 18 fehlen. Blatt 10 ist am unteren Rand beschädigt, so daß die beiden Holzschnitte auf der Vorder- und Rückseite dieses Blattes nicht mehr ganz vollständig sind. Insgesamt enthält das Fragment noch 17 verschiedene Holzschnitte, von denen einer (= SCHRAMM VI, 13) wiederholt ist¹⁵. Die Holzschnit-

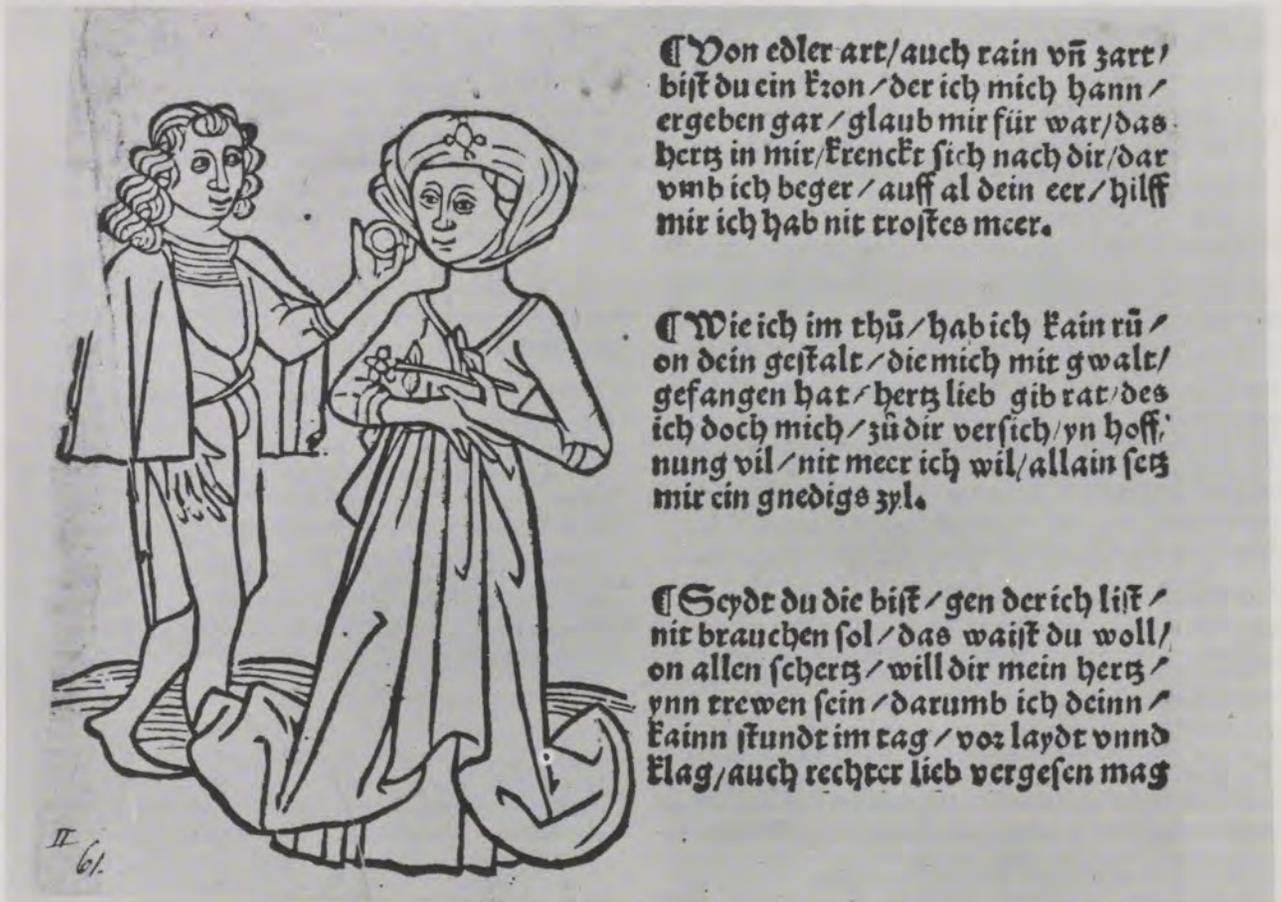
te, die sicher eigens für dieses Losbuch geschaffen wurden, stellen geistliche «Schwestern» und «Brüder» dar. Vorhanden sind die Bilder von sieben «Schwestern» und elf «Brüdern». Da die «Schwestern» den ersten Teil des Losbuchs bilden, sind bei ihnen die Lücken am größten. Ursprünglich waren es je 12 «Schwestern» und «Brüder» wie in anderen Ausgaben dieser Losbuchfassung¹⁶. Unser Losbuch war also mit mindestens 24 Holzschnitten geschmückt, wenn nicht noch weitere Holzschnitte (wie zum Beispiel eine Losscheibe) vorausgingen, was fast anzunehmen ist. Jedenfalls müssen sechs Holzschnitte (von fünf «Schwestern» und einem «Bruder») als verloren gelten, wobei wir natürlich nicht wissen, ob nicht einzelne Holzschnitte wiederholt waren, wie der zu «Bruder Jordan» (= SCHRAMM VI, 13), der einige Blätter weiter hinten für den «Bruder Eychenstil» wieder verwendet wurde.

Auf welchem Weg die bei der Auflösung von DINCKMUTS Druckerei noch vorhandenen «Losbuch»-Holzstöcke in die Hände MATTHAUS ELCHINGERS gelangten, ist unbekannt. Durchaus denkbar wäre es, daß dessen Vater damals als Geselle in einer Ulmer Druckerei beschäftigt war und

so Gelegenheit hatte, die Stöcke zu erwerben. Bis jetzt lassen sich sechs Holzschnitte aus DINCKMUTS Losbuch auf Einblattdrucken ELCHINGERS nachweisen. Als einziger Druck weist der von ERNST WEIL 1932 bekanntgemachte Einblattdruck in der Bayerischen Staatsbibliothek (Sign.: Einbl. I, 8) sogar zwei Holzschnitte (= SCHRAMM VI, 7 und 22) auf (Abb. 1). Eine wahre Fundgrube für ELCHINGER-Einblattdrucke sind vier Sammelbände der Deutschen Staatsbibliothek in Berlin (DDR) mit deutschen Liedern und Gedichten, die im vorigen Jahrhundert mit den Sammlungen des Generalpostmeisters KARL von NAGLER (Sign.: Yd 7801–7803) und KARL HARTWIG GREGOR von MEUSEBACH (Sign.: Yd 7804) erworben wurden¹⁷. Die Sammelbände enthalten zwei firmierte Einblattdrucke ELCHINGERS, von denen einer ohne Holzschnitt ist:

- 1 Yd 7804 (15): Gedicht von 11 Strophen mit der Überschrift *Ein hubscher Perg Rayen* und dem Impressum *Gedruckt zu Augspurg Von Matheus Elchinger an sant Urslen closter*. Ohne Holzschnitt, daher nicht abgebildet.
- 2 Yd 7801 (38): Gedicht von 9 Strophen ohne Überschrift mit einem Holzschnitt und Impressum (Abb. 2). Der Holzschnitt, der in dem Fragment

Abb. 5: Einblattdruck des MATTHAUS ELCHINGER. Berlin DSB: Yd 7801 (61)



Von edler art / auch rain vñ zart /
 bist du ein tron / der ich mich hann /
 ergeben gar / glaub mir für war / das
 hertz in mir / krencft sich nach dir / dar
 vmb ich beger / auff al dein eer / hilff
 mir ich hab nit trostes meer.

Wie ich im thū / hab ich kain rü /
 on dein gestalt / die mich mit gwalt /
 gefangen hat / hertz lieb gib rat / des
 ich doch mich / zū dir versich / yn hoff-
 nung vil / nit meer ich wil / allain setz
 mir ein gnedigs zyl.

Seyde du die bist / gen der ich list /
 nit brauchen sol / das waist du woll /
 on allen scherz / will dir mein hertz /
 ynn trewen sein / darumb ich deinn /
 kainn stunde im tag / vor layde vñnd
 flag / auch rechter lieb vergesen mag

nicht überliefert ist, stammt eindeutig aus DINCKMUTS Losbuch. Er gehört zu der Gruppe der musizierenden «Schwestern» und stand wahrscheinlich auf einem der beiden fehlenden Blätter 13 oder 14. Derselbe Sammelband (Yd 7801) enthält vier Blätter weiter vorn (Nr. 34) ein zweites Exemplar dieses Einblattdrucks, bei dem unten das Impressum weggeschnitten ist.

Auch die drei oben erwähnten unfirmierten Einblattdrucke ELCHINGERS, die mit DINCKMUT-Holzschnitten geschmückt sind, stecken im ersten der Berliner Sammelbände:

1 Yd 7801 (39): *Ain hübsches lied von einer vischerin weltlich zu syngen* mit einem Holzschnitt (= SCHRAMM VI, 6; Abb. 3).

2 Yd 7801 (45): Gedicht von 5 Strophen mit einem Holzschnitt (= SCHRAMM VI, 18; Abb. 4).

3 Yd 7801 (61 oben): Gedicht von 3 Strophen mit einem Holzschnitt (= SCHRAMM VI, 12; Abb. 5).

Die Bilanz dieser ersten Funde ist sehr ermutigend. Zwei Holzschnitte, die im Fragment des Losbuchs von 1482 nur unvollständig erhalten sind, liegen uns jetzt in unbeschädigtem Zustand vor (siehe Abb. 1 und 3). Durch den Berliner Einblattdruck Yd 7801 (38) haben wir einen der verloren geglaubten Holzschnitte aus DINCKMUTS Losbuch wiedergewonnen (siehe Abb. 2). Es ist zwar nahezu ausgeschlossen, daß irgendwo noch vollständige Exemplare der DINCKMUTSchen Losbücher von 1482 und 1490 auftauchen, aber wir dürfen wenigstens hoffen, daß sich die Holzschnittfolge dieser Drucke durch weitere Funde ELCHINGERScher Einblattdrucke um einzelne Stücke ergänzen läßt¹⁸.

Anmerkungen

Vorbemerkung: Bei den in diesem Beitrag erwähnten Inkunabeln werden die gängigen Bibliographien und Kataloge zitiert:

LUDWIG HAIN: Repertorium bibliographicum . . . 1826–1838 (H);

W. A. COPINGER: Supplement to HAIN's Repertorium . . . 1895–1902 (C);

DIETRICH REICHLING: Appendices ad HAINii-COPINGERi Repertorium bibliographicum. 1905–1910 (R);

W. L. SCHREIBER: Manuel de l'amateur de la gravure sur bois et sur métal au XVe siècle. Bd. 5, Leipzig 1910–1911 (SCHREIBER);

Incunabula in American Libraries. A third census . . . comp. and ed. by FREDERICK R. GOFF. New York 1964 (GOFF).

Weitere Literatur ist in den Anmerkungen selbst genannt.

¹ Im Gegensatz zu anderen Druckern hat DINCKMUT seinen Druckern gern ein volles Impressum beigegeben. Etwa die Hälfte seiner Drucke ist firmiert. Von 1482 bis 1496 haben wir aus jedem Jahr mindestens einen firmierten Druck, meist jedoch mehrere. Danach gibt es keinen firmierten und datierten Druck mehr von ihm.

² In einer Ausgabe einer Schrift des PAULUS NIAVIS (H 11 708, GOFF N-35), die am 1. Februar 1492 vollendet war, tauchen zwei Holzschnitte DINCKMUTS auf. Den einen (= SCHRAMM VI, 125 und 641; zu SCHRAMM s. Anm. 15) finden wir bei DINCKMUT von 1484 bis 1491; der andere (= SCHRAMM VI, 585) wurde von ihm nur in einem deutschen Psalter von 1492 verwendet. Wenn man nicht umgekehrt annehmen will, daß ihm OTMAR im Tausch für den ersten Holzschnitt diesen ge-

geben hat, muß man den Abschluß des Psalterdrucks in den Januar 1492 legen. Ein Holzschnitt, auf dem DAVID mit der Harfe vor einem Altar kniend dargestellt ist, wurde eher für eine Psalmenausgabe angefertigt als für ein lateinisches Schulbuch.

³ JOHANNES GRÜNINGER in Straßburg verwendet in einer bereits im frühen 16. Jahrhundert entstandenen «Poenitionarius»-Ausgabe (R 289, SCHREIBER 4998, GOFF P-849: *about 1480!*) einen Holzschnitt, der von 1484 bis 1491 bei DINCKMUT nachzuweisen ist (= SCHRAMM VI, 647). Aufgrund dieses Holzschnitts hat man den GRÜNINGER-Druck in der Literatur lange Zeit als Produkt DINCKMUTS angesehen. Große Verwirrung herrscht in der Literatur auch über einen anderen Holzschnitt (= SCHRAMM VI, 592 und 650), den zuerst DINCKMUT benutzt hat und dem wir später in einem Hagenauer Druck (H 5659) begegnen. In diesem Fall ist es aber wahrscheinlich, daß der Holzschnitt nicht DINCKMUT, sondern seinem Auftraggeber, dem Konstanzer Bischof THOMAS BERLOWER, gehörte. Holzschnitte aus DINCKMUTS Druck des «Zeitglöckleins» (H 16 280) von 1493 finden wir in einer ganzen Reihe von Münchner Drucken JOHANN SCHOBERS bis weit ins 16. Jahrhundert hinein. Es ist anzunehmen, daß SCHOBSE die DINCKMUTSchen Holzstöcke noch in seiner Augsburger Zeit vor seiner endgültigen Übersiedlung (1499/1500) nach München erworben hat.

⁴ SCHÖNSPERGER muß enge Beziehungen zu Ulm gehabt haben. 1492 und 1495 taucht er im Ulmer Schuldbuch (Stadtarchiv Ulm: A 3958, Bl. 271b und A 3959, Bl. 131b) als Gläubiger des Ulmer Druckers ULRICH SAUTER auf. Den Augsburger Drucker ANTON SORG finden wir übrigens ebenfalls 1492 einmal als Gläubiger des Ulmer Buchführers CONRAD OTT im Schuldbuch (Sta Ulm: A 3958, Bl. 289b).

⁵ Aus Elchingen stammte auch LUDWIG HOHENWANG, der Mitte der siebziger Jahre des 15. Jahrhunderts in Augsburg als Drucker tätig war.

⁶ Die ältesten Augsburger Censuranordnungen. Mitgeteilt von ADOLF BUFF. In: Archiv f. Geschichte des deutschen Buchhandels 6, 1881, S. 251–252. Der Standort der ELCHINGERSchen Druckerei «an sant urselen closter» ist uns aus seinen Druckvermerken überliefert. In der Nähe dieses Klosters saßen einige Drucker, unter anderen auch JOHANN und SILVAN OTMAR und Anfang der vierziger Jahre des 16. Jahrhunderts MELCHIOR KRIEGSTEIN, dessen Produktion ähnlichen Charakter hat wie die ELCHINGERS. Man könnte auf die Vermutung kommen, die ELCHINGERS hätten für OTMAR gearbeitet, bevor sie sich selbständig machten, und Jahrzehnte später hätte KRIEGSTEIN die Nachfolge MATTHÄUS ELCHINGERS angetreten. Leider war es mir nicht möglich, im Augsburg Stadarchiv entsprechende Recherchen anzustellen.

⁷ JOSEF BENZING: Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Wiesbaden 1963 (Beiträge z. Buch- und Bibliothekswesen. Bd. 12), S. 17: Nr. 19. – Der Vater HANS ELCHINGER wird als Drucker nicht eigens erwähnt.

⁸ Der Einblattdruck *Ein new gaistlich lied von der iunckfraw Maria (Gedruckt zu augsburg von MATHEUS ELCHINGER an sant urselen closter)* ist mit einem kleinen Verkündigungs-Holzschnitt verziert, der wahrscheinlich auch noch aus einem (wohl Augsburger) Holzschnittzyklus der Inkunabelzeit stammt. Das einzige bekannte Exemplar dieses Drucks war im 18. Jahrhundert noch im Benediktinerkloster Tegernsee in der Bibliothek einem alten Buch der Decke angeklebt (siehe GEORG WILHELM ZAPP: Augsburgs Buchdruckergeschichte nebst den Jahrbüchern derselben. Bd. 2. Augsburg 1791, S. 202: Nr. XI). Durch die Säkularisation kam der betreffende Tegernseer Band an die Bayerische Staatsbibliothek, wo der Einblattdruck inzwischen herausgelöst wurde (heutige Signatur: Einbl. III, 37m).

⁹ Nur einer der von mir untersuchten Einblattdrucke weist ein Wasserzeichen auf, das wegen seiner eigenartigen Form schwer zu deuten ist. Es sieht – modern ausgedrückt – wie ein gebogenes Rohr aus und könnte irgendein damals gebräuchliches Handwerkszeug darstellen. Auch GERHARD PICCARD, der Begründer der Wasserzeichenkartei im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart, konnte keine plausible Erklärung dafür finden. Er datiert es um 1520. Für seine Hilfsbereitschaft sei ihm wie immer herzlich gedankt.

¹⁰ ERNST WEIL: Zum Ulmer Holzschnitt im XV. Jahrhundert. In: Gutenberg-Jahrbuch 1932, S. 123–124.

¹¹ Siehe HANNS BOHATTA: Katalog der Inkunabeln der Fürstlich LIECHTENSTEINischen Fideikommiss-Bibliothek und der Hauslabssammlung. Wien 1910, Nr. 351 und The ROSENWALD Collection. Washington 1954, Nr. 77 sowie GOFF 5-334.

¹² Die sogenannten Losbücher des ausgehenden Mittelalters sind Wahrsage- und Orakelbücher, bei denen man mit Hilfe von Würfeln, Drehscheiben und dergleichen sein Los zog. Aus dem 15. Jahrhundert sind uns solche Losbücher sowohl in Handschriften als auch in Drucken überliefert. Die meisten gehören bereits der scherzhaften Gattung an, bei der das Enthüllen der Zukunft nur noch als Unterhaltungsspiel gedacht war. Die Geschichte der Losbücher ist von JOHANNES BOLTE mehrfach untersucht worden: Deutsche Losbücher. In: GEORG WICKRAMS Werke. Hrsg. von JOHANNES BOLTE. Bd. 4, Tübingen 1903, S. 309–341 (BOLTE 1) sowie Zur Geschichte der Punktier- und Losbücher. In: Jahrbuch für historische Volkskunde Bd. 1, 1925, S. 185–214 (BOLTE 2). Siehe auch den Artikel «Losbücher» von BOEHM in Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Hrsg. von H. BÄCHTOLD-STÄUBEL Bd. 5, 1932/33, Sp. 1386–1401 mit weiteren Literaturangaben. Neuerdings hat KARIN SCHNEIDER in der Faksimileausgabe «Ein Losbuch KONRAD BOLLSTATTERS aus Cgm 312 der Bayerischen Staatsbibliothek München», Wiesbaden 1973, vor allem auf die handschriftliche Überlieferung aufmerksam gemacht.

¹³ DINCKMUTS Type 1 ist in Originalgröße abgebildet bei PETER AMELUNG: KONRAD DINCKMUT, der Drucker des Ulmer TERNZ. Kommentar zum Faksimiledruck 1970. Dietikon-Zürich (1972), Abb. 2.

¹⁴ Dieses Fragment (VB 2653) befindet sich heute in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin (Sign.: Inc. 2653). Glücklicherweise ist eines der beiden erhaltenen Blätter das Schlußblatt mit dem voll fir-

mierten Impressum DINCKMUTS vom 28. Juni 1490. Das Fragment enthält zwar keinen Holzschnitt, aber es ist anzunehmen, daß DINCKMUT auch diese Ausgabe mit den Holzschnitten der Ausgabe von 1482 versehen hat. Siehe zu diesem Losbuch auch BOLTE 2 (s. Anm. 12) S. 200 und 207–208 (mit Abdruck des Texts des Fragments).

¹⁵ Sämtliche Holzschnitte sind abgebildet bei ALBERT SCHRAMM: Der Bilderschmuck der Frühdrucke. Bd. 6: Die Drucke von KONRAD DINCKMUT in Ulm. Leipzig 1923, Abb. 6–22. Im folgenden werden die einzelnen Holzschnitte nur nach SCHRAMM zitiert.

¹⁶ Das DINCKMUT-Losbuch von 1482 entspricht den von BOLTE (BOLTE 1, S. 326–329) als Fassung T bezeichneten Losbüchern, die zur scherzhaften Gattung von Losbüchern gehören. Diese Fassung ist außer in den beiden Ulmer Inkunabeln in zwei Handschriften und einem weiteren Frühdruck (C 3636) mit verschiedenen Varianten (in der Abfolge der Namen und der Namen selbst) überliefert.

¹⁷ An dieser Stelle möchte ich meinem Kollegen HELMUT CLAUS in Gotha herzlich danken, der mich bei einem Besuch in der Deutschen Staatsbibliothek auf diese Sammelbände aufmerksam machte. Ebenso möchte ich den Kollegen von der Deutschen Staatsbibliothek sowie dem Kollegen HELMUT URBAN in München für die Beschaffung der Negative für die Abbildungen von Herzen Dank sagen.

¹⁸ Die Zahl der ELCHINGER-Drucke wird sich mit Sicherheit noch stark erhöhen. Neun Drucke wurden in diesem Beitrag erwähnt. Mir sind bereits neun weitere unfirmierte Einblattdrucke bekannt, die zwar mit Holzschnitten anderer Provenienz versehen sind, sich aber aus anderen Gründen ELCHINGER zuschreiben lassen können. Überraschenderweise sind darunter auch einige Einblattdrucke, die man bisher als Ulmer Drucke des 15. Jahrhunderts ansah. In einem der nächsten Bände des Gutenberg-Jahrbuchs werden wir darauf eingehen.

Mörikes Verhältnis zu Hölderlin

Adolf Beck

Bezauberung und Grenze des Verstehens

OSKAR RÜHLE

zum 75. Geburtstag in herzlicher Freundschaft

Wird der geneigte Leser, der stolze Landsmann und fromme Verehrer MÖRIKES Anstoß nehmen, wenn ausgerechnet in der «Schwäbischen Heimat» und ausgerechnet im MÖRIKE-Jahr dem Weine der Verehrung ein kleiner Schuß Wasser zugesetzt wird? Getrost, der Wein soll nicht verwässert werden. Es geht im Folgenden nicht um das Verhältnis der Dichtung MÖRIKES zur Dichtung HÖLDERLINS; das würde Bogen füllen und den ganzen Komplex: MÖRIKE und das Wachstum seiner Lyrik – GOETHE – Romantik – Biedermeier aufrollen. Es geht um MÖRIKES Einstellung zu HÖLDERLINS Dichtung, um die Art ihrer Aufnahme und Beurteilung, um ihr «Erlebnis».

Als MÖRIKE 1822 ins Stift kam, war HÖLDERLIN seit 1807 in der bescheidenen, doch treuen Pflege der Familie ZIMMER am Zwingel überm Neckar. Wie mancher andere Stiftler, und mancher freie Student, besuchte er gelegentlich den Kranken in sei-

nem kleinen, geweißneten amphitheatralischen Zimmer¹ mit der schönen Aussicht ins Steinlachtal und auf die Alb. Hie und da begleitete er WILHELM WAIBLINGER, den es schon von Stuttgart aus, Anfang Juli 1822, zu dem genialischen Hölderlin¹ zog, den dann der Mensch faszinierte, der «Hyperion» berauschte und der etwa fünf Jahre danach, aus römischer Ferne, eine eindringliche Beschreibung des Kranken, eine scharfe Schilderung seiner Physiognomie und seines Gebarens gab². Von MÖRIKE gibt es eine solche nicht, und sicher hat er 1828 eine Bitte seines nach Dresden entwichenen Stiftsfreundes WILHELM NAST, ihm zu einer Charakteristik HÖLDERLINS, UHLANDS und KERNERS, zu der ihn TIECK aufgefordert habe, einige Umriss seiner Physiognomie beizusteuern³, schon aus Zartgefühl, und weil ihm das nicht lag, nicht erfüllt. Dafür hat er Unmittelbareres, Wertvolleres bewahrt. Am 27. Juli 1823 führte er zwei Freunde aus seiner Heimatstadt, die ihn von Stuttgart her besuchten, den genialischen RUDOLF LOHBAUER und den Lithographen JOHANN GEORG SCHREINER, einen geschickten Zeichner, zu HÖLDERLIN⁴: *nachher zeichneten sie, gleichsam wehmütig spie-*

lend, das Profil des armen Manns miteinander auf einen Wisch Papier, den ich noch verwahre.

Nochmals, 1826, führte MÖRIKE den Zeichner zu HÖLDERLIN, und nochmals fertigte dieser ein Profilbild des Dichters⁵ – zwar nicht im unmittelbaren Anschauen der Person, doch gleich nachher aus frischester Erinnerung gemacht . . . in hohem Grade ähnlich ausgefallen, besonders auch ist die Haltung, worin sich das Bemühen zeigt, einem subtilen Gedanken den gehörigen Ausdruck zu geben, sehr gut getroffen.

Auch dieses Bildchen ist erhalten. (Übrigens ließ der Versuch, ihn im unmittelbaren Anschauen zu konterfeien, den Kranken, jedenfalls in den zwanziger Jahren, in furchtbarem Zorn, mit verzerrten Zügen aufahren: dies bekam FR. TH. VISCHER nach eigenem Bericht bei einem Besuch mit einem Künstler, der ihn zeichnen wollte, zu spüren⁶. Sollte diese Aversion frühes Symptom seines in den Jahren um 1840 offen ausbrechenden Wunsches sein, nicht er selbst, nicht HÖLDERLIN zu sein, sondern SCARDANELLI, BUONAROTTI, SALVATOR ROSA?)

Es gibt kein Zeugnis, daß von den Gedichten HÖLDERLINS – die ja bis zur UHLAND-SCHWABSchen Sammlung 1826 in Almanachen und Taschenbüchern verstreut und versteckt waren – etwas dem werdenden Dichter vor seinem Eintritt ins Stift und seiner Freundschaft mit WAIBLINGER nahe kam. Als ihm aber etwas nahe kam, waren es Gedichte aus den Jahren der Krankheit, Handschriften des Dichters, ihm von WAIBLINGER geschenkt und wahrhaft ein Heiligtum – sehr schöne Gedichte, Rätsel des Wahnsinns, aber sie lassen den schönsten Sinn teils erraten, teils haben sie ihn offenbar. So MÖRIKE 1832, in einer Niederschrift: «Erinnerungen an Erlebtes» (die uns noch beschäftigen wird)⁷. Die beiden Gedichte sind alkäische Oden, ohne Überschrift. Das eine beschwört, Jahrzehnte überfliegend, den Schatten DIOTIMAS, die zum Dichter spricht – wir zitieren die ersten zwei Strophen –⁸:

Wenn aus der Ferne, da wir geschieden sind,
Ich dir noch kennbar bin, die Vergangenheit,
O du Teilhaber meiner Leiden!
Einiges Gute bezeichnen dir kann,

So sage, wie erwartet die Freundin dich?
In jenen Gärten, da nach entsetzlicher
Und dunkler Zeit wir uns gefunden?
Hier an den Strömen der heiligen Urwelt.

Der Anfang des andern Gedichtes⁹:

Wenn aus dem Himmel hellere Wonne sich
Herabgießt, eine Freude den Menschen kommt,
Daß sie sich wundern über manches
Sichtbares, Höheres, Angenehmes:

Wie tönet lieblich heilger Gesang dazu!

Wie lacht das Herz in Liedern die Wahrheit an,

Daß Freudigkeit an einem Bildnis –

Über dem Stege beginnen Schafe

Den Zug, der fast in dämmernde Wälder geht . . .

MÖRIKE schrieb das Gedicht mehrmals ab, veröffentlichte es 1859 als «Reliquie von HÖLDERLIN» und erklärte, man dürfe es ohne Frage zu dem Lieblichsten zählen, was sich unter dem Wust dieser traurigen Spätlinge fand¹⁰. Triftig hebt er die bezaubernde Lieblichkeit hervor, wohl zu Unrecht aber deutet er dann als Krankheitsspur das unwillkürliche Abreißen der schwungvollen Reflexion, bei dem Eintreten des landschaftlichen Bildes: dem so scharfen wie reizvollen Bild vom Zug der Schafe läuft die Vorstellung Bildnis vor: daß dem Herzen Freudigkeit an einem Bildnis – wie dem der ziehenden Schafe – ersteht. Das ist doch wohl legitimes Anakoluth.

Eine kleine Episode zeigt, wie die Ode dem Dichter zum inneren Besitz wurde. KLARA MÖRIKE am 1. Mai 1840 an KONSTANZE HARTLAUB¹¹: Nach einem Besuch von Schöntal wanderte man den Berg hinauf (die jedem Schöntaler Seminaristen vertraute Honigsteige). Eduard und ich hörten hart neben uns auf der waldigen Seite . . . das sanfte Rauschen eines Stromes; wobei mich Eduard an ein Gedicht von Hölderlin erinnerte – bereits aus seiner spätern, wahnsinnigen Zeit. Was den Bruder daran denken ließ, war das sanfte Rauschen: am Schluß der Ode heißt es:

Gewässer aber rieseln herab, und sanft
Ist hörbar dort ein Rauschen den ganzen Tag.

Das Haften zauberhafter Züge im empfänglichen, sensiblen Sinne: das gehört zu MÖRIKE.

Die Mitteilungen über die beiden Oden sind aus Erinnerung und Rückschau gemacht. Noch in Tübingen aber wurde für MÖRIKE bezauberndes Erlebnis der «Hyperion», der 1822 in 2. Auflage erschienen war. Mittelbar, doch beredt bezeugt das ein Brief des Vikars vom 11. Mai 1827 an seinen Freund JOHANNES MÄHRLIN, – ein rechter Frühlingsbrief¹²: Du wirst Dich derzeit häufig ins hohe Gras legen und die liebe Sonne an Dir saugen lassen und Dich von Maikäfern einsummen lassen. Weißt noch, wie wir vor zwei Jahren in der Nähe der Allee mit dem Hyperion lagen?

Noch fünf Jahre später, aus Ochsenwang am 21. Mai 1832¹³, erinnert MÖRIKE, kürzlich von einem hastig-süßen Frühlingsfieber befallen, den Freund daran, wie sie einmal vor der Allee in Tübingen, unter Schlüsselblumen und Maikäfern, den Hyperion lasen. Zauber des Frühlings und Zauber der Dichtung: hier verschmolzen sie wohl.

Schon 1824 aber – im Jahr der Trennung von WAIBLINGER und Peregrina – schrieb MÖRIKE seinem Freunde LOHBAUER einen (verlorenen) Brief, dem «Hyperion» vorausging. Der Brief war Absage an überschwängliche, schrankenlose Liebe, wie der ungestüme Freund sie meinte – Absage aus religiösem Gewissen, aus Liebe zu Ihm, zu CHRISTUS. Dafür bot MÖRIKE Freundschaft: *Willst Du mein Freund sein?*, so fragte er, wie LOHBAUER zitierend seine Antwort anhub. MÖRIKES eine Grenze ziehender Brief löste einen leidenschaftlich-chaotischen Erguß aus, an dem auch die starke Berührung durch «Hyperion» teilhatte¹⁴.

Gestern, als ich kaum Hyperion angefangen hatte – da riß michs auf einmal auf in plötzlicher – Trunkenheit und ich schrieb Folgendes an Dich – Komm wieder her! Laß Dich an meine Brust reißen . . . – ewig – Ach! zusammen erkennen, finden wir gewiß das Höchste das höher als alles Andere – sei es was es sei – Ich will jetzt nichts haben als Dich – . . . Was soll ich tun? was willst Du tun, daß wir immer beisammen sind – Auch Kauffmann muß her – Der ist Alabanda und ich und Du Hyperion – Laß uns hinaus miteinander, laß uns nach Griechenland – gewiß ich denke jetzt nicht an Hyperion – und wenn es sein soll, so können wir ja Deinen Christum predigen –

Das klingt nach flüchtigem Rausch und wars wohl auch. Im Februar 1840 notierte LOHBAUER ein Gespräch über «Hyperion» mit MATTHIAS SCHNECKENBURGER, einem Kompromotionalen MÖRIKES und WAIBLINGERS, Theologie-Professor in Bern, wo auch der politische Flüchtling LOHBAUER nach schweren Jahren einen Lehrstuhl – für Kriegswissenschaft – erhalten hatte¹⁵. *Ich sagte ihm, daß ich kürzlich wieder hineingesehen, und die Sprache noch schön, aber die Gedanken doch hinter uns liegend gefunden. Er lächelte und sagte: Es ginge mir gleich; ich vermöchte jetzt nicht mehr hineinzulesen, was uns damals in Tübingen berauschte. So wird das Leben ernster . . .* Man mag von der leicht banausischen Distanzierung der beiden Männer von ihrer begeisterten Jugend absehen. Jedenfalls: Um 1824 war in Tübingen ein, sei es auch nicht großer, Kreis von Stiftern und anderen Studenten, der sich an «Hyperion» begeisterte, berauschte: vorab WAIBLINGER, der sich beim Lesen durch und durch geschüttelt fühlte; neben ihm LOHBAUER, SCHNECKENBURGER, wohl MÄHRLIN, offenbar auch ERNST FRIEDRICH KAUFFMANN, den sich LOHBAUER in dem Brief an MÖRIKE als Alabanda vorstellte.

Und MÖRIKE? Sein Hyperion-Erlebnis war mehr Bezauberung als Berauschung. Auch bei ihm aber trat Ernüchterung ein: Entzauberung. Eingangs der

erwähnten «Erinnerungen an Erlebtes», am 7. April 1832, schrieb er¹⁶: *Ich will bei Gelegenheit dem liebenswerten, lange noch nicht genug erkannten Dichter Fried. Hölderlin ein kleines Denkmal stiften und über die Schönheiten wie die Fehler Hyperions etwas dabei sagen. Das Denkmal ist nicht ausgeführt worden. Vermutlich hat MÖRIKE die UHLAND-SCHWABSche Gedicht-Ausgabe von 1826, ohne die es kaum auszuführen war, 1832 gekannt, wohl eher besessen (erwähnt wird sie von ihm erst 1853). – Ein lange noch nicht genug erkannter Dichter: immerhin lagen seit 1827/28 die einfühlsamen Aufsätze GUSTAV SCHWABS und ACHIMS von ARNIM, auch der des weithin gehörten WOLFGANG MENZEL vor. ARNIM hatte (ähnlich wie KERNER brieflich schon 1820) HÖLDERLIN den größten aller elegischen Dichter der Deutschen genannt. In MÖRIKES Notiz ist das Beiwort liebenswert nicht eben aussagemächtig, doch mag das in einer Skizze hingehen. Aufhorchen läßt aber die Wendung: über die Schönheiten wie die Fehler Hyperions. Ein, wenn auch dürftiger, Ersatz für das Denkmal ist nun der nur sechs Wochen nach der Skizze geschriebne Brief an MÄHRLIN vom 21. Mai. Nach der schon angeführten Erinnerung an die Lektüre des «Hyperion» heißt es¹⁷: *Ich sehnte mich wieder nach dem lang nicht gesehenen Buche und verschrieb mir augenblicklich. O welch ein sinnbetäubender Dampf und Blumengeruch der Vergangenheit stieg mir entgegen! . . .**

Erinnerung also, sinnbetäubend, überfällt den Wiederlesenden, – Erinnerung wohl an alles, was mit der Lektüre von einst zusammenhing: der Kranke – Peregrina – WAIBLINGER – LOHBAUER – Orplid, dazu vielleicht Erinnerung an das Erwachen großer Lyrik mit dem wahrhaft herrlichen Gedicht «An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang». Erinnerung: man denkt an den zauberhaften Schluß des (vier Jahre früher entstandnen) Gedichtes «Im Frühling»: *Mein Herz, o sage, Was webst du für Erinnerung In golden grüner Zweige Dämmerung? – Alte unnennbare Tage!*

Abermaliges Lesen aber bringt den Umschwung: *Als ich ihn wieder vornahm, ward ich bei all seiner Herrlichkeit nur um so mehr betrübt durch das unausweichliche Gefühl von Schiefheit im ganzen Sütjet, in der Anlage, ja zum Teil in der Darstellung des Hauptcharakters, dem, an sich rein elegisch, . . . ganz heterogene Bestrebungen von Größe aufgebürdet werden. Am Ende sieht das Ganze doch nur wie ein rührendes Zerrbild aus, lauter einzelne unvergleichlich wahre und schöne Lyrika, ängstlich auf eine Handlung übertragen . . . Man fühlt sich ergriffen, wie mit Götterfingern plötzlich an der leisesten Seelfaser berührt, kräftig erhoben und dann wieder so krank, so pusillanim, hypochondrisch und elend, daß von dem,*

was eigentlich Berufaller, auch der tragischen Dichtung ist, jede Spur vertilgt wird. Hinzu kommt dann noch . . . die eigene Verstimmung, die ein halbes Kunstwerk, das, mit mehr Grundsatz und Überlegung gedacht, so leicht hätte ein ganzes sein können, auf unsere kritische Natur ausübt.

Eine vernichtende, durch die Zugeständnisse wie bei all seiner Herrlichkeit kaum gemilderte Schärfe des Urteils vom künstlerischen, psychologischen, wirkungsästhetischen Gesichtspunkt aus. Kein Wort von ADAMAS und DIOTIMA. Kein Wort von der Fülle tiefer und schöner Gedanken, die von mehreren, auch kritisch eingestellten Zeitgenossen gerühmt wird. *Heterogene Bestrebungen von Größe*: MÖRIKE denkt wohl an DIOTIMAS Wort: *Du wirst Erzieher unsers Volks, du wirst ein großer Mensch sein*, und an Hyperions Teilnahme am Befreiungskampfe, mit der Losung: *Der neue Geisterbund kann in der Luft nicht leben . . .* Sein Charakter ist aber von Anfang an nicht rein elegisch. – Die Wirkung des Werkes auf den Leser, abwechselnd erhebend und niederdrückend: ähnlich, nur schärfer urteilte schon etwa fünf Jahre früher WAIBLINGER in seinem HÖLDERLIN-Aufsatz¹⁸: *Trotz der allebendig schönen Bilder . . . ist der Geist dieses Romans oder vielmehr dieser Sammlung lyrischer Gedichte eine tiefe unheilbare Krankheit, . . . eine wunde Sentimentalität, eine schwarze Melancholie und eine unselige Verkehrtheit . . .*

MÖRIKE sieht den Berufaller, auch der tragischen Dichtung – daß nämlich der sie Erlebende kräftig erhoben werde – verfehlt. Wie steht es damit in seinem eigenen Roman, der im selben Jahr 1832 ans Licht trat, besonders an seinem Schlusse? Und ist ›Hyperion‹, eine Frucht jahrelangen Ringens und Reifens, wirklich ohne Grundsatz und Überlegung gemacht und daher nur ein halbes Kunstwerk? Moderne Interpreten sehen es anders.

So ungefähr sahen die Fehler Hyperions aus, auf die MÖRIKE in jenem Denkmal hinweisen wollte. Bezauberung klingt nach, wird jedoch überwogen von kritischer Nüchternheit. Es war, soviel bekannt, die letzte Äußerung über den Roman. Danach vergingen sechs Jahre, ehe MÖRIKE wieder von HÖLDERLINS Dichtung sprach: in seinem Cleversulzbacher Tusculum, kurz nach Empfang von Papieren HÖLDERLINS – darüber nachher –, im Briefwechsel mit HERMANN KURZ¹⁹, der Ende April 1838 in COTTAS Morgenblatt einen z. T. befremdlich und überheblich verständnislosen Aufsatz über HÖLDERLINS Gedichte unterbrachte, wovon MÖRIKE schon vor dem Druck erfuhr. Zum Dank für eine Gabe schickte er ihm jene ihm als Reliquie des Kranken doch teure Zeichnung von LOHBAUER-SCHREINER. Wichtig ist in den paar Briefen, die von HÖLDERLIN

reden, nur der MÖRIKES vom 26. Juni. Er sendet KURZ in Abschrift ein seltsames Fragment christlichen Inhalts: Freundschaft, Liebe, Kirch und Heilge, Kreuze, Bilder, Altar und Kanzel und Musik. Es tönet ihm die Predigt. Die Kinderlehre scheint nach Tisch ein schlummernd müßig Gespräch für Mann und Kind und Jungfrau, fromme Frauen; Hernach geht er, der Herr, der Burgersmann und Künstler Auf Feldern froh umher und heimatlichen Auen, Die Jugend geht betrachtend auch. Hinterhältig fragt MÖRIKE: Was sagst Du zu der Schilderung? und bemerkt: Das von der Kinderlehre klingt beinah diabolisch naïv, so rührend es gemeint sein mag. Er teilt dann die bekannte zweistrophige Ode ›An Zimmern‹ mit, die endet mit dem Verse: *Dädalus' Geist und des Walds ist deiner*²⁰.

Nun hatte KURZ am 18. Juni aus HÖLDERLINS ›Rhein‹, ohne Namen und Titel, die tiefsinnige 8. Strophe abgeschrieben, worin es heißt:

Denn weil

*Die Seligsten nichts fühlen von selbst,
Muß wohl, wenn solches zu sagen
Erlaubt ist, in der Götter Namen
Teilnehmend fühlen ein Andrer,
Den brauchen sie; jedoch ihr Gericht
Ist, daß sein eigenes Haus
Zerbreche der . . .*

Die höchste Ironie gibt es doch nur an der Grenze des Wahnsinns, so bemerkte KURZ dazu; MÖRIKE aber erwidert mit einem Bekenntnis: *Jene Idee von den sterblichen Gefäßen göttlicher Wahrheit hat freilich auch für mich einen erschütternden Ausdruck in den bewußten Versen.*

Hier spricht aus dem Turmhahn-Dichter, dessen große Lyrik allgemach – bis auf Ausbrüche wie ›Erinna an Sappho‹ – versiegt, wahre Ergriffenheit. Kommt sie aus augenblicklichem Erlebnis der Verse oder aus längerer Vertrautheit mit ihnen, mit der ganzen Rhein-Hymne (von deren einer Handschrift MÖRIKE ein Blatt, unbekannt seit wann, ohne jene Verse, besaß)? Der Wortlaut erklärt sich in der Hinsicht nicht eindeutig. (WOLFGANG MENZEL hatte in seiner, MÖRIKE wohl bekannten, Besprechung der Gedicht-Ausgabe von 1826, im Literatur-Blatt zum Morgenblatt, den ›Rhein‹ *das gewaltigste und schönste Gedicht der ganzen Sammlung* genannt und Strophe 2–5, nur sie, zitiert.)

Wir haben in MÖRIKES Brief den Anfang des Abschnitts über HÖLDERLIN übergangen: *Ich habe dieser Tage einen Rummel Hölderlinischer Papiere erhalten, meist unlesbares, äußerst mattes Zeug.*

Die Papiere kamen am ehesten von HÖLDERLINS Schwester in Nürtingen, die MÖRIKE dann 1843 besuchte. Sie sind an sie zurückgegangen oder verschollen. Wüßten wir nur, was sie enthielten außer

jenem *Fragment christlichen Inhalts* und dem Gedicht *«An Zimmern»* –, was MÖRIKES Urteil hervorrief! Hymnische Entwürfe und Bruchstücke? Gedichte aus der Krankheit im Erker dort am Neckar? Sachen, wie sie WAIBLINGER 1822 von den ZIMMERS erwähnt hörte und z. T. erhielt²¹: von *einem schaudervollen Unsinn, der aber dann und wann einen unendlich sonderbaren Scheinsinn hat?* Für MÖRIKE 1838 jedenfalls ein *Rummel . . . , äußerst mattes Zeug*: ein Wort, noch wegwerfender als zwei Jahrzehnte später das Wort von dem *Wust dieser traurigen Spätlinge*. In den summarischen, wenn das Wort erlaubt ist: obenhinigen Worten verrät sich eine Grenze des Verstehens, besser: der Bereitschaft und Bemühung zu verstehen, in Dunkles einzudringen.

Nach den Briefen an KURZ wird es wieder an fünf Jahre still, bis zu MÖRIKES Bericht vom 6. Februar 1843 an WILHELM HARTLAUB²² über einen Besuch bei HÖLDERLINS Schwester in Nürtingen, vier Monate vor dem Tod des Kranken, den er seit 1826 nie mehr sah. Die Schwester schickt ihm auf seine Bitte *einen großen Korb mit Manuskripten Hölderlins* in sein geheiztes *oberes Stübchen* bei der Frau Stadtschreiberin, *zu ungestörter Musterung*, nur hie und da unterbrochen durch *eins der Mädchen . . . mit dem Strickzeug*. Eine reizvolle Schilderung, echt MÖRIKE: *Da saß ich ganz allein . . .* Er gibt dann eine Übersicht über den Bestand, den er in den paar Stunden sicher nicht genau mustern konnte; sein Augenmerk galt offenbar vornehmlich den Gedicht-Handschriften, über deren Lesarten, *reinliche Um- und Abschriften* er Triftiges sagt, mit der Bemerkung, SCHWAB habe die *Redaktion nach eben diesen Papieren besorgt, . . . mit feinem Sinn*. Er fand auch eine Spur von DIOTIMAS Hand. Zuletzt: *Besonders rührend waren mir so kleine verlorene Wische aus seiner Homburger und Jenaer Zeit, die mich unmittelbar in sein trauriges Leben und dessen Anfänge versetzten*.

Zwischen der Erwähnung des Mädchen-Besuchs und der Übersicht aber schreibt MÖRIKE: *So eine Ableitung war nötig, sonst könnte man vor solchen Trümmern beinahe den Kopf verlieren*. Gewiß, er übersieht nicht *reinliche Um- und Abschriften*. Aber zumindest das spätere Werk, wie es da handschriftlich vor ihm liegt, kommt ihm als ein Trümmerhaufen vor. UHLAND hatte, schon 1827, im Rückblick auf die *Durchforschung* der gleichen Papiere von der *Lava dieser Hinterlassenschaft* gesprochen²³; er hatte aber wohl an die einstige Glut der nun erstarrten und zerbröckelten Masse gedacht. Bei MÖRIKE steht doch wohl das Wort von den *Trümmern* seinen Worten von dem *Rummel* und dem *Wust* nahe.

Im April 1847 schrieb MÖRIKE HARTLAUB von der HÖLDERLIN-Ausgabe CHR. TH. SCHWABS, *deren Re-*

daktion . . . mehrfach getadelt werde. *Der mitgeteilten vielen Briefe wegen aber sollten wir das Buch doch auch bekommen*²⁴. Daß dies geschehn, ist aus einem Indiz erschließbar. Die Begründung läßt vorwiegend biographisches Interesse vermuten (in den Rezensionen der Ausgabe wird meist der besondere Wert der hier zuerst gebotenen Briefe betont), und ferner darauf, daß die Gedicht-Ausgabe von 1826, die 1843 wiederholt wurde, den Freunden zur Hand und ihnen vertraut war.

Was danach noch kommt, ist, mit zwei Ausnahmen, Nachklang. Der Autographen-Liebhaber bringt zahlreiche Handschriften HÖLDERLINS an sich; er versieht sie großenteils mit einer (zuweilen datierten) Echtheitsbestätigung und förmlicher Unterschrift, so auch das erwähnte Blatt aus der Rhein-Hymne; er vergibt sie also wieder, und er verschenkt, ein fast Siebzugjähriger, zwei annähernd fünfzig Jahre gehütete *Reliquien*²⁵. Er teilt, wie erwähnt, 1859 das liebliche Gedicht: *Wenn von dem Himmel . . .* mit, 1863 das SCHREINERSche Profilbild²⁶ und das Gedicht *«An Zimmern»* (mit Erklärung), schon 1853 aber – dies die eine Ausnahme – die schöne Ode *«An eine Verlobte»*, aus der ihm von HÖLDERLINS Schwester geschenkten Handschrift der unbekanntes Braut, fraglos nur *von Hölderlin, . . . aus seiner besten Zeit*, von MÖRIKE *als eine wehmütige Gabe rein und hell gediegener Poesie vorgelegt*²⁷, – und 1856 – die andere Ausnahme – *ein abgerissenes Stück vom ersten Entwurf eines der vorzüglichsten Gedichte Hölderlins, eine Reliquie, in einer ganz genauen Abschrift mitgeteilt*²⁸. Eine sog. diplomatische Abschrift also. Eine solche nun hatte MÖRIKE schon am 26. März 1847 HARTLAUB zugesandt²⁹: *Hierbei erhältst Du . . . die Abschrift des schönsten Hölderlinschen Gedichts mit allen wesentlichen veränderten Stellen des ersten Entwurfs nach seiner Handschrift. Es wird Dich unterhalten, in die Entstehung des Stücks hineinzusehen, wie es sich nach und nach gereinigt hat, Gedanke und Ausdruck immer klarer und kräftiger wurde*. Hier wie dort war es die Ode *«Heidelberg»*. Das *schönste Hölderlinsche Gedicht*: man mag dem Schöpfer so manches schönsten Gedichtes zustimmen, mit dem Zusatz, daß das Urteil auch für andere Gebilde HÖLDERLINS von gleicher Schönheit und Vollendung gelten darf und muß. Das Urteil sagt ebenso viel über die Art von MÖRIKES Schönheits-sinn wie über die Schönheit der Lyrik HÖLDERLINS aus. Es ist auch ein Gegengewicht gegen die nüchtern-allzunüchternen Urteile über *«Hyperion»* und die *traurigen Spätlinge*.

So erscheint MÖRIKES Einstellung zu HÖLDERLIN als zwiespältig. Daß ihm HÖLDERLIN als großer Lyriker galt, das zu betonen wäre trivial; diese Einsicht

teilte er mit seinen Landsleuten UHLAND und KERNER, GUSTAV und CHRISTOPH SCHWAB sowie mit den «Ausländern» ARNIM und BRENTANO, GÖRRES und MORIZ CARRIERE, der HÖLDERLIN kurz vor dessen Tod den *größten Elegiker, der je gelebt*, nannte. Doch eben ein Urteil wie dieses drängt die Frage auf, wo für MÖRIKE die dichterische Größe HÖLDERLINS lag, worin sie bestand. Gerechte Antwort ist schwer. Um von «Hyperions» *Herrlichkeit*, doch Mangel an *Grundsatz und Überlegung* zu schweigen: der Lyriker in *seiner besten Zeit* (ein Vorbehalt, der in zeitgenössischen Wertungen mehrfach laut wird) zeitigte sehr schöne, *schönste* Gedichte, und MÖRIKE wußte, was schön ist. Und doch fällt in seinen zahllosen bekannten Freundesbriefen kein Wort über so großartige, geist- und seelenvolle Gedichte wie «Menons Klagen um Diotima», «Die Herbstfeier» («Stuttgart»), «Die Nacht» (die damals allein bekannte erste Strophe von «Brot und Wein»), die BRENTANO *das liebste Gedicht* war und *magische Gewalt* über ihn hatte; kein Wort über den «Archipelagus», der den besonnenen UHLAND zu dem Ausruf hinriß: *ein herrliches Gedicht!*; über Gedichte der schmerzlich-innigen Liebe zum Vaterland und der Ergriffenheit vom Sturm der Zeit wie «Gesang des Deutschen» und «Der Zeitgeist»; über Oden der Helas- und der Heimat-Liebe. Sie alle, außer dem «Gesang des Deutschen», den erst der junge SCHWAB 1846 ans Licht brachte, standen seit 1826 in den Ausgaben UHLAND-SCHWABS und CHRISTOPH SCHWABS. Auch wenn das Schweigen nicht ein unbedingtes *argumentum ex silentio* ergibt, bleibt es eigenartig. Mit ziemlicher Sicherheit darf vermutet werden, daß MÖRIKE an drei großen Schöpfungen der ersten Jahre nach 1800, von denen zwei nebst dem «Rhein» schon in die Ausgabe von 1826 aufgenommen waren, das dritte in der von 1846 gleichsam nachgetragen wurde, vorbeigesehen hat. Es sind die hymnischen, eigenrhythmischen Gesänge «Die Wanderung», «Andenken» und «Palmos». Den letzten hatte ARNIM schon 1828 in seinen «Ausflügen mit HÖLDERLIN» fein- und tief sinnig gewürdigt; von «Andenken» hob WOLFGANG MENZEL 1847 wenigstens das *schöne Landschaftsbild* der ersten zwei Strophen aus, das der Dichter *aus dem südlichen Frankreich* mitgebracht habe. GUSTAV SCHWAB allerdings hatte 1827, seine und UHLANDS Ausgabe besprechend und darin zu einer Würdigung HÖLDERLINS ausholend, die Gesänge «Andenken» und «Die Wanderung» *mitten unter den erhabensten Gedanken und Bildern* gezeichnet gesehen durch *Spuren sichtbarer Geistesverwirrung*, und WAIBLINGER hatte ihm in seinem Aufsatz zugestimmt. MÖRIKE kannte die Schrift; ob auch die eben

erwähnten Rezensionen, steht dahin. Gerade «Die Wanderung» aber darf man, um sein Wort über die Ode: *Wie wenn vom Himmel . . . anzuwenden, ohne Frage zu dem Lieblichsten zählen*, was HÖLDERLIN nach 1800, und überhaupt, gedichtet hat; man denke nur an die Eingangsverse: *Glücklich Suevien, meine Mutter . . .* und an den Schluß, die Einladung an die *Grazien Griechenlands: Daß, wenn die Reise zu weit nicht ist, Zu uns ihr kommet, ihr Holden!*

MÖRIKE, so dürfen wir wohl sagen, machte gleichsam halt bei vollendeten Gedichten HÖLDERLINS wie «Heidelberg» und auch «An eine Verlobte», Gedichten vornehmlich in der Odenform; er ließ sich aber – zum Glück für seine Lyrik – nicht verleiten, diese Form zu pflegen, er blieb dem Gesetz, wonach er angetreten, sowie dem Vorbild GOETHE und der Romantik treu. Er liebte und bewunderte Gebilde der genannten Art, in denen *rein und hell gediegne Poesie* war, – in denen war, *was schön ist: selig scheint es in ihm selbst*. Es gibt aber neben der *hell gediegne Poesie* wohl eine *dunkel gediegne*, die vielleicht aus dem Dunkel über sich hinausweist, vielleicht in die Zukunft der Menschheit und die Zukunft der Poesie. Im Miteinander oder Nacheinander beider Arten liegt die Größe HÖLDERLINS als Lyriker. MÖRIKES Größe war die Seelenhaftigkeit und Musikalität des Wortes.

Anmerkungen

Die meisten Zitate stehen in der Stuttgarter HÖLDERLIN-Ausgabe und werden nach ihr, in moderner Orthographie, angeführt, und zwar, wo keine Bandzahl angegeben, nach Bd. 7, 3: Dokumente (LD) 1822–1846 – der Zeitraum, zu dessen Anfang MÖRIKE und WAIBLINGER dem kranken HÖLDERLIN nahten und in dem das Verständnis seiner Dichtung sich allmählich vertiefte und verbreiterte. – Nur von größeren Stücken werden die Zeilen des Zitats angegeben.

Die zwei im Text erwähnten Zeichnungen des kranken HÖLDERLIN sind abgebildet in dem Bande: HÖLDERLIN, eine Chronik in Text und Bild, hrsg. von ADOLF BECK und PAUL RAABE, Insel Verlag 1970, S. 319 und 323, sowie in dem Insel Taschenbuch 83: HÖLDERLIN, Chronik seines Lebens mit ausgewählten

Bildnissen, hrsg. von ADOLF BECK, 1975, S. 201 und 203.

¹ LD 470 Z. 19; Z. 5 – ² LD 499: «H.s. Leben, Dichtung und Wahnsinn» – ³ LD 500 – ⁴ LD 481 – ⁵ LD 482 – ⁶ LD 490 – ⁷ LD 481 – ⁸ Bd. 2, 262 f. – ⁹ Bd. 2, 269 f. – ¹⁰ LD 483 – ¹¹ LD 546 – ¹² LD 497 – ¹³ LD 524 – ¹⁴ LD 484 Z. 81–101 – ¹⁵ LD 486 – ¹⁶ LD 481 – ¹⁷ LD 524 – ¹⁸ LD 499 Z. 290–296 – ¹⁹ LD 536 – ²⁰ Bd. 2, 271 – ²¹ LD 470 Z. 69–71 – ²² LD 613 – ²³ Bd. 7, 2, LD 468b Z. 7 f. – ²⁴ Ungedruckt, in der Württ. Landesbibliothek. – ²⁵ LD 482b – ²⁶ LD 482a – ²⁷ Bd. 2, 32 und 448 f. – ²⁸ Dt. MA, hrsg. v. CHR. SCHAD, Jg. 6, 1856 – ²⁹ Briefe, hrsg. v. FR. SEEBASS, Tübingen 1939, S. 626.

Eduard Mörike und sein musikalischer Freundeskreis

Ernst Häufinger

MÖRIKES Verhältnis zur Musik gründet sich auf seine Erziehung im Elternhaus, auf die Ausbildung im Tübinger Stift und ein freundschaftliches Verhältnis zu mehreren zeitgenössischen schwäbischen Komponisten, welche stilistisch im Klavierlied der behaglichen Idylle des musikalischen Biedermeier zugerechnet werden müssen, in einem Falle, nämlich bei OTTO SCHERZER, in die Hochromantik zwischen SCHUMANN und HUGO WOLF vorstoßen. Überliefert ist eine musikalische Betätigung des jungen MÖRIKE auf dem Gebiete der Hausmusik nicht, wenn auch das Elternhaus dem Lateinschüler wohl Gelegenheit gegeben haben dürfte, am Konzertleben in Ludwigsburg teilzunehmen, das damals allerdings nicht mehr die Aufwendigkeit der Zeit des Herzog KARL EUGEN aufzuweisen hatte. Als Stadtarzt gehörte der Vater KARL FRIEDRICH MÖRIKE ohnedies zur kulturtragenden Schicht der Garnisonsstadt. Vom Großvater, dem Hofmedicus, wird der junge EDUARD von dessen Bekanntschaft mit dem Stadtorganisten CH. F. D. SCHUBART erfahren haben, der den Doktor in einem bitteren Gedicht unverblümt aufforderte, seinen Vorgänger, den Organisten ENSLIN, wie andere Patienten, methodisch in die Kur zu nehmen und ihn in eine andere Welt zu schicken, da dieser *mit ihm an einem Beine nage*. SCHUBART mußte seinem emeritierten, bresthafte Vorgänger jährlich ein Drittel seines Gehaltes überlassen.

Die musikalischen Jugendeindrücke setzten sich fort, als Mutter und Kinder MÖRIKE nach dem Tode des Vaters zu dem späteren Obertribunalpräsidenten GEORGII nach Stuttgart übersiedelten, zu einem literarisch und künstlerisch sehr interessierten Manne.

Bei dem Niedergang der Schulmusik seit den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts dürfte MÖRIKE auch im Stuttgarter «Gymnasium illustre» kaum musikalische Anregungen erfahren haben, wenige wahrscheinlich auch im Uracher Seminar. Besser war dies der Fall im Tübinger Stift seit 1822; denn dort amtierte seit 1817 der 28jährige FRIEDRICH SILCHER als Universitätsmusikdirektor und Leiter der Stiftsmusik. Angeregt durch den Homiletiker Prof. BAHNMAIER, sollte SILCHER die angehenden Theologen zur Teilnahme an praktischer kirchenmusikalischer Arbeit anhalten. Dies führte zunächst zur Gründung eines Choralchores. Mit einiger Sicherheit war MÖRIKE Teilnehmer an diesem vierstimmigen Kirchengesang. Ob MÖRIKE Mitglied

eines der «Singkränzchen» war, die sich unter dem Einfluß burschenschaftlichen Wesens in einzelnen Stuben des Stifts auch mit weltlichen Chorgesängen beschäftigten, mag bezweifelt werden, da er dem teuschtümelnden Wesen ablehnend gegenüberstand. Als SILCHER 1829 die «Akademische Liedertafel» zur Aufführung großer Chorwerke ins Leben rief, zu deren Gründern auch die MÖRIKEfreunde C. WEIGELIN und C. LOHBAUER gehörten, da hatte MÖRIKE das Stift schon wieder verlassen. Wenn auch MÖRIKES praktische Musikübung sich wahrscheinlich auf die Jahre im Stift beschränkt, so gibt es doch genügend Zeugnisse, daß der Dichter mehr als nur ein oberflächliches Verhältnis zur Musik hatte. Da ist zunächst der «Urfreund» WILHELM HARTLAUB, der als guter Pianist in dem Dichter einen verstehenden Zuhörer gefunden hatte. Das Gedicht *An Wilhelm Hartlaub* von 1842 (*Durchs Fenster schien der Mond herein. Du saßest am Klavier im Dämmerchein*) zeugt von einer gefühlsmäßigen Erfassung musikalischer Stimmungsgehalte, die über poetische Hermeneutik hinausgeht.

Daß MÖRIKE mit der musikalischen Literatur bekannt war, dafür gibt es Beispiele. So kannte er LEOPOLD MOZARTS «Kindersinfonie», die man bis vor kurzem JOSEPH HAYDN zugeschrieben hat, vielleicht aus den musikalischen Übungen der Stiftler. Diese harmlose Komposition für Laienspieler, so genannt, weil die Partitur Instrumente, wie Kindertrompeten, Vogelpfeifen u. ä. vorschreibt, erwähnt MÖRIKE in dem Gedicht *L. Richters Kindersymphonie*. Auf einer Reise vom Bodensee nach Stuttgart hatten MÖRIKE und der Maler LUDWIG RICHTER bei einem Aufenthalt zwischen zwei Zügen in Biberach ein kleines Erlebnis. Kinder führten mit Geigen und einfachen Rhythmusinstrumenten eine Musik auf. Dies schlug sich bei LUDWIG RICHTER in einem Kupferstich nieder. Das Gedicht, welches *Vater Haydns Kuckuck* zitiert, widmete MÖRIKE als Hochzeitskarmen MARIE HOCHHEISEN, geb. von BREITSCHWERT. MÖRIKE erweist sich darin als Kenner des musikalischen Instrumentariums.

Von MÖRIKES Vertrautheit mit dem schwäbischen Volkslied zeugt eine Stelle in «Maler Nolten». AGNES singt das Lied *Rosenzeit: Im zweiten Refrain, bei welchem die Melodie jedesmal eine unbeschreibliche Wendung nahm, die alles herauszusagen schien, was irgend von Schmerz und Wehmut sich in dem Busen eines unglücklichen Geschöpfes verbergen kann*. Man vergleiche hier die oftmals vorkommende typische

Schlußwendung im schwäbischen Volkslied, wenn bei der Wiederholung der letzten Textzeile die Melodie in die gefühlserfüllte Obersexta oder Oktave überhöht, um dann auf der Terzlage des Schlußakkords abzusinken.

Ein psychologisch bedeutsames Beispiel vermittelt wiederum der «Maler Nolten». MÖRIKE beschreibt dort eine Art Gesellschaftsspiel. Unter dem Einfluß eines Violinsolos entsteht die Zeichnung eines Knaben, dessen Identität festgestellt werden kann. Hier handelt es sich wohl um ein einmaliges Beispiel einer akustisch-visuellen Assoziation. Der umgekehrte Vorgang, die Umsetzung optischer Eindrücke in Klangreize ist naturgemäß häufiger. Ein Teil der Programmusik zieht hieraus seine Anregung (Neuere Beispiele: MOUSSORGSKYS «Bilder einer Ausstellung», HINDEMITHSinfonie «Mathis der Maler»).

MÖRIKE muß auch ein mehr als durchschnittliches Gehör gehabt haben. In einem Gedicht von 1845 erinnert er sich an das musikalische Quietschen des Pfürtleins im Pfarrgarten zu Cleversulzbach, welches die Anfangstöne der Arie der Servilia *Ach nur einmal noch im Leben* aus dem «Titus» mit einem für ihre Jahre noch ganz annehmliehen Sopran sang.

MÖRIKE fragt scherzhaft, ob etwa in den neunziger Jahren hier ein schönes Kind, des Pfarrers Enkeltochter am grünlackierten, goldgeblühten Pantalon die Arie gesungen habe¹.

MÖRIKES komponierende Freunde

In MÖRIKES Cleversulzbacher Zeit fällt der Anfang der Freundschaft mit ERNST FRIEDRICH KAUFFMANN, der wie MÖRIKE die Ludwigsburger Lateinschule besuchte. KAUFFMANN saß wohl eine Klasse über MÖRIKE, zusammen mit D. F. STRAUSS und F. TH. VISCHER. Engere Beziehungen scheint es indes nicht gegeben zu haben, denn KAUFFMANNs Begabung wies mehr zur Mathematik, welches Fach er auch in Tübingen studierte, um sich danach dem Lehramt in den damals neuerrichteten Realschulen zu widmen. Bei dem am 27. November 1803 in Ludwigsburg geborenen, regte sich schon früh auch die musikalische Begabung – die Doppelbegabung zwischen Mathematik und Musik ist ja bei nicht wenigen Komponisten bezeugt. Der Knabe trieb eifrig autodidaktische Musikstudien, die ihn als vorzüglichen Klavierspieler z. B. später befähigten, ganze Mozartopern auswendig auf dem Klavier vorzutragen². KAUFFMANN betätigte sich in seiner Tübinger Zeit eifrig zusammen mit LOUIS HETSCH bei SILCHERS musikalischen Übungen.

Die Lehrerlaufbahn KAUFFMANNs verhielt zunächst

ruhige Gleichmäßigkeit, als er mit 24 Jahren in Ludwigsburg als Hauptlehrer an der Realschule angestellt wurde. Unverschuldet geriet er durch einen Freundeskreis um den Redakteur LOHBAUER vom freisinnigen «Hochwächter» in den Verdacht politischer Umtriebe, zumal dieser Kreis auch an der Militärverschwörung des Leutnants KOSERITZ beteiligt war. KAUFFMANN wurde mit anderen zusammen verhaftet und 1834 vom Dienst suspendiert. Obwohl zunächst gegen Bürgerschaft wieder freigelassen, wurde er 1838 zu viereinhalb Jahren Festungshaft verurteilt. Die Kassation wurde bestätigt. 13 Monate saß er auf dem Hohenasperg. Dort entstanden seine schönsten Lieder. Durch eine allgemeine Amnestie kam KAUFFMANN 1842 wieder frei. Eine Anstellung in Heilbronn brachte ihn in die Nähe von MÖRIKES Cleversulzbacher Domizil. Ein enges Freundschaftsverhältnis zwischen MÖRIKE, KAUFFMANN, D. F. STRAUSS in Sontheim und KERNER in Weinsberg zeitigte die schönsten musikalischen und literarischen Früchte³. Der Gedankenaustausch setzte sich brieflich fort, als KAUFFMANN als anerkannter Fachmann auf dem Gebiete der Schulmathematik und Verfasser eines Lehrbuches als Professor an das Stuttgarter Gymnasium berufen wurde. Hatte KAUFFMANN schon in Heilbronn Konzerte auf eigene Rechnung veranstaltet, so beteiligte er sich auch lebhaft am Musikleben der Hauptstadt.

Als Komponist hat KAUFFMANN anscheinend nur Klavierlieder hinterlassen. Auf diesem Gebiet erwies er sich als ursprüngliche Begabung. Für seinen guten literarischen Geschmack zeugt die Tatsache, daß er Texte von GOETHE, GEIBEL, UHLAND, HEINE, LENAU und KERNER bevorzugte. Seine größten Wirkungen erreichte er in der Vertonung von Gedichten seines Freundes MÖRIKE. Er war der erste Komponist, welcher die «Maler-Nolten»-Gedichte in Musik umsetzte.

KAUFFMANNs feine Empfindung für literarischen Wert verhinderte die Gefahr einer musikalischen Massenproduktion, der andere Komponisten der Zeit, z. B. KONRADIN KREUTZER, nicht ausgewichen waren. Sein Opus umfaßt 6 schmale Liederhefte. Es konnte nicht ausbleiben, daß seine im Schwäbischen ehemals viel gesungenen Lieder mit dem Auftauchen HUGO WOLFS als MÖRIKEvertoner in Vergessenheit gerieten, zumal sein eigener Sohn, der Tübinger Universitätsmusikdirektor EMIL KAUFFMANN, WOLF in Württemberg einführte.

E. F. KAUFFMANNs Vertonungen von MÖRIKETexten lassen sich in zwei Sparten einreihen. Erstens in Lieder im Volkston, als Strophenlied gestaltet, wie *Lammwirts Klage*, *Ein Stündlein wohl vor Tag*, *Um Mit-*

ternacht, KAUFFMANNs letzte Komposition vom Dezember 1855 (Notenbeispiel 1). Zu den besten Einfällen dieser Abteilung gehört *Der Gärtner* aus «Maler Nolten», der in seiner rhythmischen Gestaltung unmittelbar auf HUGO WOLF hinweist (Notenbeispiel 2). Durchkomponiert ist das *Lied vom Winde* mit einer motivisch eilenden Klavierbegleitung. Als variiertes Strophenlied enthält der *Feuerreiter* besonders geglückte balladeske Elemente (Notenbeispiel 3). Eine besonders reiche Klavierbegleitung in dieser zweiten Art erfährt der Balladenton des Liedes *Schön Rohtraut*.

Der MÖRIKE an Lebensjahren am nächsten stehende ist, nach KAUFFMANN, der 1806 in Stuttgart geborene LOUIS HETSCH. Sein Vater, ein tüchtiger Militärkapellmeister, entstammte einer alten schwäbischen Musikerfamilie, deren Vorfahren schon im 17. Jahrhundert über Nördlingen und Bopfingen zur Stuttgarter Hofkapelle gekommen waren. Ein PH. FR. HETSCH, Stuttgarter Galeriedirektor, gehörte zum Freundeskreis SCHILLERS. Wie KAUFFMANN gehört HETSCH zu den Erstvertонера der Gedichte aus dem «Maler Nolten», nachdem er im Tübinger Stift zu den MÖRIKEfreunden WAIBLINGER und BAUER gestoßen war. Zu einem Drama WILHELM WAIBLINGERS schrieb HETSCH die Bühnenmusik. Nach seinem Austritt aus dem Stift wird HETSCH zunächst Musiklehrer der Herzogin von Württemberg in Kirchheim/T., dann Hofmusiker in Stuttgart, wo er gleichzeitig die Direktion des Liederkranzes übernimmt. Nach einem Studienjahr in Wien wird er zum Universitätsmusikdirektor in Heidelberg berufen, später amtiert er als Theaterkapellmeister in Mannheim. Sein umfangreiches kompositorisches Werk umfaßt etwa 500 Nummern, meistens Opern, Schauspielmusiken, Kantaten und Sinfonien, die von einer umfangreichen musikalischen Praxis zeugen. Sein Einfluß auf die schwäbische Musikpflege war auch noch von Mannheim aus gegeben, so daß ihn die Universität Tübingen 1867 mit dem Dr. h. c. ehrte.

Von seinen Kompositionen zu den Maler-Nolten-Gedichten seien angeführt das *Elfenlied* in seiner durchkomponierten Form in romantischer Harmonik (Notenbeispiel 4), das *Verlassene Mägdlein*, bei HETSCH *Früh* betitelt, mit klagender Harmonik, und das hübsche *Rosenzeit* (Agnes). Die Lieder wurden als Beilage der Buchausgabe des Maler Nolten von 1832 beigegeben.

OTTO SCHERZER, kein Schwabe von Geburt, darf indes auch zur schwäbischen Liederschule des 19. Jahrhunderts gerechnet werden, da er die fruchtbarsten Jahre seines Liedschaffens in Tübingen zubrachte. MÖRIKE hat ihm ein Distichon gewidmet:

An Otto Scherzer in Tübingen. Mit meinen Gedichten (1867). MÖRIKE empfand, wie GOETHE, daß Gedichte erst durch eine Vertonung ihren vollen Ausdruck fänden: *Nur wenn der treffliche Meister uns legt auf die Lippen des Mädchens, leben wir Lieder erst auf, uns selber zum Wunder und anderen*. SCHERZERS frühere Lieder, vorgetragen durch eine treffliche Sängerin, müssen MÖRIKE bekannt gewesen sein.

OTTO SCHERZER, 1821 in Ansbach geboren, erfuhr als 16jähriger eine Ausbildung bei dem Geiger BERNHARD MOLIQUE in Stuttgart und wurde bald Mitglied des Hoforchesters und des geschätzten Streichquartetts von EDUARD KELLER. Die Bekanntschaft mit E. F. KAUFFMANN ermöglichte den Verkehr mit MÖRIKE. Nach Studien bei dem Orgelprofessor IMANUEL FAISST verließ SCHERZER Stuttgart. Als Organist und Lehrer am Konservatorium wirkte er einige Jahre in München, um dann 1860 als Nachfolger SILCHERS im Tübinger Musikdirektorenamt nach Württemberg zurückzukehren. Obwohl von schwankendem Gesundheitszustand und reizbarer Gemütsart, die ihn schon zu seinen Münchener Vorgesetzten in Gegensatz gebracht hatten, entfaltete er in der provinziellen Enge der schwäbischen Universitätsstadt eine sehr lebendige musikalische Tätigkeit, welche Tübingen neben die Bedeutung der Landeshauptstadt stellte. Als er 1877 mit dem Tübinger Ehrendoktor in den Ruhestand versetzt wurde, widmete ihm OTTILIE WILDERMUTH ein ehrendes Abschiedsgedicht. In Stuttgart verbrachte er seine neun letzten Lebensjahre mit seinen Kompositionen beschäftigt († 1886). Für seine künstlerische Strenge ist es kennzeichnend, daß seine Orgelkompositionen ganz aus der BACHschen Polyphonie heraus konzipiert sind. Die süßliche Orgelproduktion seiner Zeit im Stile der MENDELSSOHN-nachfolge war ihm zuwider. In seinen Liedkompositionen dagegen ist er ganz modern. Er steht als bedeutender Vertreter der Liedromantik zwischen SCHUMANN und HUGO WOLF, wenn auch im Schatten dieser Meister. Mit seinem melodischen Überschwang und seiner romantischen Reizharmonik gehört er zur Hochromantik. So entwickelt z. B. die Klavierbegleitung zu *Ein Stündlein wohl vor Tag* chromatisch angereicherte Akkordfolgen, die auf MAX REGER hinweisen (Notenbeispiel 5).

Im emphatischen Frühlingjubel erscheint *Er ist's*, ein Lied, das in sängerischen und klavieristischen Ansprüchen über den Gebrauch in der Hausmusik hinausgeht (op. 4, Heft I, 1) (Notenbeispiel 6). Die Vertonung des *Gärtners* erinnert in seiner Klavierbegleitung an die Vertonung von KAUFFMANN, ohne indes dessen rhythmischen Schwung zu erreichen.

Um Mitternacht

E.F. Kauffmann

1.

Be-däch-tig stieg die Nacht an's Land, leht trümmert

Handwritten musical score for 'Um Mitternacht'. It consists of a vocal line and a piano accompaniment. The vocal line is in C major, 4/4 time, with lyrics 'Be-däch-tig stieg die Nacht an's Land, leht trümmert'. The piano accompaniment features a simple harmonic structure with chords and moving bass lines.

Der Gärtner

E.F. Kauffmann

2.

Auf ih-... von Leib-röß... kein, so weiß

(2. Takt)

Handwritten musical score for 'Der Gärtner'. It consists of a vocal line and a piano accompaniment. The vocal line is in D major, 3/8 time, with lyrics 'Auf ih-... von Leib-röß... kein, so weiß'. The piano accompaniment features a rhythmic pattern of eighth notes in the right hand and quarter notes in the left hand.

Der Feuerreiter

E.F. Kauffmann

3.

hin-ter'm Berg, hin-ter'm Berg brennt es in der Mül-le!

(Takt 17)

Handwritten musical score for 'Der Feuerreiter'. It consists of a vocal line and a piano accompaniment. The vocal line is in D major, 3/4 time, with lyrics 'hin-ter'm Berg, hin-ter'm Berg brennt es in der Mül-le!'. The piano accompaniment features a rhythmic pattern of quarter notes in the right hand and eighth notes in the left hand.

Esstlied

L. Hetsch, op. 8, 1

4.

Bei Nacht im Dorf der Wäch-ter rief: El-fe!

Handwritten musical score for 'Esstlied'. It consists of a vocal line and a piano accompaniment. The vocal line is in D major, 3/8 time, with lyrics 'Bei Nacht im Dorf der Wäch-ter rief: El-fe!'. The piano accompaniment features a rhythmic pattern of eighth notes in the right hand and quarter notes in the left hand.

Ein Stündlein voll vor Tag

O. Scherzer

5

ein Stündlein voll vor Tag, ein Stündlein voll vor Tag

Er ist's

O. Scherzer

6

Früh - ling, ja du bist's! dich - hab' ich - ver-

Die Soldatenbraut

O. Scherzer

7

Ach, wenn nur der Kö-nig dich wüsst', wie wa-der mein Schätzlein

G. Pressel

8

so werden doch, hoff' ich nicht Zwillinge sein! Da klappern die Störche

G. Pressel

Als einziger der ersten MÖRIKEvertoner greift GUSTAV PRESSEL über den heimischen Bereich hinaus. Mit einer Gelegenheitskomposition bietet er heute noch ein Parodiestück dilettierender Tenöre, mit dem Lied *An der Weser*. GUSTAV PRESSEL, geb. 1827 in Tübingen, ebenfalls Stiffler und Klavierschüler SILCHERS, akkompagnierte auch bei dessen Oratorienaufführungen am Klavier. Im väterlichen Gartenhaus auf dem Osterberg schwärmten MÖRIKE, WAIBLINGER und BAUER als Studenten. Der junge Theologe PRESSEL ging jedoch schon nach einem Vikariatsjahr nach Wien, um bei dem bekannten Theorielehrer SIMON SECHTER Kompositionsstudien zu betreiben. Mit einer Arbeit über ungarische Zigeunermusik erregte er die Aufmerksamkeit FRANZ LISZTS, der ihn nach Weimar einlud. Dort entstand auf den Text des früheren Stuttgarter Hoftheaterdramaturgen und späteren Wiener Burgtheaterdirektors FRANZ DINGELSTEDT das Weserlied, das Kaiser WILHELM II. Lieblingsmelodie gewesen sein soll. PRESSELS unstetes Wesen führte ihn über norddeutsche Städte, Studien in Leipzig und Italien (Stipendium) zunächst drei Jahre als Musikdirektor nach Montbéliard, dann zurück nach Stuttgart, wo in den sechziger Jahren seine zwei Opern *Johannisnacht* und *Der Schneider von Ulm* aufgeführt wurden, dann nach Steglitz bei Berlin, wo er, im Alter verschlossen und argwöhnisch geworden, 1890 starb. Als einziger der frühen MÖRIKEvertoner erlebte er eine Gesamtausgabe seiner 40 Lieder (nach verschiedenen Texten) bei Simrock in Leipzig.

Der Dichter sandte 1858 dem Komponisten ein Exemplar der Novelle «Mozart auf der Reise nach Prag» mit dem widmenden Gedicht *Einem Musiker (Den alten Meister würdig zu geleiten)*.

PRESSEL vertonte als erster die *Storchenbotschaft*, dazu *Die Soldatenbraut*, *Lebewohl*, *Das verlassene Mägdlein*, *Ein Stündlein wohl vor Tag*. *Ach, wenns nur der König auch wüßt'* singt die Soldatenbraut im lebendigen Rhythmus eines Reiterliedes, um mit einem schwäbischen Hochzeitsländler zu schließen (Notenbeispiel 7). Die humorvolle *Storchenbotschaft* dürfte auch heute noch im Konzertsaal ihre Wirkung nicht verfehlen (Notenbeispiel 8).

PETER VON LINDPAINTNER (1791 – 1856), als Stuttgarter Hofkapellmeister zwischen 1820 und 1850 unbestrittener Beherrscher der schwäbischen Musikszene und Komponist zahlreicher Opern lokalhistorischen Sujets, bemühte sich vergeblich um ein Opernbuch MÖRIKES. Er mußte sich mit dem Text einer Kantate zufrieden geben, den dieser für die Einweihung der (ersten) SCHILLERbüste durch den Stuttgarter Liederkranz am 8. Mai 1859 gedich-

tet hatte. *Dem heitren Himmel ew'ger Kunst entstiegen, dein Heimatland begrüßest du*, läßt der Cleversulzbacher Pfarrer das Chorwerk beginnen, das immerhin, für die Zeit des Männerchorwesens selten, neben dem vierstimmigen Männergesang auch einen gemischten Chor und einen Frauenchor vorsieht. Ob allerdings LINDPAINTNERS pomphafter Geschmack den des zarten Textautors getroffen hat, mag zweifelhaft bleiben. Das einzige Opernbuch MÖRIKES, *Die Regenbrüder*, vertonte IGNAZ LACHNER, 1831 – 1835 neben LINDPAINTNER als Hofmusikdirektor tätig. Die Oper wurde 1839 in Stuttgart uraufgeführt. Weitere Aufführungen sind nicht nachweisbar. HERMANN KURZ hatte die letzte Szene fertiggestellt, weil der Komponist bei dem kränklichen Dichter auf Vollendung drängte.

MÖRIKE und die anderen deutschen Liedmeister

Es ist bemerkenswert! Zu den beliebten Dichtern der großen und kleinen Meister der musikalischen Romantik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zählt MÖRIKE nicht, wenn man dagegen vergleicht, wie zahlreich EICHENDORFF, HEINE, UHLAND oder KERNER vertont worden sind. Allein KONRADIN KREUTZER, von 1812 – 1817 Stuttgarter Hofkapellmeister, komponierte einen Großteil der UHLANDschen Gedichte. Der Rhythmus der MÖRIKE-Gedichte kommt den Tondichtern nicht so leicht entgegen, wie es bei den glatt verlaufenden Versen der genannten Lyriker der Fall ist. Vielleicht empfanden manche Komponisten, daß die ausdrucksvollen Sprachbilder MÖRIKES sich nicht leicht der Vertonung fügen, ja daß die lautmalenden Metapher schon selbst Musik darstellen. Zu dem vergleichsweise schmalen Opus der MÖRIKEvertonungen im 19. Jahrhundert vor 1880 trugen andere schwäbische Komponisten nur wenig bei. FRIEDRICH SILCHER hat nur die *Soldatenbraut* als Strophenlied für zwei Singstimmen und Klavier gesetzt (op. 38, 1842) und – dies ist bezeichnend mit welcher Naivität man weibliche Inhalte auch für Männerstimmen vertonte – später auch für vierstimmigen Männerchor im Heft sieben seiner Volkslieder.

Unter den schwäbischen Komponisten ist noch EMIL KAUFFMANN zu nennen, der Sohn E. F. KAUFFMANNs, Musiklehrer am Tübinger Wilhelmsstift und a. o. Professor. Als Komponist erreicht er nicht die frische Unmittelbarkeit seines Vaters. Das Verdienst EMIL KAUFFMANNs ist es, HUGO WOLFS MÖRIKELieder sehr früh schon in Süddeutschland bekannt gemacht zu haben. Mit dem Komponisten zusammen veranstaltete er Liederabende in Tübingen, Stuttgart und Heilbronn.

Während MÖRIKES empfindsame Poesie der Vertonung im durchkomponierten Klavierlied noch eher entgegenkam, sträubt sie sich mehr gegen eine Vertonung im homophonen Chorsatz, wie er damals im aufkommenden Männerchorstil vorherrscht. Die Bewegung, die jedoch im heimat-, ja dialektverbundenen Liedstil FRIEDRICH SILCHERS nur einen Aspekt ihres Ausdrucks gefunden hat, bevorzugt sonst das patriotische Gedicht mit den Themen Kampf, Sieg und Heldentum. In den Liedersammlungen des Schwäbischen Sängerbundes der Zeit kommt der Name MÖRIKE kaum vor. Ein Beispiel, wie MÖRIKES Versmaß den Kleinmeistern Schwierigkeiten bereiten konnte, zeigt die Chorvertonung des *Verlassenen Mädleins* durch den sonst recht tüchtigen Meister WILHELM SPEIDEL⁴. In seinen Chorvertonungen für gemischten Chor von *Schön Rohtraut* und *Der Gärtner* überwindet OTTO SCHERZER durch polyphone Setzweise die Schwierigkeiten leichter.

HUGO DISTLERS MÖRIKE-Chorliederbuch ist das Standardwerk moderner Chorkompositionen geworden. Im Vorwort zu diesem Werk sagt DISTLER, daß ihn die einzig dastehende rhythmische Kraft und Freizügigkeit bei MÖRIKE angezogen habe, daneben eine Objektivierung des poetischen Gehalts,

die in hohem Maße an das alte deutsche Volkslied gemahne⁵.

Anmerkungen

- 1 Titel des Gedichts: Ach nur einmal noch im Leben. Pantalon: Vorläufer des Hammerklaviers.
- 2 KAUFFMANNs Begeisterung für MOZART sprang auf MÖRIKE über. Die Ausgabe der MOZARTnovelle in Buchform, bei COTTA 1856, trägt die Widmung: *Seinen Freunden, den beiden Komponisten Louis Hetsch, Musikdirektor in Mannheim, und Ernst Friedrich Kauffmann, Professor in Stuttgart.*
- 3 Der Bekanntheit entstammt auch die Vertonung von MÖRIKES *Kirchengesang zu einer Trauung*, Musik von KAUFFMANN, Erstdruck 1855. Die Komposition, wohl nur im Manuskript gefertigt, ist nicht erhalten.
- 4 SPEIDEL, geb. 1826 in Ulm, gest. 1899 in Stuttgart, tüchtiger Klavierpädagoge, Mitbegründer des Stuttgarter Konservatoriums und Dirigent des Liederkranses. Die SPEIDELsche Komposition in der Erstfassung aus dem «Maler Nolten» läßt die Schwierigkeiten erkennen, welche der Vertonung durch volksliedhaften homophonen Chorgesang entgegenstehen.
- 5 Vorwort zum Mörikechorliederbuch op. 19, bei Bärenreiter-Kassel.

Literatur

MULLER-BLATTAU, JOSEPH, Das MOZARTbild MÖRIKES und seines Freundeskreises, in: *Von der Vielfalt der Musik*, 521 – 531, Freiburg 1966. – RUDOLF KRAUSS, MÖRIKE und die Musik, in: *Die Musik*, Berlin I, Sept. 1904. – Derselbe, MÖRIKE, KAUFFMANN und HETSCH, *Schwäbische Kronik* 1904, Nr. 428, 5. – AUGUST BOPP, Ein Liederbuch aus Schwaben, 1918. – Über KAUFFMANN: ERNST FRIEDRICH SCHMID in «Musik in Geschichte und Gegenwart», Enzyklopädie, Bärenreiter.

Adolph Mörike, der Klavierbauer

Martin Friedrich Jehle

ADOLPH MÖRIKE (1813–1875), der jüngste Bruder des Dichters EDUARD MÖRIKE, war Klavierbauer. Er wurde am 12. Januar 1813 als Sohn des Arztes Dr. KARL FRIEDRICH MÖRIKE in Ludwigsburg geboren. Als der Vater gestorben war, zog die Mutter CHARLOTTE DOROTHEA MÖRIKE 1825 mit den Kindern nach Nürtingen, wo sie mehrere Jahre lebte. ADOLPH war ab 1826 Schüler der Lateinschule in Nürtingen.

Der vielfältig interessierte und geschickte Bub wird in Briefen seines Dichter-Bruders lebendig . . . und Adolph tat Brieftasche und Schreibzeug heraus, daß jedes etwas schreiben solle. Ich schrieb:

*Wenn zwei voneinander scheiden,
So geben sie sich die Händ
Und fangen an zu weinen,
Zu seufzen ohne End.
Wir haben nicht geweinet,
Wir seufzen nicht weh und ach:
Die Tränen und die Seufzer,
Die kommen hintennach.*

. . . Adolph rief dem Blumhard nach *Leb wohl! Kind! August! – und ich weiß nicht, wie er dazu kam – Memento mortis! (Gedenke des Todes.) Dies machte mich eine Weile nachdenklich, gerade weils der unschuldige Kindermund sagen mußte, – aber er trommelte gleichdrauf einen lustigen Soldatenmarsch heimwärts. Ja, in diesem Buben ist die seltsamste Mischung von Unbekümmerlichkeit, Roheit und diefem Gefühl, mit dem er sich aber vor den Menschen schnell resoltviert. An anderer Stelle schreibt EDUARD MÖRIKE: . . . Eines Nachmittags kramte Adolph seine Theaterschachteln aus und weidete sich an unserer Verwunderung über die tolle Menge von hölzernen Drahtfiguren, die, übrigens nicht sehr zierlich gearbeitet, wie die Heringe ordentlich aufeinandergeschichtet lagen.*

Ebenso war ein reicher Vorrat meist selbstgemachter Kullissen da. Am Abend nagelte er Vorhänge über der Türe zwischen zwei kleinen Stuben an, in deren einer, dunkel, die Zuschauer dicht vor dem roten Vorhängel saßen, welches wie ein Backofen schimmerte. Gespielt wurde «Der Kranke König und Bajazzo, der Königsmörder». Der win-

zige, von vielen versteckten Lichtchen freundlich erhellte Schauplatz, wo in komischen und ernsthaften Gesprächen die Handlung, zwar verdammt schnell, vor sich ging, kann auch eine altgewordene Phantasie in Beschlag nehmen.

Seine Freud war überlaut, als er «O du lieber Augustin» mit zwei Händen spielen konnte. Er darf Unterricht nehmen, denn dies wird sein Fach werden. So meint EDUARD MÖRIKE von seinem Bruder, aber ADOLPH MÖRIKE wird Schreiner und später Klavierbauer.

ADOLPH hat 1827 mit einer Schreinerlehre bei Schreinermeister SCHWEIKLE in Stuttgart begonnen. Seit 1830 ist er Lehrling bei Schreiner SCHWEIZLEN in Böblingen. Sein Bruder EDUARD schreibt ihm am 21. Mai in diesem Jahre nach Böblingen von einer fatalen Epoche, aus der er sich zu reinem und tätigem Leben erhoben und die Liebe und Achtung aller Angehörigen wieder erworben habe. *Ich kann mir dich übrigens garnicht anders als an deiner guten Hobelbank denken*, heißt es an anderer Stelle desselben Briefes. Im Juli 1831 besuchte ihn EDUARD mit seiner Braut LUISE RAU in Böblingen.

EDUARD MÖRIKE, der seit Anfang 1832 in Ochsenwang wohnte, hat unter dem 10. Februar 1832 in seinen Kalender eingetragen: *Adolph kommt auf desperater Flucht unerwartet zu mir und bleibt einige Tage, um von hier aus einen Meister zu suchen*. Wahrscheinlich ist ADOLPH MÖRIKE in die politischen Umtriebe seines Bruders KARL verwickelt gewesen. Jedenfalls ging er von Ochsenhausen nach Stuttgart. Am 8. April 1832 ist jedoch zu lesen *Der Mutter Gemüt ist ruhiger, seit Adolphs Existenz wieder ins Geleise gerückt worden. Er ist wieder bei Herrn Schweizlen, der ihn mit aller Freundlichkeit aufnahm*.

Der unruhige ADOLPH will jedoch Geld zu besserer Ausbildung. Schon im Mai verhandelt die Familie über seine nächste Zukunft. *Gewiß tut es vor allem Not, daß er sich selbst wieder findet, nachdem er jung aus den Fugen gerenkt war. Seine verzweifelte Lage, die entgegengesetzten Stimmen über jedes Projekt entschuldigen seine Widersprüche einigermaßen*.

Die Mutter MÖRIKE, die zu ihrem Sohn EDUARD nach Ochsenwang gezogen war, hatte immer Sorgen wegen ADOLPH. Sie schreibt am 4. Dezember 1832 an ihre Tochter KLARA: *Nun bin ich wieder mehr erleichtert dadurch, daß sich ein Ausweg für Adolph in Kirchheim bei Herrn Kaim gefunden hat, wodurch er von Stuttgart hinweg kommt und doch in einem Geschäfte ist: und so wäre von der sorgenvollen Zeit auch wieder etwas überstanden*.

ADOLPH MÖRIKE hat bei FRANZ ANTON KAIM in Kirchheim das Klavierbauerhandwerk erlernt. 1834 bekommt er 800 Gulden zur Gründung eines eigenen Geschäftes, aber er verschafft sich weitere

Geldmittel auf unrechte Weise und wird zu 1½ Jahren Zuchthaus verurteilt (1838/39). ADOLPH war und blieb das Sorgenkind der Familie. Der Bruder EDUARD bezahlte die Schulden (1837).

Trotzdem hat die Familie ADOLPHS Begabung anerkannt. Wie soll man es anders verstehen, wenn dem auf dem Hohenasperg Eingekerkerten durch seinen Bruder EDUARD zugerufen wird *Wir Poeten und die Musiker müssen die Herzen umwenden können wie Handschuhe in einem Nu!* Ob das der Klavierbauer ADOLPH MÖRIKE auch konnte! Überzeugt von seiner technischen Tüchtigkeit wollte ADOLPH nach der Festungshaft Geld von der Familie. Als Bruder EDUARD kein Geld mehr für ihn aufnehmen konnte, ist ADOLPH erzürnt fortgegangen.

In einer ganz üblen Lage erscheint er im April 1840. Er wohnt als Instrumentenmacher-Geselle in Zürich, mittellos, sogar ohne ordentliche Kleider. Seine Mutter und sein Bruder EDUARD hatten die Hand ganz von ihm gezogen.

Aus der Familie seiner späteren Frau ist bekannt, daß ADOLPH nach Indien ging. In seiner eigenen Familie weiß man von einem Aufenthalt in Amerika. Am 2. Dezember 1857 schreibt EDUARD MÖRIKE an PAUL HEYSE: *Es wirbelt mir der Kopf von Briefen eines verschollenen jüngeren Bruders, den ich seit vielen Jahren kaum mehr am Leben glaubte und der aus Indien krank zurückgekehrt, mir aus Hannover schreibt*. Am 6. Mai 1859 schreibt EDUARD an COTTA von einem Anlehen an einen Verwandten, wobei es sich wohl um Geld für ADOLPH handelt.

Von 1859 bis Anfang 1863 war ADOLPH MÖRIKE selbständig in Neuß. Aus dieser Zeit ist mir nichts bekannt geworden, auch weiß ich nicht, ob aus dieser Zeit Instrumente mit dem Namen MÖRIKE vorhanden sind. Der Betrieb in Neuß läßt sich nicht halten. EDUARD verwendet sich mit Erfolg bei Breitkopf und Härtel für ADOLPH (Brief vom 9. Dezember 1862). Von 1864 bis 1872 arbeitet MÖRIKE bei Breitkopf und Härtel in Leipzig. Aus MÖRIKES Zeit in Leipzig ist mehr bekannt.

Am 24. Oktober wurde er bei Breitkopf und Härtel angenommen. Am 26. Januar 1863 trat er in das Geschäft ein. Am 1. März 1863 übernimmt ADOLPH MÖRIKE das Amt des Faktors von BERNHARD GURIKE aus Lossen bei Berlin. Als Faktor war MÖRIKE nicht nur der verantwortliche Leiter dieses schon bedeutenden Zweiges der Firma Breitkopf und Härtel, auch die Intonation und Abnahme der Instrumente war Sache des Faktors. ADOLPH MÖRIKE arbeitete mit folgenden Leuten: SCHELLENBERGER als Zusammensetzer und Ausarbeiter, PITSCH als Zusammensetzer und Stimmer, KLEOPZIG und SIEGERT als Aufsetzer, GÜNTHER als Zusammensetzer

und Ausarbeiter, RIESELBACH als Klaviaturmacher und JUNGVOGEL zum Beaufsichtigen der neun Rastenmacher (vermutlich bis zum bezogenen Rasten). Außer den genannten gab es: Abputzer, Bekleider, Bodenmacher, Deckelmacher, Garnierer, Klaviaturbauer, Kleinarbeiter, Mechanikarbeiter, Mechanikbohrer, -keher, -garnierer, Polierer und Tischler.

1867 heißt es über den von ADOLPH MÜRKE geleiteten Klavierbau bei Breitkopf und Härtel: *Die Piano-fortefabrik, welche ihren Vorzug in Lieferung des Besten, nicht der Menge sucht, entsendet jährlich 80–100 Instrumente und beschäftigt, abgesehen von außerhalb des Hauses tätigen Hilfsarbeitern, 30–35 Personen. Die Güte dieser Instrumente ist allenthalben anerkannt. Flügel, Tafelklaviere und Pianos werden gebaut.*

Einer Anzeige von 1867 kann man entnehmen: *Die Pianoforte-Fabrik von Breitkopf und Härtel in Leipzig empfiehlt zum bevorstehenden Feste ihre bekannten und bewährten Instrumente zu nachstehenden Preisen. In Mahagoni, Nußbaum und Palisander.*

Concertflügel, größte Gattung, 7 Oktaven

500–700 Thl.

Stutzflügel, größte Gattung

330–425 Thl.

Tafelförmige größte Gattung

225–280 Thl.

Pianinos

250–300 Thl.

Ausführliche Preislisten nebst Bezugsbedingungen stehen Privaten, Musikern und Händlern zu Dienst.

ADOLPH MÜRKE, wenn auch äußerlich ein unbehilflicher Mann, war ein tüchtiger Klavierbauer. Seine Flügel baute er in Anlehnung an die neuesten Erkenntnisse von KRIEGELSTEIN und ERARD. Er hatte Umgang mit den bedeutendsten Pianisten seiner Zeit. Vielleicht ist MÜRKE der Verfasser der Schrift «Von der Erhaltung der Instrumente», welche Breitkopf und Härtel herausgegeben haben. Im 8. Abschnitt steht: *Damit das Instrument in guter Stimmung sich erhalte, ist es nötig im Anfang dasselbe mindestens alle zwei Monate später alle vier Monate, von einem geschickten Stimmer recht genau stimmen zu lassen und dabei darauf zu achten, daß es stets in der Höhe der beigegebenen Stimmgabel erhalten werde.*

Nach dem Deutsch-Französischen Krieg haben Breitkopf und Härtel diesen Zweig ihres vielseitigen Betriebes eingestellt. Die Ergebnisberechnungen zeigten, daß die Herstellung der Instrumente den Verkaufspreis überstieg. ADOLPH MÜRKE der

letzte Faktor des Betriebes, schrieb in ein Buch: *Alles vollendet am 1. Mai 1872, Mörke.* ADOLPH MÜRKE erhielt das zuletzt versandte Instrument. Es wurde nach Stuttgart geschickt.

Die Verbindung zu den Geschwistern war seit der Rückkehr aus Indien wieder aufgenommen. ADOLPH war geläutert. Zum Beweis noch eine Stelle aus einem Brief EDWARDS von 1872: *Der lieben Klara zur Nachricht, daß Bruder Adolph uns eine Handschrift von (Turnvater) Jahn ganz sicher für sie versprochen hat.*

Durch die Breitkopfsche Geschäftsaufgabe kam ADOLPH in Not. Er hat zwischen 1872 und 1874 bei BLÜTHNER in Leipzig und bei KAPS in Dresden gearbeitet.

Am 7. April 1859 hat ADOLPH MÜRKE ADELHEID KAROLINE HAUFF, die Tochter des KARL LUDWIG CHRISTIAN HAUFF, welcher von 1846–1863 Pfarrer in Weilheim bei Tübingen war, geheiratet. ADELHEID HAUFF wurde am 29. Oktober 1831 geboren und 1845 in Nürtingen konfirmiert. Nach dem Weilheimer Kirchenbuch ging sie 1862 nach Leipzig.

Das Ehepaar MÜRKE-HAUFF lebte in guter, friedlicher Ehe, nach außen standesgemäß, nach innen aber in allergrößter, an Armut grenzender Einfachheit, so daß zu vermuten ist, es sei alles irgendwie zu erübrigende Geld zur Abbezahlung alter Verpflichtungen gebraucht worden. Die Ehe war kinderlos.

In völliger Verkennung ihrer offenbar geheim gehaltenen Verhältnisse erhielt ADOLPH MÜRKE bei seinem Abschied von Breitkopf und Härtel einen prächtigen Silberschatz in riesigem Kasten, alles mit seinem Monogramm, oben eine silberne Tafel mit der Aufschrift: *Für seine langjährigen treuen Dienste!*

ADELHEID geb. HAUFF, welche eine Verwandte des Dichters WILHELM HAUFF war, kam 1874 durch einen Unglücksfall, eine Kohlenoxydgasvergiftung – während ADOLPH MÜRKE auf einer Reise war – ums Leben. Ihr Gatte fand sie tot, auf dem Sofa liegend. Diesem Schlag war ADOLPH nicht mehr gewachsen. Er verließ die Heimat, ging wahrscheinlich nach Amerika, kam aber nach kurzer Zeit zurück. Der sensible Klavierbauer starb im April 1875, zwei Monate vor seines Dichter-Bruders Tod, durch Selbstmord im Gardasee.

Menschen aus Hermann Hesses Calwer Jugendheimat (1860–1905)

Siegfried Greiner

Vorbemerkung: Dieser Aufsatz entstand zur 900-Jahr-Feier der Stadt Calw im Jahre 1975. Die oben angegebenen Jahreszahlen wurden bewußt gewählt: 1860 zog HERMANN GUNDERT, der Großvater HERMANN HESSES, in Calw ein. 1905 verließ JOHANNES HESSE, nachdem seine Frau schon 1902 gestorben war, die Schwarzwaldstadt und zog nach Korntal.

Zwischen Bremen und Neapel, zwischen Wien und Singapur habe ich manche hübsche Stadt gesehen, Städte am Meer und Städte hoch auf Bergen, und aus manchen Brunnen habe ich als Pilger einen Trunk getan, aus dem mir später das süße Gift des Heimwehs wurde. Die schönste Stadt von allen aber, die ich kenne, ist Calw an der Nagold, ein kleines, altes, schwäbisches Schwarzwaldstädtchen.

Dies sind nicht die einzigen, aber die bekanntesten rühmenden Worte, die HESSE seiner Jugendheimat gewidmet hat. Die Bindungen an das geliebte Calw waren jedoch nicht nur auf die städtebaulichen und die landschaftlichen Schönheiten bezogen, denn eine größere Zahl von Verwandten und Freunden, von geschätzten und mißliebigen Personen machten diese Stadt zu einer eigenständigen Welt, zu einer Welt, deren viele Bilder einst dem Knaben als Urbilder Hilfe geleistet . . . diesen Bildern bin ich zeitlebens treu und dankbar geblieben, sie haben mich und mein Weltbild formen helfen.

Wenn auch mehrere der im folgenden zu nennenden Personen aus HESSES Werken und Briefen gut bekannt sind (z. B. der Großvater, die Eltern, Herr CLAASSEN), sollen sie dennoch in diesem Calwer «Menschen-Panorama» einen ihnen gemäßen Platz finden.

Calw, die Verlags- und Schriftstellerstadt

Gewiß wäre es falsch, das altwürttembergische Calw als eine amüsische Stadt zu bezeichnen, denn seit dem Ende des Spätmittelalters finden sich in jedem Jahrhundert berühmt gewordene Söhne dieses Ortes, die nicht als Unternehmer und Handelsleute hervorgetreten sind. Aber doch bleibt Calw bis in das frühe 19. Jahrhundert hinein vor allem die Stadt der großen Textilproduktion, der Zeughandelskompagnie und kleinerer Handelsgesellschaften, die Stadt steinreicher Leute und der Geldgeber für württembergische Herzöge.

Nachdem 1833 CHRISTIAN GOTTLÖB BARTH (1799 bis 1862) den «Calwer Verlagsverein» zur Verbreitung wohlfeiler Kinder- und Schulschriften gegründet hatte, war der Name dieser Stadt innerhalb von zwei, drei Jahrzehnten nicht nur im Süden und

Norden Deutschlands bekannt geworden, sondern auch überall dort, wo die Boten der evangelischen Missionsgesellschaften das Christentum verbreiteten. Die von BARTH bearbeiteten «Calwer zweimal-zweiundfünfzig biblische Geschichten» erschienen schon 1854 in der 100. Auflage und waren in über 50 Sprachen übersetzt. Auch die «Calwer Missionsblätter» und weitere Buchveröffentlichungen trugen dazu bei, «Calw und BARTH» zu einem Begriff werden zu lassen. Bekannt geworden ist die Anekdote von dem Brief aus dem Innern Afrikas, der nur die Aufschrift trug: *Dr. Barth in die Kind von die Kuh*, und der dennoch den Empfänger erreichte.

BARTH hat sich als christlicher Liederdichter und als Jugendschriftsteller hervor getan, und seine «Geschichte vom armen Heinrich» (1827) enthielt zwei Gedichte, die zu religiösen Volksliedern wurden (*Sonne, willst du scheiden* und *Der Pilger aus der Ferne*). Auch wenn die christlich-belehrende Tendenz in BARTHs Schriften vorherrscht, so weiß er doch Landschaft und Geschichte eines Gebiets geschickt in die Erzählung einzubauen.

Was BARTH begonnen, führte HERMANN GUNDERT (1814–1893) weiter; zwar gab er keine eigenen Jugendschriften heraus, doch mit den «Kindermissionsblättern» war auch er ein gern gelesener «Kinderschreiber». Unter GUNDERTs Redaktion erschienen die theologischen Standardwerke: «Calwer Bibelkonkordanz», «Calwer Bibellexikon», «Calwer Kirchenlexikon»; von GUNDERT allein wurden verfaßt: «Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten», Biographien über die Missionare MÜGLING und HEBICH sowie sechs Bände «Missionsbilder».

Mit einem neu geschaffenen Verlagssignet *Veritas persuadet (Wahrheit überzeugt)* legte der 72jährige GUNDERT 1886 den ersten Band der «Calwer Familienbibliothek» vor: «CHR. GOTTL. BARTHs Leben und Wirken». Verfaßt hatte das Buch der aus Calw stammende Theologe und Lehrersohn WILHELM KOPP, der von 1883 bis 1886 GUNDERTs Mitarbeiter war; auch ein weiterer Band stammte von dessen Hand. PAUL WURM, der Vater des Landesbischofs, der zu Beginn unseres Jahrhunderts Calw als Ruhezit wählte, stellte in der Familienbibliothek Nr. 6 das Leben JOHANN VALENTIN ANDREÄS, des Calwer Dekans aus dem 30jährigen Krieg, dar. Als JOHANNES HESSE (1847–1916), des Dichters Vater, ab 1886 erneut der Mitarbeiter seines Schwiegervaters GUNDERT geworden war (er hatte schon 1873 bis



HERMANN HESSE und seine Eltern im «Schriftstellerjahr» 1899/1900.

1881 dieselbe Tätigkeit ausgeübt), gab auch er drei Bände in dieser Reihe, insbesondere nach des Schwiegervaters Tod «GUNDERTS Leben» heraus. Daneben galt HESSE, der einige Jahre in Indien als Basler Missionar gearbeitet hatte, als Fachmann für Missionsfragen, und mehrere Bücher sind ein bedrertes Zeugnis dafür. Mit zwei Bänden ist auch MARIE HESSE (1842–1902), die Mutter des Dichters, in der «Familienbibliothek» vertreten. 1891 erschien ihr «JAKOB HANNINGTON, ein Märtyrer für Uganda». Dies ist die freie Bearbeitung einer englisch geschriebenen Biographie des Missionsbischofs HANNINGTON, der auf einer Visitationsreise nach Uganda ermordet worden war. Als Band 26 er-

schien MARIE HESSES Biographie zu Ehren des Mannes, der nicht nur als Missionar hervorgetreten war, sondern auch als Forschungsreisender höchste Anerkennung gefunden hatte: DAVID LIVINGSTONE. Die Jahrhundertwende 1899/1900 wurde zum «Schriftstellerjahr» für die Familie HESSE. In KAYSERS «Allgemeines Bücherlexikon» stehen untereinander verzeichnet: HERMANN HESSE mit seinen beiden Erstlingen, «Romantische Lieder» und «Eine Stunde hinter Mitternacht»; JOHANNES HESSE mit «Die Heiden und wir» und «Das Missionsjahrhundert»; MARIE HESSE mit «DAVID LIVINGSTONE, der Freund Afrikas» (2. vermehrte Auflage); auch der Verlagsleiter, HERMANN GUNDERT, erscheint mit dem letzten nachgelassenen Buch: «Schriftgedanken auf alle Tage des Jahres».

KARL DOLL (1834–1911), der Calwer Oberamtmann in den Jahren 1872 bis 1879, hielt sich für einen echten Dichter. Mehrmals wandte er sich an EDUARD MÖRIKE mit der Bitte, seine Gedichte zu beurteilen und ihm zu sagen, ob sie druckreif seien. Doch MÖRIKE hatte Bedenken; er gestand zwar zu, daß DOLL poetisches Talent besitze, doch sei nur wenig *rein und rund vollendet*. Gewiß hätte sich MÖRIKE zu dem Zyklus «Sonette aus Calw» ähnlich äußern müssen. In 25 Gedichten, die 1874 im Unterhaltungsblatt zum «Calwer Wochenblatt» erschienen, preist DOLL die Stadt, einzelne Gebäude und hervorragende Männer.

Der aus einer Alt-Calwer Familie stammende HERMANN MÜLLER (1818 bis um 1900), ein tüchtiger Altphilologe, war der erste Rektor des Reallyzeums dieser Stadt. Er war schon auf mehreren Gebieten literarisch hervorgetreten (Griechisches Schulbuch, Wetterbeobachtungen über ein Jahrhundert in Calw, HEHLSches Stammbüchlein, Übersetzungen von GOETHE-Gedichten in das Volapük), ehe er als Ruheständler eine Lücke in der national-deutschen Literatur feststellte: *Denn ich hatte das Gefühl, daß für vaterländische Gedenktage kein Überfluß an geeigneten Gesängen vorhanden sei*, und so schrieb der 72jährige: «Opfer für das Vaterland – Festspiel für vaterländische Gedenktage». Die Musik dazu stammte von dem Pfarrer E. EHRHARDT in Wain. *Möge dieses Festspiel, ein patriotisches Oratorium, dazu beitragen, daß die Gefühle und Bestrebungen einer großen Zeit (d. i. der Krieg von 1870/71) zum Segen des deutschen Volkes wiederbelebt werden!* Dieser Wunsch des Verfassers ging in Erfüllung, denn bei der Uraufführung in Calw, einen Tag vor Kaisers Geburtstag (28. 1. 1893), konnte der Saal die Besucher kaum fassen, wie der «Schwäbische Merkur» berichtete. Der Erfolg in Calw und anderswo ermunterte MÜLLER zu diesem ersten als Ergänzung ein zweites Festspiel im Jahre



HERMANN GUNBERT (um 1885).

1894 folgen zu lassen; der Titel lautet: «Vor Straßburg 1870–1871». Für beide Spiele kann H. GUNBERTS Urteil gelten, der schlicht feststellte: *«Das Opfer für das Vaterland will nicht viel heißen.»*

Unter den Augen dieser sich als hochachtbare Dichter fühlenden Männer DOLL und MÜLLER wuchsen zwei Mädchen und ein Junge heran, die Schreibhefte und lose Blätter mit Dramen, Erzählungen und Gedichten anfüllten: AUGUSTE SUPPER, geborene SCHMITZ (1867 in Pforzheim geboren; 1873 bis 1888 in Calw aufgewachsen, von 1896 bis 1905 als Frau des Betriebsinspektors der Kgl. Württ. Staatseisenbahn SUPPER erneut in Calw); GERTRUD INGEBORG KLETT (1871 in Stuttgart geboren, ab 1883 in Hirsau, 1888 bis 1895 in Calw); HERMANN HESSE (1877 bis 1883 in Calw; erneut 1886 bis 1890 in dieser Stadt, zum dritten Male 1893 bis 1895; dazwischen regelmäßig in den Ferien in Calw).

AUGUSTE SUPPERS erstes größeres Werk, der «Mönch von Hirsau», ein Versroman, konnte 1899 erscheinen, nachdem JOHANNES HESSE das Manuskript günstig beurteilt hatte. Ihm gelang es, das Selbstvertrauen der jungen Schriftstellerin wieder zu festigen, nachdem sie durch die Kritik mehrerer Verleger entmutigt worden war.

GERTRUD INGEBORG KLETT war die Tochter eines württembergischen Majors i. R. und der Schwedin MARIA FJELLSTEDT, der Tochter eines Missionars. Diese war seit ihrer Jugend mit HERMANN HESSES Mutter befreundet gewesen, und von daher rührten auch G. I. KLETTS Verbindungen zu H. HESSE, doch dürften nähere Beziehungen zwischen beiden erst erfolgt sein, als die KLETT 1906 ihren Gedichtband «Aus jungen Tagen» veröffentlichte. Sowohl bei Gedichten HESSES als auch bei KLETT werden die heimatlichen Tannenwälder und das Wiesental, der Fluß und die Brücke, der Brunnen und das Glockengeläut anschaulich vergegenwärtigt und zum Träger oder Sinnbild für Liebe, Schmerz, Trauer und Sehnsucht. Es ist ganz erstaunlich, wie weit bei einigen Gedichten die Übereinstimmung geht: die gleichen Saiten auf zwei verschiedenen Instrumenten.

Bei HESSE z. B. heißt es:

*Abends muß ich auf der Brücke stehen,
Nieder in den dunklen Strom zu sehen,
Wie er strömt und zieht und mit Gebrause
Sehnlich weiterstrebt, wohin? – Nach Hause?*

und bei G. I. KLETT:

*Laut murmelnd und schäumend
Eilt zu Tale der Bach,
Sehnend, träumend
Zieht meine Seele dir nach.*

Daß das Fräulein GERTRUD KLETT bei manchen Calwern noch mehr Aufsehen erregt hat als der «Landexamenschlosser» HERMANN HESSE, ist nicht verwunderlich, denn daß sie Zigaretten rauchte, war damals unerhört. Sie übernahm 1895 nach einer hervorragend bestandenen Prüfung an der «Lette-Schule» in Berlin einen Lehrauftrag an dieser Anstalt in Handelsfächern und in Maschinenschreiben. Übrigens hat G. I. KLETT in ihren Gedichten auch einige hübsche Kinderlieder veröffentlicht und später den Text zu mehreren Kinderbüchern verfaßt. Ob dies in der Tradition der «Calwer Kinderschreiber» geschah oder eher im Widerspruch zu ihnen?

Für eine andere Jugendschriftstellerin, AGNES SAPPER (1852–1929), wurde Calw zum Sprungbrett für ihre erfolgreiche Laufbahn. Im Januar 1892 zog der Amtsnotar KARL SAPPER mit seiner Familie in der Stadt ein, und im September erschien ein schmales Büchlein: «Für kleine Mädchen». Doch bald danach entstand, zum Teil nach den Calwer Schulerlebnissen ihrer beiden Mädchen geschrieben, A. SAPPERS bekanntes: «Gretchen Reinwalds erstes Schuljahr». Ihr Verleger war DAVID GUNBERT in Stuttgart, ein



FRIEDRICH GUNDERT.

Sohn des Calwer Verlagsleiters. D. GUNDERT hatte an der Gestaltung der nächsten SAPPER-Arbeit großen Anteil, es war ein Erziehungsbuch: «Die Mutter unter ihren Kindern». Auch zu einer geschichtlichen Erzählung für Jugendliche wurde die Schriftstellerin in Calw angeregt: «VALENTIN ANDREA und sein Patenkind». Nach dem Tode ihres Mannes zog A. SAPPER 1899 nach Würzburg.

Seit 1885 gab es einen württembergischen Schwarzwaldverein, und 1893 ließ PAUL WEIZSACKER, der Rektor des Reallyzeums, mit einem Wildbader Verleger zusammen gegen den Willen der Vereinsmitglieder auf eigene Faust die erste Nummer einer Zeitschrift erscheinen: «Aus dem Schwarzwald». Und siehe da, die Zeitschrift fand einen solchen

Anklang, daß sie vom Schwarzwaldverein übernommen wurde. WEIZSACKER war ein ausgezeichnete(r) Schriftleiter, nicht nur ein Altphilologe, Historiker und Literaturkenner, wie es seinen Schulfächern entsprach, sondern auch ein Kunsthistoriker und Volkskundler, und so entstand unter seiner Leitung eine vielseitige Zeitschrift, zumal es ihm gelang, die besten Fachleute und Liebhaber zur Mitarbeit zu gewinnen. Auch als er die Redaktion 1896 abgab, und diese nach Stuttgart verlegt wurde, blieb der Calwer Rektor weiterhin einer der wichtigsten Mitarbeiter, und die Zeitschrift blieb noch lange Zeit ein «Schwarzwaldkulturspiegel». Daß A. SAPPER zu den Mitarbeitern der Zeitschrift zählte, ist naheliegend, aber daß von 1902 bis 1908 fünfzig Gedichte des Warmbronner Dichters CHRISTIAN WAGNER in den Schwarzwaldvereinsblättern erschienen sind, – weitaus die Höchstzahl, die je von einem einzigen Verfasser in dieser Zeitschrift während ihres Bestehens (1893–1933) veröffentlicht wurde – muß heute noch rühmend erwähnt werden.

Im Jahre 1905 erschien ein kleines Buch von THEODOR KLAIBER (1870–1921): «Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart». Auf 17 Seiten gibt der Verfasser die erste umfassende literarische Würdigung für das bis dahin erschienene Werk HERMANN HESSES. Auch KLAIBER, der württembergische «Haus- und-Hof-Literaturhistoriker» für die beiden ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, war schon früh in den «Sog» geraten, der von der Calwer Bücherstadt ausging, denn der Pfarrerssohn aus Gräfenhausen bei Neuenbürg verbrachte regelmäßig die Schulferien im Elternhaus der Mutter in Calw, wo der Großvater KOPP ein beliebter Oberlehrer für Mädchenklassen war. Mit H. HESSES Halbbruder THEODOR ISENBERG besuchte KLAIBER im Schuljahr 1880/81 sechs Monate lang das Calwer Reallyzeum; aus diesem Grunde und wegen der Mitarbeit seines Onkels als Sekretär GUNDERTS war KLAIBER auch Gast im Verlagsgebäude.

Die Musikstadt Calw

Seit 1866 gab es in Calw einen von Dekan LECHLER gegründeten Kirchengesangverein. Ein Glück war es, daß sich sowohl musikalische Geistliche als auch Lehrer um die weitere Förderung dieses Vereins bemühten. Die Anzahl der Sänger konnte von 30 bis auf 50 im Jahre 1890 erhöht werden; mehr und mehr wurde auch Instrumentalmusik bei den Konzerten hinzugezogen und schließlich zu einer dauernden Einrichtung. 16 größere Werke wurden bis 1880 aufgeführt, darunter *Samson* und *Messias* von



G. I. KLETT (um 1895).

HANDEL. Im Jahre 1880 übernahm H. GUNDERTS Sohn, FRIEDRICH GUNDERT (1847–1925), Geschäftsführer des Calwer Verlagsvereins, die Leitung des Kirchenchors, und damit begann eine neue Epoche. GUNDERT hatte zwar kein Musikstudium absolviert, aber der Hochmusikalische war für kurze Zeit der Schüler IMANUEL FAISSTS (1823–1894), des Stuttgarter Komponisten und Direktors der Musikhochschule gewesen, und so konnte GUNDERT auch die Aufführung größerer Werke, vor allem der BACHschen Oratorien, in Angriff nehmen.

Es gab damals keine Stadt in Württemberg von der Größe Calws (4800 Einwohner), die ein ähnliches reiches Musikleben hätte aufweisen können. Ja, die Tradition, die GUNDERT in Stuttgart hatte kennenlernen, jeden Karfreitag BACHs Matthäus-Passion aufzuführen, fand seit 1884 in Calw ihre Parallele. GUNDERT gehörte zu den frühen Mitgliedern der Bachgesellschaft, welche die Herausgabe der Werke des Thomaskantors von 1855 bis 1899 ermöglichten. Überhaupt liebte er BACHsche Musik über alles, und sein Schwiegersohn und Biograph IMANUEL PFLEIDERER sagt dazu: *Wie glühte sein sonst so mildes Auge im Feuerbrande innerer Erregung, wenn er diese heiligen Klänge vernahm oder anderen vermitteln durfte.*

Daß den Violine spielenden H. HESSE die Fülle an musikalischen Eindrücken, die er von seinem On-

kel vermittelt bekam, zutiefst erregte, ist verständlich. Die nachhaltigste Wirkung aber hatte bis in sein hohes Alter jene Aufführung der Matthäus-Passion am Karfreitag 1890, bei der seine beiden älteren Halbbrüder THEODOR und KARL ISENBERG als Solisten mitsangen. KARL hat auch bei vielen späteren Kirchenmusiken als Baßsolist mitgewirkt. H. HESSEs Basen, die Töchter FRIEDRICH GUNDERTS, und seit 1893 die Schwester ADELE sangen ebenfalls im Calwer Kirchenchor. Major KLETT als Baßsolist und seine Frau als tüchtige Pianistin waren jahrelang geschätzte Mitwirkende bei GUNDERTS Konzerten, und die Tochter GERTRUD sang im Chor. Einen guten «Schutzgeist» für FRIEDRICH GUNDERTS öffentliche musikalische Wirksamkeit besaß er in seinem Vater, denn dieser war selbst überaus musikalisch, spielte Klavier und war einst Sänger im SILCHERSchen Chor in Tübingen gewesen. Über ein Jahrzehnt hatte er regelmäßig die BACHsche Karfreitags-Passionsmusik in Stuttgart besucht, und so setzte er für die Calwer Aufführungen hohe Maßstäbe.

Theologen, Gelehrte und «Stundenleute»

Sowohl unter den Helfern (zweite Stadtpfarrer) als auch unter den Dekanen gab es bemerkenswerte Persönlichkeiten; einige seien herausgegriffen:

Der Helfer JULIUS GRILL (1840–1930), ein Gelehrter von außerordentlicher Sprachkenntnis und weitem religionsgeschichtlichem Blick amtierte in Calw von 1870 bis 1876. Er trat in freundschaftliche Verbindung zu H. GUNDERT, und besonders der Witwe ISENBERG, der späteren Mutter HERMANN HESSES, leistete er einen großen Dienst. Der Dichter lernte den LAOTSE zuerst in der Übersetzung GRILLS kennen, wie er in «Eine Bibliothek der Weltliteratur» berichtet. Der Nachfolger GRILLS, THEODOR HAERING (1848 bis 1928), bis 1881 in Calw, war noch stärker mit der GUNDERT-HESSE-Familie verbunden. Unter vielen bedeutenden Theologen jener Zeit, die dem jungen Helfer begegnet waren, schreibt HAERING in einem Brief, habe ihn GUNDERT ganz stark beeindruckt, besonders in seiner völligen Sichselbstgleichheit, ob er gerade predigte oder Briefmarken ausschchnitt . . . oder tief bewegt seines Sohnes Paul dunkle Leidenswege begleitete.

H. HESSE war während seiner Buchhändlerzeit in Tübingen (1895–1900) mehrmals Gast bei HAERING, der nacheinander theologische Lehrstühle in Zürich, Göttingen und Tübingen inne hatte.

Der von 1881 bis 1887 als Dekan in Calw wirkende KARL BERG (1837–1918) war der Mitarbeiter des «Gassenkehrer-Pastors» FRIEDRICH von BODELSCHWINGH in Paris gewesen und 1864 bis 1869 dessen Nachfolger an der Hügelgemeinde in Paris. In Calw faßte er schnell Fuß, und unter seiner Leitung wurde der lange schon geplante Kirchengumbau (1884–1888) durchgeführt. Da BERG für die Kirchenmusik sehr aufgeschlossen war, kam er auch den Wünschen FRIEDRICH GUNDERTS entgegen, der für seine musikalischen Aufführungen eine große Empore benötigte. KARL ISENBERG heiratete 1900 ELISABETH, die Tochter des inzwischen zum Prälaten aufgestiegenen BERG. Aus dieser Ehe ging CARLO (1901–1945), Musiker und Musikhistoriker, hervor. Er ist, beinahe ganz Porträt (HESSE), mit dem Namen «CARLO FERROMONTE» in «Das Glasperlenspiel» eingegangen.

Sonderformen religiösen Lebens hat es in Calw schon mindestens seit dem 17. Jahrhundert gegeben, sei es innerhalb oder außerhalb der evangelischen Kirche. Nach dem Tode MICHAEL HAHNS, dem Gründer der HAHNSchen Gemeinschaften, übernahm ein «Brüdererrat» die Leitung, zu dem schon von Anfang an der Notar LOUIS WIDMANN (1800–1878) in Calw zählte. Der geistig führende Kopf aber war der Schulmeister I. G. KOLB (1784 bis 1859) aus Dagersheim und nach dessen Tod der Calwer Notar. WIDMANN stand sowohl mit BARTH als auch mit GUNDERT in einem vertrauten Verhältnis, und er gehörte dem Ausschuß des Calwer Verlagsvereins an.

Die Gemeinschaft der Altpietisten wurde in den 80er und 90er Jahren von dem Schuhmacher ZAHN, dem Bäcker SCHNÜRLE und dem Juwelier OLPP geleitet. Sie und ihre Gemeinschaftsleute waren die treuesten Kirchengänger, und sie standen allen sozialen Aufgaben aufgeschlossen gegenüber, unterstützten aber auch die Kirchenkonzerte und sangen im Chor mit. Als «Gegenleistung» erwarteten aber auch die «Stundenhälter», daß die Calwer Geistlichen doch hin und wieder ihre «Stunden» besuchten. HAERINGS Stoßseufzer dazu wird in einem Brief in ein nettes Wortspiel gebracht: . . . die unzähligen Stunden und Stündlein meiner lieben Calwer, ein «Stundenplan» wäre nicht überflüssig!

H. GUNDERT hat sich gerne immer wieder für Predigt und Christenlehre zur Verfügung gestellt, sowohl in Calw als auch in den umliegenden Orten. 1863 hatte er einen Jünglingsverein ins Leben gerufen, dem er viel Zeit widmete. Auch die verschiedenen Gemeinschaftsstunden besuchte GUNDERT rundum, und im nahen Hirsau hatte er, nachdem die «Jerusalemsfreunde» (Templergemeinde) CHRISTOPH HOFFMANNs großen Anhang gefunden und Kirchenaustritte vorgekommen waren, selbst eine Gemeinschaftsstunde eingerichtet, die er jeden Sonntag betreute, wenn er nicht gerade von Calw abwesend war.

Am 29. September 1889 erschien bei H. GUNDERT JOHANNES CLAASSEN (1835–1898) aus Münster/W. und brachte die Bitte vor, er möchte beim Verlagsverein mitarbeiten, wenn er es als den Willen Gottes erkennt. Bis im Frühjahr des genannten Jahres hatte er von einem größeren Vermögen leben können, das er aber plötzlich verlor, und er war gezwungen, selbst etwas zu verdienen. Er hatte schon als Theosoph über J. BÖHME, A. BAADER und HAMANN gearbeitet, aber er hatte immer nur auf die innere Stimme zu hören brauchen, schreibt GUNDERT, und er fragt sich, ob CLAASSEN wohl unsere Fabrik zusagen würde? Dieses hochgelehrte Haus besaß manche Schrüllen. Seine übertriebene Demut und Bescheidenheit wurde oft als geistlicher Hochmut empfunden. Als der geringste aller Brüder wollte er bei einer Gebetsstunde im Hause HESSE immer der Letzte sein, benützte dies aber, um den anderen deutlich zu machen, was in ihren Gebeten gefehlt habe. Damit die Calwer, die ihm nicht fromm genug waren, aus ihrem «Schlaf» aufgerüttelt würden, setzte er alles daran, bis er eine Gruppe der Heilsarmee zu einem Aufenthalt in der Stadt bewogen hatte. Von Calw aus veröffentlichte er im Bertelsmann-Verlag folgendes Werk: «Schöpfungsspiegel oder die Natur im Lichte des Wortes durch JOHANNES CLAASSEN». Das Werk sollte sieben Bände umfassen; der Verfas-

ser konnte nur drei veröffentlichen, zwei erschienen noch nach seinem Tode. GUNDERT meinte zu diesem Manne, den er wegen seiner Gelehrsamkeit durchaus schätzte: *Unser Herr hat allerhand Käuze in seinem Vermögen.*

Doch nicht nur ein «Stachel», vielmehr ein «Pfehl» für das «fromme Calw» war die Gestalt des «Pfarrer HOPF» (1807–1887). Obwohl dieser Mann, FRANZ HOPF, durch die oberste Kirchenbehörde aus seinem Amte entlassen und aus der Liste der Pfarrer gestrichen war, blieb er weiterhin landauf, landab der «Pfarrer HOPF». Er war ein echter «schwäbischer Volksmann», ein Revolutionsfreund von 1848 und Mitglied der württembergischen Abgeordnetenversammlung von 1849 bis 1877. In allen Pfarreien, wohin er meist strafversetzt kam, übte er sich im praktischen Christentum, und er half mehreren politischen Gefangenen zur Flucht, ohne daß seine Mitarbeit bewiesen werden konnte, aber dennoch veranlaßte dies seine Entlassung. Er war es auch, der als einziger im württembergischen Landtag die Bewilligung für die Kriegskredite zur Führung des 70er Krieges ablehnte. «Gradaus», so hieß seine demokratische Zeitschrift (1862–1867), und so zeigte er sich in seinem Wesen. Die letzten 17 Jahre seines Lebens verbrachte er der früh Verwitweten in der Familie seines Schwiegersohnes, des Arztes SCHILER in Calw. Eine kirchliche Bestattung hatte sich der ehemalige Pfarrer verbeten, und so kamen zur Beerdigung «des Erzdemokraten die schwarzrotgoldenen Genossen mit Lorbeerkränzen und hielten ihre Reden».

Neuartige Schulen in Calw

War es der Geist JOHANN VALENTIN ANDREÄS, der noch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wirksam gewesen ist? Man könnte es vermuten! Denn ANDREÄS, der langjährige Calwer Dekan, der bedeutende Pädagoge und Vorläufer des COMENIUS, hätte an mehreren Calwer Schulgründungen jener Zeit seine helle Freude haben müssen, sind doch in ihnen Bildungsziele verwirklicht worden, die er schon zweieinhalb Jahrhunderte zuvor gefordert hatte.

Im Frühjahr 1874 richtete man in dieser Stadt ein Realprogymnasium ein, wodurch die jahrhundertalte Lateinschule mit einer Realschule verbunden wurde. Jene Fächer, die ANDREÄS neben den alten Sprachen gelehrt haben wollte, wie moderne Fremdsprachen und Naturwissenschaften, erhielten ihren festen Platz im Stundenplan dieser Neuform einer höheren Schule. In einem vorausgehenden Übergangsstadium 1871/72, als eine Oberreal-

klasse zur Vorbereitung auf die Einjährigenprüfung gebildet worden war, fehlte ein Lehrer für Englisch, und trotz mancher Proteste geschah das Überraschende: Einer Frau wurde zum ersten Male in der Geschichte des höheren Schulwesens in Württemberg ein Lehrauftrag an einer Bubenschule zugewiesen. Wer konnte diese Frau wohl gewesen sein? – Es war die Witwe MARIE ISENBERG, die spätere Mutter HERMANN HESSES.

Wenn auch an den unteren Klassen dieser Schule manche Prügelmeister ein schlimmes Regiment ausübten, so genoß die Schule im ganzen doch einen guten Ruf, und Rektor WEIZSÄCKER, der 25 Jahre der Anstalt vorstand, war das Musterbild eines tüchtigen und verständnisvollen Pädagogen. EMIL MOLT (1876–1936), mit RUDOLF STEINER zusammen der Begründer der ersten Waldorf-Schule in Stuttgart, war von Ostern 1890 bis Herbst 1891 Schüler des Calwer Realgymnasiums, und er behielt diese Zeit in bester Erinnerung, denn er sagt: ... *und sehr bin ich der Schule und sämtlichen Lehrern dankbar. Weder die Altdorfer noch die Stuttgarter Schule konnten [bei mir] das zutage fördern, was in Calw gelang.* Die Schwarzwaldstadt kann sich rühmen, die dritte Frauenarbeitsschule in Württemberg besessen zu haben. BERTA STRÖLIN, die Frau eines Zollverwalters, und die Ehefrauen der beiden Sattlermeister WIDMAIER und GRÜNENMAI waren die treibenden Kräfte, um die als Privatschule begonnene Anstalt einzurichten. Sie wurde am 7. März 1874 im oberen Saal des Georgenäums eröffnet. Das Unterrichtsziel war, wie es in einem Aufruf des «Calwer Wochenblatt» hieß: Mädchen, die über 14 Jahre alt sind, in den verschiedenen Zweigen weiblicher Handarbeiten vollständig auszubilden sowie Kenntnisse in der gewerblichen Buchführung und Korrespondenz, im kaufmännischen Rechnen und in der Wechsellere zu verschaffen. 1876 wurde die Schule von der Stadt übernommen.

Nicht nur Calwer Mädchen ließen sich gerne in mehreren halbjährigen Kursen ausbilden, sondern auch viele, die aus anderen württembergischen und badischen Orten stammten. Die Töchter aus den Familien GUNDERT und HESSE besuchten ebenfalls diese Einrichtung, und ein Wechsel in der Schulleitung gab MARIE HESSE 1893 die Gelegenheit, eine kleine Aufführung zu schreiben, in der *alte und junge Frauenzimmer die verschiedensten Ansichten über die Schule preisgeben.*

Im kommenden Jahr kann die «SPOHRERSche Handelsschule» ihr 100jähriges Bestehen feiern. Mit 16 Schülern und 4 Lehrern begann KARL SPOHRER im Mai 1876 sein Privatunternehmen als eine Vorschule mit zwei Halbjahreskursen und einer eigent-



WILHELM GUNDERT als Neunjähriger.

lichen Handelsschule mit vier Kursen, in der Kontorwissenschaften und neue Sprachen gelehrt wurden. Auch ein Internat wurde sofort eingerichtet, um auswärtige Schüler aufnehmen zu können. Bald gliederte man eine sechsklassige Privatrealschule an und weiterhin eine Ausländerabteilung. Der Ruf dieser miteinander verbundenen Schulen und die sich daraus ergebende Schülerzahl erforderte immer wieder Erweiterungsbauten, so daß 1898 vier Gebäude zu dieser Anstalt gehörten. *Arm und mit Schulden* war SPOHRER 1875 in Calw eingezogen, und am Ende des Jahrhunderts zählte er zu den wichtigsten Persönlichkeiten der Stadt.

Auch wenn der Name «Volkshochschule» um 1870 noch nicht verwendet wurde, so entspricht doch das «Georgenäum», eine Stiftung des Calwer EMIL von GEORGII-GEORGENAU (1820–1898), weitgehend dem, was wir heute mit «Volkshochschule» bezeichnen. Da Erwachsenenbildung, die nicht ständisch oder konfessionell gebunden, erst seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in unserem Lande vorkommt, muß das Calwer Georgenäum als eine der ältesten deutschen Volkshochschulen bezeichnet werden. Der im Mai 1871 eingeweihte, von

JOSEPH EGLE in klar gegliederten Renaissanceformen errichtete Bau enthielt eine für jedermann zugängliche Bibliothek mit Literatur aus Dichtung und Wissenschaft, aus Kunst, Handel und Gewerbe. Der große Saal diente damals wie heute für allgemeinbildende Vorträge. Das Veranstaltungsprogramm, das der Stiftungsrat festlegte, zeigt eine erstaunliche Vielfalt, und eine größere Zahl der damals gehaltenen Vorträge könnte noch heute auf dem Semesterplan einer Volkshochschule stehen. Neben den Rektoren MÜLLER und WEIZSÄCKER, die geschichtliche und literarische Themen behandelten, gab es mehrere Religionsvorträge HAERINGS. Die Calwer konnten dabei in Kurzform und ohne wissenschaftliches Beiwerk hören, was der spätere Theologieprofessor seinen Studenten vortragen sollte. HAERINGS Vorträge und einige andere ließ der Stiftungsrat sogar im Druck erscheinen. «Bilder aus dem kirchlichen Leben von Paris», hieß ein Vortrag Dekan BERGS, und so viele Zuhörer erschienen, daß ein Teil im Saale keinen Platz mehr fand, aber vor der Tür gespannt den Ausführungen lauschte. JOHANNES HESSE und CLAASSEN zählten ebenfalls zu den Rednern im Georgenäum. Daneben waren hervorragende auswärtige Wissenschaftler in Calw zu hören, etwa die Literaturhistoriker KLAIBER und WEITBRECHT, der Geologe FRAAS, der Volkskundler BOHNENBERGER, aber auch der Afrikaforscher ROHLFS oder Kapitän BADE, der über seine Nordpolfahrt berichtete.

Calw, die Stadt der Historiker

Zwei bedeutende Historiker des 19. Jahrhunderts stammten aus Familien reicher Calwer Handelsleute: AUGUST FRIEDRICH GFRÖRER (1803–1861) und CHRISTOPH FRIEDRICH STÄLIN (1805–1873), der eine Professor in Freiburg, der andere Bibliotheksdirektor in Stuttgart. Auch wenn diese beiden weit über den Calwer Bereich hinausgewachsen waren, so blieben sie dennoch nicht nur durch Familienbeziehungen, sondern auch in geschichtlichen Arbeiten unmittelbar mit ihrem Heimatgebiet verbunden. GFRÖRER hat zum ersten Male den *Codex Hirsaugiensis*, jenes wichtige historische Dokument, nach der Handschrift veröffentlicht. STÄLIN schrieb in der 1860 erschienenen Calwer Oberamtsbeschreibung die geschichtlichen Beiträge zu den einzelnen Orten. Dessen Sohn, der Archivrat PAUL STÄLIN (1840 bis 1909), ebenfalls Landeshistoriker wie der Vater, ließ es sich nicht nehmen, zur Einweihung des Kirchenneubaus (1888) eine «Geschichte der Stadt Calw» in der Vereinsbuchhandlung herauszubringen.

In den Schwarzwaldvereinsblättern schrieb WEIZSÄCKER wichtige Beiträge zur Geschichte Hirsaus, zu den Burgen im Nagoldtal, über Calwer Überschwemmungen u. ä. m. Er sammelte einen Kreis von Historikern um sich, die sowohl in den Vereinsblättern als auch durch selbständige Veröffentlichungen die Geschichte Calws und seiner Nachbarorte darstellten.

Als Student hatte H. GUNDERT einst den Wunsch gehabt, *Geschichtsforscher- und schreiber* zu werden. In Calw konnte dieser Wunsch zum Teil verwirklicht werden, denn dieser Mann bearbeitete die von BARTH verfaßte, volkstümlich geschriebene «Geschichte von Württemberg» völlig neu, und er stellte sie auf wissenschaftliche Grundlage. Ein Fachmann, der württembergische Landes- und Kirchenhistoriker JULIUS HARTMANN (1836–1916), hatte GUNDERTS Arbeit kritisch gelesen, und er fühlte sich bewogen, sehr anerkennende Worte zu äußern. In REDENBACHERS «Lesebuch der Weltgeschichte» ist der Band IV, «Neueste Zeit» (1815 bis 1877) von GUNDERT dargestellt, und auch hier zeigt sich seine gewandte Feder.

Calwer Lehrmeister

HEINRICH PERROT (1864–1948), Nachkomme aus einer Waldenserfamilie, der Mann, der Generationen von Lehrlingen in seiner mechanischen Werkstätte ausgebildet hat, war ein tüchtiger Handwerksmeister, ein «Tüftle» im Turmuhrenbau, aber daneben auch ein «Grübler», der sich seine eigenen Gedanken über Menschen und Welt machte. Mit seinem berühmtesten «Lehrling», HERMANN HESSE (1894 bis 1895), blieb er auch nach dessen Praktikantenzeit in Verbindung. In einem Brief an HESSE stellte PERROT fest, *daß sich die Welt so seltsam verändere, daß die Menschen die Liebe zum Schönen verlören, daß ihre Köpfe so «viereckig» würden.* Diese Formulierung beeindruckte HESSE ganz besonders, und er bedankte sich für diesen Hinweis.

Eine große Zahl von Geschäftsabteilungen gab es bei EMIL GEORGII: Kolonialwarenhandlung, Schreibwarengeschäft, Kunst- und Buchhandlung, Spar- und Vorschußbank, Weinhandlung, Tabak- und Pulverlager, Versicherungs- und Auswanderungsagentur. GEORGII war ein strenger Lehrherr, schimpfte aber selten, sondern er wirkte durch sein Vorbild und durch ein mahnendes Wort; sparsam war er mit Lob und Tadel. Sein bekanntester Lehrling war EMIL MOLT, der spätere Waldorf-Astoria-Zigarettenfabrikant, der nach seiner Calwer Schulzeit in GEORGII'S Geschäft eintrat und erst als Lehrling, dann als Gehilfe von 1891 bis 1894 tätig war.

Wie hoch MOLT diese Zeit schätzte, zeigen die abschließenden Sätze seiner Schrift: «Meine Calwer Lehrzeit». *In aller Bescheidenheit darf ich vielleicht zum Abschluß dieser Betrachtungen aussprechen, daß es mir wie eine Gesetzmäßigkeit vorkommt, daß mich mein Genius von der alten Lehre zur Gründung des modernsten Schulwesens führte. Er ließ mich beim alten Georgii aufnehmen, was schnurgerade in den Weg zu Dr. Steiner einmündete. Das ist für mich beim Rückblick der tiefe Sinn meiner Lehrlingszeit!*

Eine Stätte für bildende Kunst

Mit 16 Jahren hat der Calwer GEORG FELDWEG (1812–1895), kaum daß er zwei Jahre in der Stuttgarter lithographischen Anstalt als Schüler tätig gewesen war, die Lithographien seines Lehrers EKEMANN-ALESSON von Teinach und Hirsau auf Stein kopiert, und dies gelang ihm so gut, daß sie vom Original nur schwer zu unterscheiden sind. Er verkaufte diese Lithographien und erhielt so einen notwendigen Zuschuß für seinen Lebensunterhalt. Darauf zeichnete er 1828 seine Vaterstadt nach der Natur ebenfalls auf Stein – auch diese Arbeit ist eines Meisters würdig –, und FELDWEG hatte damit die erste Lithographie von Calw geschaffen. Wenn er auch später den Beruf wechselte und als Straßenbauinspektor tätig war, so blieb ihm doch zeitlebens die Freude am Aquarellieren und Zeichnen. Dieser Calwer war befreundet mit dem bedeutenden württembergischen Architekten CHRISTIAN LEINS

Programm des Karfreitagskirchenkonzerts 1890 mit den beiden Halbbrüdern H. HESSES: THEODOR und KARL ISENBERG als Solisten.

Passions-Gesänge.
 Eine Auswahl von Chören, Chorälen und Arien mit verbindenden Recitativien
 aus der
Passions-Musik
 nach dem
Evangelium Matthäi
 komponiert 1728–1729 von
Johann Sebastian Bach.

Angeführt
 am **Charfreitag, den 4. April 1890, abends 6 Uhr**
 in der Stadtkirche zu Calw
 durch den
Kirchengesang-Verein
 unter Leitung des Herrn J. Gaudert,
 mit gütiger Uebernahme der Solisterei durch Frau Musikdirektor **Wend-Fisc** aus Schorndorf,
 Herrn **Ed. Henberg**, Herrn **G. Henberg**, st. phil. aus Tübingen,
 ferner
 der Violinenbegleitung durch Herrn Musikdirektor **Scheidt** und Schöler
 und der Orgelbegleitung durch Herrn **Fisc**.

(1814–1892), der auch die ersten Entwürfe zum Umbau der Calwer Stadtkirche gefertigt hatte, ebenso mit WILHELM PILGRAM (1814–1889), der als Porträtist und durch Genrebilder einen achtbaren Platz in der württembergischen Kunst des 19. Jahrhunderts einnimmt. Auch FELDWEG und seine Frau hat dieser Künstler porträtiert, und diese und andere Bilder des Meisters neben solchen FELDWEGS hingen an den Wänden des ehemaligen «Hirsch und Lamm», des FELDWEGhauses in Hirsau. Für H. HESSE war es *das geheimnisreichste Haus* seiner Jugendzeit. Hier kehrte er ab 1888 oft ein, nachdem sein Onkel DAVID GUNDERT, der Verleger, als zweite Frau JOHANNA FELDWEG geheiratet hatte. Meist weilte HESSE mit seinem liebsten Vetter WILHELM GUNDERT (1880–1971) in diesem Hause, und von allen Bildern beeindruckte die beiden am stärksten die Holzschnittfolge des RETHELSchen Totentanzes, die links und rechts an den Wänden eines breiten, etwas dämmrigen Flurs hing.

THEODOR SCHÜZ (1830–1900), der durch seine gemütvollen Bilder zu den beliebten Malern des letzten Jahrhunderts gehörte, weilte oft in Calw bei seinem Onkel und dessen Familie. Der Onkel JOHANN CHRISTOPH SCHÜZ hatte das Malstudium des Nefen ermöglicht und ihn finanziell und gesellschaftlich gefördert. Aus Dankbarkeit schuf deshalb THEODOR SCHÜZ bis wenige Jahre vor seinem Tod eine Reihe von Familienporträts für die Calwer Verwandten, und in vielen Häusern der Schwarzwaldstadt hing die Lithographie dieses Malers, welche die größte Nagoldüberschwemmung des 19. Jahrhunderts festgehalten hat; auch FELDWEG hat von dem gleichen Ereignis eine weitverbreitete Steinzeichnung geschaffen.

Nur in den Häusern der reicheren Bürger sah man Ölbilder PAUL STÄLINS (1851–1908), *der sich zuletzt ganz und berufsmäßig der Landschaftsmalerei gewidmet* (WEIZSACKER). Sowohl STÄLIN als auch einige andere Frauen und Männer unterwiesen junge Leute im Zeichnen und Malen. H. HESSES Schwester ADELE hat ebenfalls eine solche Ausbildung erhalten und ihr ganzes Leben lang sich und andere durch Aquarelle erfreut.

Gäste im GUNDERThaus

Als HERMANN GUNDERT 1859 nach Calw fuhr – er hatte eine Aufforderung bekommen, BARTHs Nachfolger zu werden –, da rief er beim Anblick der Stadt, die in das enge Tal eingezwängt unter ihm lag: *Aus dieser Mausefalle komme ich gewiß nicht wieder heraus!* Er sollte recht behalten, denn die Mausefalle wurde für 33 Jahre sein Wohnsitz. Doch ent-

schlüpfte er von Zeit zu Zeit dieser Enge, um hier und dort im Land bei Missionsfesten zu reden, und größere Reisen führten ihn nach Norddeutschland und England. Auf der anderen Seite wurde Calw, und insbesondere das Verlagsgebäude durch GUNDERTs Wirken zu Herzkammern einer eigenen Welt. Hunderte von Gästen kehrten in diesem Hause ein. Es gab nur wenige Europäer, die das Sanskrit wie GUNDERT beherrschten, und im Malayalam, einer Sprache, die an der Westküste Indiens gesprochen wird, war er der beste Kenner und durch sein Wörterbuch, seine Grammatik und seine Bibelübersetzung hat der ehemalige Basler Missionar überhaupt die Grundlagen für eine Schriftsprache geschaffen. Insgesamt beherrschte GUNDERT etwa 20 Sprachen, darunter 7 indische, und deshalb erschienen Gelehrte und Missionare, um von dieses Mannes Kenntnissen zu profitieren. Aus Berlin reiste z. B. der Ägyptologe KARL LEPSIUS (1810–1884) an, um sich mit GUNDERT über ein von jenem entworfenes Standardalphabet für orientalische Sprachen zu beraten. Mehrmals besuchte den Calwer der Schwede PETER FJELLSTEDT (1802–1881). Er war vom Hirtenbublein zum begehrten Sprachenlehrer, Bibelübersetzer und Missionar sowohl für die Basler als auch für die englische Missionsgesellschaft aufgestiegen. (In BARTHs Jugendschrift «Waldmeisterlein» wird über FJELLSTEDTs Leben berichtet). Um die Mitte des 19. Jahrhunderts kehrte FJELLSTEDT nach Schweden zurück, und er wurde dort die führende Gestalt in der schwedischen Missionsbewegung. Die Enkelin dieses Missionars war die Dichterin G. I. KLETT.

Nicht nur Missionare der Basler und der schwedischen Missionsgesellschaft besuchten GUNDERT, sondern auch Sendboten der anderen Gesellschaften, und man kann GUNDERT als den «Vater aller evangelischen Missionen des 19. Jahrhunderts» bezeichnen, hat er doch alle Fortschritte und Rückschläge auf diesem Gebiet genau verfolgt, und nur dadurch war es ihm möglich, sein Handbuch, «Die evangelische Mission», in immer erweiterten Auflagen herauszugeben. Nach seinem Tode mußte diese Arbeit auf viele Schultern verteilt werden. Doch neben die Bemühungen, an der «christlichen Durchdringung der Welt» in Mission und Kirche mitzuwirken, tritt GUNDERTs väterliche Liebe allen seinen Verwandten gegenüber, die ihn jederzeit besuchen konnten. Etwas vom Schönsten in diesem Bereich ist sein Verhältnis zu dem Enkel WILHELM GUNDERT (1880–1971), dem späteren Japanologen und dem Übersetzer und Erklärer der chinesischen Beispielsammlung «Bi-yän-lu». Dieser Sohn des Verlegers DAVID GUNDERT kannte nichts

Höheres als den Großvater in Calw zu besuchen, ihm zuzuhören und von ihm zu lernen. Am 30. März 1891 schreibt H. GUNDERT: *Seit 26. ist Wilhelm bei mir, ein überaus lieber Knabe . . . Er lernt Griechisch bei mir, das sie in der Schule noch nicht haben, aber er ist so wissensdurstig, daß dergleichen leicht hinuntergeht . . . am liebsten fänge er auch gleich Sanskrit oder Malayalam an . . .* Abschließend mußte der Großvater feststellen, daß WILHELM in acht Tagen schon einen guten Grund im Griechischen gelegt hat. Ja, noch drei Wochen vor GUNDERTS Tod berichtet er in einem diktierten Brief: *Mit mir hat Wilhelm fleißig im Neuen Testament griechisch gelesen, auch ein Stück aus Homer auswendig gelernt.*

Nicht nur für die Enkel H. HESSE und W. GUNDERT ist dieser Mann die «alles überragende Gestalt» gewesen, sondern auch viele andere haben von ihm unauslöschliche Eindrücke für ihr ganzes Leben mitbekommen. GUNDERT war neben J. V. ANDREA wohl der bedeutendste Mann, der je in Calw ge-

wirkt, und er hat das geistige Gesicht dieser Stadt in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts entscheidend mitgeprägt.

Es wurde darauf verzichtet, in einem umfangreichen Anmerkungs-kapitel jedes Zitat zu belegen oder auf HESSES Werke zu verweisen, wo diese oder jene Gestalt erscheint oder als Urbild dahinter stehen könnte. – Ich bin folgenden Damen und Herren für die stete Bereitschaft, mich mit Unterlagen zu diesem Thema zu versehen, sei es durch Bilder, Bücher, Briefe und sonstige Handschriften, zu großem Dank verpflichtet: M. BODAMER, H. GUNDERT, R. SPRING, C. SCHILER, F. SCHILER, W. GUNDERT (†), P. OLPP (†), F. WEIZSACKER.

Dem Schiller-Nationalmuseum habe ich zu danken für die Genehmigung, das Familienbild HESSE und das Porträt G. I. KLETTS zu veröffentlichen, außerdem für den Abdruck einer Gedichtstrophe aus den Handschriften der Dichterin.

Alle Fotos und Reproduktionen (außer PETER FJELLSTEDT) stammen vom Verfasser.

Die savoyische Einwanderung nach dem alemannisch-schwäbischen Wirtschaftsraum

Ernst Hirsch

Auff den 24 Juny sein nach ordentlicher Verkündigung zu Kirch und Strassen gangen Jos Zenben pert Zembens son vom schalantz uß soffioia bürtig und Apollonia Hans Zimmermanns Tochter. So lautet ein Eintrag im Ehebuch Großsüßen (Kreis Göppingen) aus dem 16. Jahrhundert. Von APPOLONIA ZIMMERMANN ist bekannt, daß sie am 12. Dezember 1560 in Großsüßen geboren wurde und ihre Eltern HANS ZIMMERMANN und MARGARETHE KURZ hießen. Daß unter Soffioia das damalige Herzogtum Savoyen gemeint ist, ist unschwer zu erraten. Einen Ort Schalantz wird man allerdings vergeblich auf der Karte Savoyens suchen. Es liegt hier eine Verunstaltung des Namens der im Tale der Arve gelegenen Kantons-hauptstadt Sallanches vor. Verunstaltet ist wahrscheinlich auch der Name Zenben, den man auch Zenlen lesen könnte. Welcher französische Familienname sich dahinter verbirgt, läßt sich nicht mehr feststellen.

Anders liegen die Dinge bei dem Bopfinger Handelsmann GEORG STEINLIN. Niemand würde hinter dem Träger dieses gut schwäbisch klingenden Namens einen Mann savoyischer Herkunft vermuten. Wir stoßen auf diesen Namen in der alten Bopfinger Friedhofskapelle, an deren Westwand folgende Inschrift zu lesen ist: *Anno 1637 den 17. January starb der Ehrenfeste Herr Georg Steinlein Burger und Handelsmann allhier dessen Seele Gott gnädig seie seines Alters*

61. Dazu findet sich im Aktuarregister des evangelischen Stadtpfarramtes Bopfingen der Vermerk: *Den 18. January ist Herr Georg Steinlein der Elter begraben.* Eine wahrscheinlich von Pfarrer BUTTERSACK beigefügte Randbemerkung lautet: *Herr Steinlin senior, nicht der Bürgermeister.*

Eine zufällig erhaltene Leichenpredigt, die DANIEL HAAK dem GEORG STEINLIN, d. h. dem Bürgermeister, gehalten hat, gibt nähere Auskunft über die Herkunft dieser Familie. Ihr schwulstiger Titel heißt: *Georgius Christianus oder der geistliche Akkermann bey der traurigen Begräbniß des weiland Wohl Ehrnvösten/Fürsichtigen/Hoch Wohlweisen Herrn Georgij Steinlins, Löblicher des Heil. Röm. Stat Bopfingen gewesener hoch-verdienten und 23jährigen Bürgermeister usw. . . . auf begehren zum Truck befördert von Daniel Haaken, Diacono daselbst . . .* (Nördlingen 1638). In dieser Predigt heißt es auf S. 46/47: *Hingegangen ist er abfänglich auß Mutterleib in diesem jämmerlichen Tränental . . . da dann sein Vater seliger war der Ehrnhafte und fürnehme Herr Pierrette, zu deutsch Steinlin/Bürger und Handelsmann allhier/welcher sonsten, laut seines Gebuhrtsbriefs/aus dem Herzogtum Savoye von Planeletto aus der Pfarr Mogene deß Bißtums Gebenoys, in der Herrschaft Fossigny bürtig gewesen/und von da sich nach Teutschland hieher/und zu unserer Christ-Evangelischen Religion begeben.*

Auch hier sind einige Namen verunstaltet: Mogene

steht für Megève, einen Ort im südlichen Savoyen, Geneboys für Genevois, «Bistum Genf» und Planelletto für Le Planellet, einen wenige Kilometer westlich vom Mont-Blanc-Massiv gelegenen, zur Gemeinde Megève gehörigen Weiler. Der Familienname PIERRETTE wurde hier ins Deutsche übertragen, wobei jedoch dem Übersetzer ein kleiner Fehler unterlief. Er ging nämlich von der irrigen Annahme aus, es liege hier eine Ableitung von französisch pierre «Stein» vor. PIERRETTE ist eine weibliche Form von Pierret, das sich, wie die ähnlich gebildeten Ableitungen Pierrot und Pierrat von Pierre «Peter» herleitet. Die sinngemäße Übersetzung hätte also Peterlin oder so ähnlich lauten müssen.

Auch im nahen Nördlingen stoßen wir auf Spuren einer savoyischen Einwandererfamilie, die, bevor sie sich in der alten Reichsstadt niederließ, in Wemding ansässig gewesen war. Der bekannteste Nachfahre dieser Familie, JOSEF ULRICH EMIL SQUINDO, geboren 1857, gestorben im Alter von 25 Jahren an Tuberkulose, war ein talentierter Historienmaler. Drei seiner Gemälde hängen in der Bildergalerie des Museums der Stadt Nördlingen. Der Ahn des Künstlers, SEBASTIAN SQUINDO, stammte aus dem savoyischen Aostatale.

Die Namen ZENLEN, STEINLIN und SQUINDO markieren nur die Spitzen eines weitgefächerten Strahlenbündels, das von Savoyen, bzw. von den savoyischen Landen aus weit in den süddeutschen Raum hineinragt. Um die komplizierten Vorgänge zu verstehen, die mit dieser Einwanderung zusammenhängen, ist es unerlässlich, sich zunächst mit der historischen Entwicklung der Herkunftsgebiete zu befassen. Zum ersten Mal taucht die Bezeichnung «Sapaudia», d. i. Tannenland, im 4. Jahrhundert bei dem Historiker AMMIANUS MARCELLINUS auf. Aus ihr entwickelten sich dann Namen wie mittellateinisch Sabaudia, italienisch Savoia und französisch Savoie. Im römischen Gallien bezeichnete man mit diesem Namen die Landschaft zwischen Genfer See und Rhône. Im Mittelalter herrschten hier Grafen, die sich sowohl durch diplomatisches Geschick als auch durch Tapferkeit auszeichneten und es verstanden, ihren Herrschaftsbereich weit über ihre Stammlande auszuweiten. Mit der Vermählung des Grafen ODDO mit der Erbtöchter des Grafen von Turin im Jahre 1045 faßten die Savoyer Fuß in der Poebene. 1268 fiel das Waadtland an Savoyen, 1388 die Grafschaft Nizza und 1422 die Grafschaft Genf. 1416 nahm AMADEUS VIII. den Titel eines Herzogs von Savoyen an. Das Herzogtum reichte damals vom Neuenburger See bis an die Gestade des Mittelmeers. Zwar gingen im 16. Jahrhundert das Waadtland, das Wallis und

Genf verloren, dafür verlagerte sich der Schwerpunkt des Herzogtums langsam nach Piemont. Für die von NAPOLEON III. geleistete Waffenhilfe verzichtete im Jahre 1860 das Haus Savoyen, das in Italien das Königtum übernommen hatte, auf die Stammlande. Der Aufstieg der Herzöge von Savoyen steht in engem Zusammenhang mit der geographischen Lage des Landes. Hier liegen der Mont Cenis, der Große und der Kleine St. Bernhard, Übergänge, deren verkehrstechnische Bedeutung bekannt ist. Die zu den Pässen führenden großen Verkehrsadern wurden, als sich der Bevölkerungsdruck in den unwirtlichen Hochgebirgslandschaften geltend machte, zu den Ausfallstraßen der Auswanderung.

Soweit sich aus den nicht immer vollständigen Herkunftangaben in den Dokumenten ersehen läßt, stammt die Hauptmasse der Auswanderer des savoyischen Stammlandes aus dem Tal der Arve in Nordsavoyen. Diese entspringt am Col de Balme im Mont-Blanc-Massiv und mündet, nachdem sie das Tal von Chamonix und das Becken von Sallanches durchströmt hat, nach 100 Kilometer langem Lauf unterhalb Genf in die Rhône. In diesem Tale liegen die Auswandererorte Passy, Saint-Roch, Sallanches, Magland, Nancy sur Cluses, Scoiozier, Bon-

Trachten aus Gressoney (Foto Henderson).



neville, Fillinges und Faucigny. Dazu kommen: im Tal der Giffre Saint-Sigismond, Chatillon-sur-Cluses, Morillon, Taninge, im Tal der Risse Mégevette, Saint-Jeoire, im Tal der Dranse Morzine, Saint-Jean d'Aulps und Thonon. Geringfügig ist der Anteil des südlichen Savoyen. Neben den oben erwähnten Orten Megève und Le Planellet kommen als Auswanderungsgebiete Tignes, Landry und Moutiers in der Tarentaise sowie Beaufort und Bassens in Frage. Eine Eigenheit der savoyischen Kanzleien war es, Eigennamen, die auf a oder o auslauten, mit einem z zu versehen, das natürlich nicht ausgesprochen wurde. Diese Schreibweise wurde auch im Aostatal und in der Westschweiz praktiziert, daher ist auch die Zahl der auf -az, oz endenden Ortsnamen in dieser Gegend auffällig groß. Die Schreibung ist auch bei den savoyischen Einwanderern in Süddeutschland nicht selten anzutreffen, besonders bei den Aostatalern.

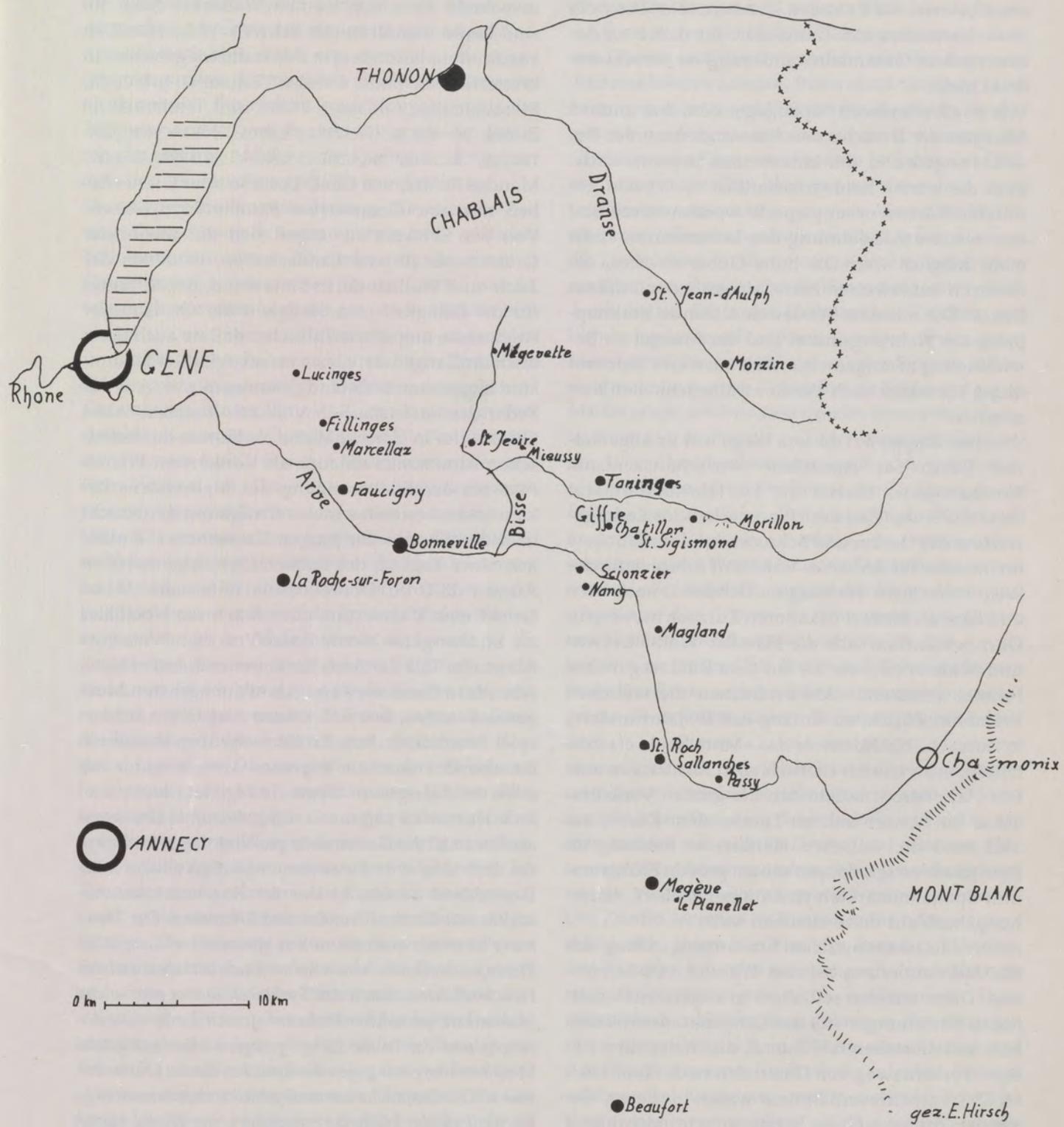
Östlich von dem Stammland Savoyen liegt das Aostatal, in dem seit dem Jahre 1035 die Savoyer die Grafengewalt ausübten. Die heute autonome Region Aosta umfaßt den Oberlauf der Dora Baltea mit ihren zahlreichen Zuflüssen. Seit dem Altertum ist das Tal wegen seiner Lage von hoher strategischer Bedeutung. An der Stelle, an der sich die vom Kleinen und Großen Sankt Bernhard kommenden Verkehrswege vereinigen, gründeten die Römer die Militärkolonie Augusta Praetoria, das heutige Aosta. In diesem Tale wird die gleiche Mundart gesprochen wie in Savoyen, und hier wie dort herrscht von altersher das Französische als Schriftsprache, wenn auch sein Einfluß in neuerer Zeit stark zurückgegangen ist. Das Aostatal gehört nicht nur dem romanischen Sprachbereich an, sondern auch zum Teil dem germanischen, d. h. der hochalemannischen Mundart der Walser. Das Hirtenvolk der Walser, so benannt nach dem Wallis im oberen Rhône-tal, durchstriefte auf der Suche nach neuen Weidegründen den Tessin, Graubünden und gelangte bis nach Vorarlberg. An ihre Siedler-tätigkeit erinnern noch Namen wie Kleines und Großes Walsertal. Zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert drangen sie über das Matter Joch in die Hochtäler am Südhang des Monte Rosa ein und ließen sich im Aostagebiet wie in Piemont, d. h. in den Provinzen Vercelli und Novara, nieder. Walsersiedlungen gibt es im Aostatale heute nur noch im Tale des Lys, einem linken Zufluß der Dora Baltea, und zwar in Gressoney-la-Trinité, Gressoney Saint-Jean und Issime. An die im Nachbartal des Evançon bestehenden einstigen Walserdörfer erinnert nur noch der Name Saint Jacques des Allemands.

Die Sprache der Walser gehört zu den altertümlich-

sten Mundarten des deutschen Sprachgebietes. Althochdeutsche Wortformen wie beko «Bäcker» oder bero «Bär» haben sich hier unverändert erhalten. Sie liegen vor in Familiennamen wie PECCO(Z) und PERRO(Z). Charakteristisch für die Mundart ist auch die breite Aussprache des s: Diese Maus lautet hier «desche Mausch». So erklären sich in den Dokumenten Schreibungen wie CRACHONEY oder ISCHIME, die mundartlicher Herkunft sind. Ein Kapitel für sich sind die Gressoneyer Familiennamen, auf die wegen ihres häufigen Vorkommens im süddeutschen Raum besonders eingegangen werden soll. Im Tale von Gressoney überschneiden sich drei Sprachbereiche: der deutsche, der französische und der italienische. Diese Mannigfalt der Einflüsse hat auch in Namenformen ihren Niederschlag gefunden. Manche Familiennamen deutscher Herkunft kommen in den Kirchenbüchern sowohl in ihren mundartlichen als auch in ihren schriftsprachlichen Formen vor, so z. B. SQUINOBAL neben KNOBAL, BECK neben PECCOZ, LERCH neben LERCOZ. Es gibt aber Familien, die zwei verschiedene Namen führen, so werden die PERRO auch MINEBREA, die BECK BONDAS und die GLAVINA GONDE genannt. Einige Namen wurden von den savoyischen Schreibern ins Französische übersetzt, und so finden wir neben SCHMID FAURE, neben SCHWARZ NOIR. Manche Familien behielten beide Namen bei, den mundartlichen und den schriftsprachlichen deutschen wie im Falle BECK-PECCOZ, oder den deutschen und französischen, wie im Falle DE LA PIERRE-ZUMSTEIN. Sogar die Grabplatte der Familie ZUMSTEIN in Gressoney ist mit beiden Namen versehen.

Natürlich ist auch Namengut aus den welschen Nachbargemeinden Gressoneys in die Walserdörfer geflossen, Namen wie CLAPEY, WILLERMET usw. Schließlich kamen im Laufe der Zeit auch Schreiber aus Piemont nach Gressoney, und auch diese versuchten ihr Glück mit Namenübersetzungen. So wurde LEITER (läiter) zu SCALA, SCALER und DRISGER, DREISIGER zu TRENTA.

Die dritte Gruppe savoyischer Einwanderer war im oberitalienischen Sprachbereich beheimatet, und zwar in jenen Alpengebieten, die im Osten an das Aostatal grenzen und zu den Provinzen Vercelli und Novara gehören. Als Herkunftsgebiete kommen hier in Frage Rima im Gebiet der Sesia, Bannio in der Val Anzasca, Santa Maria Maggiore in der Val Vigezzo, Intra am Lago Maggiore und Forno mit Campello di Forno und Otrava di Forno in der Val Strona. Bemerkenswert ist vielleicht die Tatsache, daß Forno, aus dem die meisten Einwanderer italienischer Zunge stammen, und Bannio in der Nähe



Tal der Arve
 ● Herkunftsorte der savoyischen Auswanderer

von Walserorten liegen. Die Einwanderer aus diesen Gebieten, die ZAMBONI, TAMBORNINO, POROCCI usw. waren zumeist Zinngießer. Ihr Anteil an der savoyischen Gesamteinwanderung ist verschwindend klein.

Wie in allen anderen Alpengegenden, war auch in Savoyen die Ursache der Auswanderung der Bevölkerungsdruck, der einzusetzen begann, nachdem die letzten landwirtschaftlich noch nicht genutzten Flächen urbar gemacht worden waren und eine weitere Ausdehnung des Lebensraums nicht mehr möglich war. Die hohe Geburtenziffer, die Savoyen aufzuweisen hatte, steigerte noch diesen Druck. Die mit dem Winter einsetzende Verknappung der Nahrungsmittel und der Mangel an Beschäftigung zwangen viele, sich auswärts während dieser Jahreszeit nach Verdienstmöglichkeiten umzusehen.

Die erste Etappe auf diesem Wege war im allgemeinen Genf, das eigentliche Wirtschaftszentrum Nordsavoyens. Bereits im 12. Jahrhundert war diese Stadt das Ziel der Handwerker des Ledergewerbes, der Gerber und Schuster aus dem Faucigny im unteren Tal der Arve. Von Genf führte dann der Weg weiter nach Freiburg im Üchtland, nach Bern und dem als Meßort bekannten Zurzach in Aargau. Dort beschafften sich die Händler Woll-, Leinen- und Seidenstoffe, die sie auf dem Rückweg in ihre Heimat absetzten. 1336 erscheinen die welschen Krämer in Zürich, zu Anfang des 15. Jahrhunderts in Zurzach. Nachdem sie das «Mittelland» erreicht hatten, schwärmten sie nach allen Richtungen aus. Der Hauptstrom wälzte sich der großen Verkehrsachse zu Wasser und zu Lande, dem Rhein, zu. 1425 sind die welschen Händler in Freiburg im Breisgau bezeugt, das mit seinen großen Frühjahrs- und Spätjahrsmärkten eine immer größere Anziehungskraft auf diese ausüben sollte.

Anders als im savoyischen Stammland vollzog sich die Auswanderung bei den Walsern von Gressoney. Diese standen seit alters in engen wirtschaftlichen Beziehungen mit der Urheimat, dem Wallis, bzw. mit dem oberen Rhônetal, durch das ein wichtiger Verkehrsweg von Österreich nach Genf führte. Die Verkehrsverhältnisse waren in diesen Gegenden früher, als die Schneegrenze noch höher lag, günstiger als in den vergangenen Jahrhunderten. Damals konnte man in einem Tage von Gressoney über den Theodulpaß nach Zermatt gelangen. Aber noch höher gelegene, damals noch schneefreie Pässe wurden begangen, mit besonderer Vorliebe solche, an denen Zoll abverlangt wurde. Unaufhaltsam sickerte der stete Strom der Gressoneyer über das Wallis in die übrigen Kantone

der Eidgenossenschaft ein und überzog das Land mit einem Netz von kleinen Walserkolonien. So sind heute überall in der Schweiz Walserfamilien anzutreffen, besonders in den Industriegebieten: in Winterthur die BECK, CYPRIAN, LAURENT, LITSCHGI, MENABREA, SQUINOBAL, THEDI und THUMIGER, in Zürich die BECK, CASTELL, LERCH, NETSCHER, LATELTIN, LETTRI, SQUINDO und SQUINOBAL usw. Manche Städte, wie Genf, Locarno oder Glarus haben nur eine Gressoneyer Familie aufzuweisen. Von der Schweiz aus ergoß sich der Strom der Gressoneyer in jene Landschaften, in denen der Tuch- und Wollhandel in Blüte stand. Bezeichnend für die Zähigkeit und Stetigkeit der Gressoneyer Auswanderung ist die Tatsache, daß sie auch dann noch im Gange war, als sie im savoyischen Stammland längst zum Stillstand gekommen war. Aus der Feder des aostatalischen Volksschriftstellers Abbé GORRÉ, der in gleicher Weise als Pionier des heimischen Alpinismus als auch als Konkurrent WHYMPERS bei der Erstbesteigung des Matterhorns bekannt war, besitzen wir einen Augenzeugenbericht über den Exodus der jungen Gressoneyer. Anlässlich einer Tagung der italienischen Alpinisten im August 1870 zu Domodossola unternahm Abbé GORRÉ eine Wanderung quer durch die Hochtäler am Südhang des Monte Rosa. Von dem Walserort Alagna im Tale der Sesia herkommend, traf er eines Abends in Gressoney ein. Als er am nächsten Morgen aufwachte, bot sich seinen Augen ein Schauspiel besonderer Art. Er führt darüber in seinem Reisebericht aus: *Am folgenden Morgen wurde ich schon bei Tagesgrauen durch Gesänge und laut schallende Hurrahrufe aufgeweckt, ich stehe auf, in Gressoney war ich an all das Getöse nicht gewöhnt. Ich sollte Zeuge des Aufbruchs einer Karawane junger Gressonaros nach Deutschland werden, es war der Augenblick des Abschieds von Eltern, Freunden und Bekannten. Die Trennung ist immer qualvoll, und es gibt sehr viel Gemüt bei diesen kalten Deutschen, man muß sich betäuben und das Herz irreführen, durch den Spektakel. Daher eine solche Munterkeit, ein solcher Frohsinn. Jedoch die Sprache der Augen und das in die Länge gezogene Händeschütteln kämpften energisch gegen die Sprache, die die Ohren betäubte. Die Gespräche waren abgehackt, zusammenhanglos, weil sie das biblische Sprichwort, der Mund könne nicht sprechen, wenn das Herz voll sei, Lügen strafen wollten.*

Der Abschied ist genommen, die Eltern, die Greise und die Frauen gehen heimwärts, doch indem sie sich sehr oft umsehen, die Kinder, mitten auf dem Weg, denken verwirrt an den Augenblick, an dem sie an der Reihe sein werden, abzumarschieren und zu singen. Die jungen Leute machen sich, mit ihrem Rucksack und ihrer Zu-

kunft, auf den Weg. Auf dem Paß von Ranzola hatte sich die Karawane schweigsam niedergelassen. Diejenigen, die wieder nach Gressonea hinuntersteigen mußten, sahen sich nach allen Seiten um, diejenigen, die abmarschieren mußten, konnten ihre Blicke von Gressoney nicht wenden. Einer allein betrachtete hartnäckig den Hang von Brusson und das Aostatal: es war der Anführer, der große Herrscher, der Kaufmann, der gekommen war, um Handlungsgehilfen zu rekrutieren.

Die savoyische Auswanderung, die mit der Zeit ungeahnte Ausmaße angenommen hatte und zum Teil zur definitiven Niederlassung bestimmter Gruppen im süddeutschen Raum führte, wurde, wie auch aus dem vorangegangenen Bericht hervorgeht, von eigenen Unternehmern organisiert und in bestimmte Bahnen geleitet. Einen Einblick in die Organisation derartiger Unternehmen gibt eine Darstellung, die im Jahre 1817 im «Freiburger Wochenblatt» erschien. Dort heißt es: Die Familienväter drängten sich herbei, ihm ihre Kinder vorzustellen und ihren Verstand, ihre Gesundheit und ihre Talente anzupreisen. Als guter Werber untersuchte er zunächst ihre ganze Körperkonstitution, frug nach den Kenntnissen, welche sie bereits im Handel und in der Industrie erworben hatten, und bestimmte dann den Preis, den er den Familienhäuptern während des bevorstehenden Winters versprechen könnte. 36 Franks war die Summe für die jungen Burschen von 18–20 Jahren, 24 für die zweite Klasse von 14–16 Jahren, und für die Knaben von nicht mehr als zwölf Jahren wurden 12 Franks eingesetzt. Sowie die Vorschläge angenommen waren, befand sich diese ganze Jugend im Dienste und unter dem Befehle des Kaufmanns. Jeder Vater empfahl seinen Kindern Ehrfurcht und Gehorsam gegen ihn, schärfte ihnen ein, ihm den Gewinn getreulich auszuliefern, die Religionspflichten sorgfältig auszuüben und nächstes Frühjahr ohne Tadel wieder zurückzukehren. Die Rückkehr dieser jungen Leute wurde durch wiederholte Pistolenschüsse angekündigt. Die Karawane hatte von ihren kümmerlichen Ersparnissen etwas zum Schmucke der Kirche gekauft und stellte sich daher dem Pfarrer zuerst mit ihren Geschenken vor. Dieser nahm sie mit sehr lebhaften Dankesbezeugungen und legte sie den nächsten Sonntag zur Schau und zum Wettstreit für die Jüngeren auf dem Hochaltar aus. Auf diese Weise hatten die Kirchen auf den Gebirgen alle Zierate und heiligen Gefäße erworben, die sie vor der Revolution besaßen.

Allmählich nahm der Zustrom der welschen Krämer Ausmaße an, die ihn zu einer wahren Landplage werden ließen. Überall, nicht nur im Süden Deutschlands, wurden Klagen gegen das Hausiererunwesen laut. Im Jahre 1582 richtete der Schwäbische Kreis an die zu Augsburg versammelten Reichsstände eine Beschwerde. Die Kreisstädte

führten darin an, daß fast an allen Orten des Kreises die fremden Savoyer und anderen Hausierer angingen, mit ihren Waren nicht allein bei dem gemeinen Mann in den Dörfern und Flecken, sondern auch bei denen von Adel und höheren Ständen, indem sie alle Schlösser, Hofhaltungen, Klöster und Wohnungen durchkröchen, dergestalt einzudringen, daß dadurch die Kommerzien den Untertanen der Fürsten und anderer Stände in den Städten entzogen würden. Weil sie auch dabei diese Griffe praktizierten, daß sie dem gemeinen Manne die Waren, als Tücher, Gewürze und alle Notdurft, nicht allein vor die Tür brächten, sondern ihnen auch Ziel und Fristen, zur Bezahlung dagegen aber die Waren desto teurer gäben, damit die zur Ernte und Herbstzeit mit Früchten und Weinen wieder bezahlt würden, so lockten sie den armen Mann dermaßen an sich, daß er, des Borgens halber, nicht mehr nach seiner Notdurft in die Städte und auf die Märkte ginge, sondern diese fremden Hausierer erwartete. Wenn nun die Früchte und der Wein eingeerntet worden, kämen dieselben, forderten ihre Bezahlung und raubten dem armen Mann den Vorrat aus der Hand. Ja, sie hätten sogar an etlichen Orten angefangen, Keller und Kasten, zum Vorkaufe, zu mieten, die Früchte aufzuschütten und den Wein zu behalten. Dadurch aber verteuerten sie alle Viktualien, saugten den armen Mann aus, schmälerten das Gewerbe der Untertanen von Fürsten und Ständen, bereicherten sich mit dem Wucher . . . gäben auch an keinem Orte Steuer und Gaben und wären weder dem Reiche noch den Ständen unterworfen und zugehan. Es erfordere daher die unumgängliche Notdurft . . . daß man . . . auf dem jetzigen Reichstage nicht allein dieses Unheil durch eine allgemeine Reichsconstitution, ernstlich abstelle, sondern auch die Sache zur wirklichen Exekution dahin bedenke und richte, daß allen fremden und nicht in Deutschland geborenen Personen solches Hausieren und ungleiche Gewerbe verboten und die Verbrecher überall ernstlich gestraft würden.

Die Zünfte wehrten sich zwar mehr oder weniger erfolgreich gegen die Flut der fremden Händler, den Zustrom konnten sie aber auch durch Verbote und Beschränkungen nicht eindämmen. Trotz mannigfacher Hindernisse gelang es den tüchtigeren Savoyarden, sich in Zünfte einzukaufen und sich dauernd in einer Stadt niederzulassen. Wer ein solches Ziel verfolgte, mußte natürlich gewisse Voraussetzungen erfüllen, als da waren Nachweis eines bestimmten Vermögens, Nachweis der ehelichen Geburt und der Freiheit von Leibeigenschaft usw. Bei solchen Bewerbern handelt es sich in der Regel nur um die Söhne angesehener savoyischer Familien, die oft erstaunlich rasch zu Amt und Würden gelangten.

Das bevorzugte Ziel der Handelsleute war Freiburg, das mächtige Wirtschaftszentrum am Oberrhein.

Bereits 1510 ist ein Savoyer HANS ABRI bezeugt, und im gleichen Jahrhundert finden wir dort JAKOB KIND, genannt der «welsche Krämer», aus Ayas im Tale des Evançon, einem Walsertal, der damals noch deutsch war, CLAUS BICKEL aus «Losanna» und NIKOLAUS FRANZ SARWEI aus «Sankt Niklaß auß Saphoy». Ihnen folgen später die ARPAREL, AYMONTART, BATTARD, BRIFFON, DU PERIER, PARMAN, ROSSET usw., die zum großen Teil aus dem nördlichen Savoyen kamen, im ganzen an die achtzig Namen. Neben den Walsern, den BATTIANI, KIND und RIAL, sind auch die Piemontesen, die NINO und FURNO, vertreten. Der Zustrom der Savoyer erreichte in Freiburg um 1683 seinen Höhepunkt und versiegte erst im 19. Jahrhundert. Das Netz der savoyischen Einwanderung ist natürlich am Oberrhein am dichtesten. In etwa vierzig Orten waren Savoyarden anzutreffen. In Krotzingen entwickelte die Familie LITSCHGI aus Gressoney eine Dynastie. Mitglieder dieser angesehenen Familie wurden sogar in den Adelsstand erhoben. Auch in Staufien sind die Gressoneyer zahlreich, die CASTELL, MENEBRA, RIAL und MONTERIN. Aber auch die Einwanderer aus Nordsavoyen, die HUGARD aus Scionzier, die CARR aus Sallanches, die MARTIN aus Megevette usw. sind dort nicht selten. In Waldkirch treffen wir an die CART, BONGARD und CHALLAMEL, alle aus Sallanches, die BUOCH aus Salins und die LATULTI aus Gressoney. Etwa zu gleichen Teilen sind in Breisach die «Augstaler», d. h. die Aostataler, und die Savoyarden aus dem Stammland vertreten. In Offenburg ließen sich die Zinngießer aus Piana die Forno nieder, die PERETTI, PORROCCI, TAMBORNINO und TONDI, doch fehlen auch hier die GRESSONEYER, die CASTELL und BATTIANI nicht. Viele der bisher erwähnten Familiennamen treffen wir auch in den umliegenden Ortschaften an, in Heitersheim, Pfaffenweiler, Schlingen, Witten usw. Auch in einigen Orten des südlichen Schwarzwaldes und der benachbarten Baar sind savoyische Einwanderer bezeugt. In Villingen sind die Provence mit fünf Familien auffällig stark vertreten, doch gibt es diese auch in Löffingen, Meßkirch und Donaueschingen. In letzterer Stadt ist ein CLAUDIUS PETER PROVENCE unter dem bezeichnenden Namen «Welschclaudy» bekannt. CLAUDIUS war einer der beliebtesten Vornamen in Savoyen, er ist daher unter den Einwanderern häufig anzutreffen. Altbekannte Gressoneyer Namen sind auch hier überall anzutreffen, die THEDY in Donaueschingen und Hausach, die LITSCHGI in Löffingen und die CURTA in Hüfingen.

Sehr früh setzte im Bodenseegebiet die savoyische Einwanderung ein. Bereits im 14. Jahrhundert wird

in Salem eine bekannte Steinmetzfamilie ansässig, die den bezeichnenden Namen SAPHOY führt. Fast überall überwiegen die Gressoneyer, die von der Schweiz herübergekommen sind und über die Schweiz die Kontakte mit der alten Heimat eifrig pflegen. Die meisten Einwanderer haben sich naturgemäß in Konstanz eingefunden. Da ist allen voran das Geschlecht CLAPEY, genannt FELS, zu erwähnen, das in Konstanz, Lindau, Sankt Gallen und Bern Patrizierfamilien begründete. Im Jahre 1535 wurden MICHAEL und VINZENZ CLAPEY als Bürger in Konstanz aufgenommen. Michaels neuntes Kind, HANS, ist ein Ahnherr WILHELM HAUFFS, während sein zehntes Kind, ABRAHAM, zu den Ahnherren BISMARCKS zählt. Unter den Nachfahren VINZENZ CLAPEYS ist JOHANN CASPAR LAVATER der berühmteste. 1710 wurde in Meersburg eine Handelsgesellschaft FAVRE gegründet, deren Gründer aus Tignes in der Tarentaise stammten. Von der Gründung einer «Piemontesischen Handelskompagnie» wird aus Waldshut berichtet. Savoyerfamilien sind des weiteren anzutreffen in Überlingen, Stockach, Säkingen, Wangen, Todtmoos usw. Eine besondere Bedeutung kam Ravensburg zu, dem Sitz der «Großen Ravensburger Handelsgesellschaft», die den Leinenhandel nach den Mittelmeerländern betrieb. Auch hier sind die GRESSONEYER, die BORETTA, WELF und ZUMSTEIN am stärksten vertreten. Das hohe Alter der Handelsbeziehungen zwischen Ravensburg und Gressoney geht aus einem Pergament hervor, das – es befindet sich im Besitz der Familie EMIL FAVRE in Gressoney-Edelboden – sich auf den Tuchhandel mit Ravensburg bezieht. Unter den Gressoneyern verdient JOHANN ANTON MEHR besondere Erwähnung. Als dieser in Begleitung seines Bruders PETER in Ravensburg ankam, soll jeder auf dem Rücken einen Korb mit seinen Habseligkeiten und in der Tasche einen Taler getragen haben. Durch geschäftliche Tüchtigkeit brachte es die heute erloschene Linie der MEHR zu großem Wohlstand.

Nicht mit Unrecht hat der Kulturhistoriker EBERHARD GOTHEIN in seiner «Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds» die Auswirkungen der savoyischen Einwanderung auf die wirtschaftliche und soziale Entwicklung des katholischen Süddeutschland verglichen mit dem Einfluß, den die hugenottische Einwanderung in ähnlicher Weise auf die Entwicklung des protestantischen Norddeutschland ausübte. Die Tragweite dieses Vorgangs wird sich aber erst dann in ihrem vollen Umfange erkennen lassen, wenn einmal aus deutschen und savoyischen Archiven genaue Forschungsergebnisse vorliegen. Bis dahin ist es jedoch noch ein weiter Weg.

Buchbesprechungen

An Rems und Murr

An Rems und Murr. Mit einer Einführung von OTTO HEUSCHELE und Texten von HORST LÄSSING, HEIDI-BARBARA KLOOS und ROLF SCHWEIZER. Fotos von TRAUTE UHLAND-CLAUSS, ALBRECHT BRUGGER u. a. Stuttgart – Aalen: Konrad Theiss Verlag 1975. 176 Seiten mit 116 Bildtafeln, davon acht farbig. DM 45,-

Der Theiss Verlag setzt seine neuen Kreis-Bildbände mit einem repräsentativen Bildband fort, der an Rems und Murr führt, Gebieten also, die z. T. ins unmittelbare Spannungsfeld Stuttgart reichen, aber auch noch viel «Land» enthalten. Empfindsamkeiten galt es zu begegnen, weshalb Landschaftsnamen an Stelle der beiden Städtenamen Waiblingen und Backnang gesetzt wurden. Doch der Bindestrich soll bald überwunden werden, so jedenfalls meint es der Landrat des Kreises und man kann ihm das nur von Herzen wünschen. Zwei Autoren beschreiben das Gesicht der Städte und Dörfer, die fremden Klang z. T. heute angenommen haben: Wer weiß schon, was sich hinter Auenwald, Berglen (als Ortsname!), Burgstetten, Leutenbach, Remshalden oder Weinstadt verbirgt? Unser scherzhafter Herkunftshinweis, wir seien vom «Staate Beutelsbach», wird bald nicht mehr verstanden werden, und auch der Schnaiter und Strümpfelbacher wird jetzt in «Weinstadt» summiert – ob man da nicht zuviel des Neuen getan hat? So werden die sehr guten Beschreibungen manchmal ungewollt zu lang, denn sie müssen die Geschehnisse mehrerer Ortschaften zusammenpacken. Für die einzelnen bisherigen Namen braucht man ganze Verweisungslisten, ein wohl nicht befriedigender Zustand für den Leser, der sich notgedrungen umorientieren muß. Wenn OTTO HEUSCHELE von den *Bezauberungen und Beglückungen* schreibt, die ich auf zahllosen Wanderungen kreuz und quer durch diese Landschaft erleben durfte, dann kann der Leser und Betrachter dies nachvollziehen, denn hier findet sich eine der schönsten Perlen des nördlichen Württemberg. Dies optisch sichtbar gemacht zu haben, das ist den Fotografen meisterlich gelungen.

Wolfgang Irtenkauf

Der Landkreis Tübingen

Der Landkreis Tübingen. Amtliche Kreisbeschreibung. Band III. Herausgegeben von der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Tübingen. Verlag W. Kohlhammer, Stgt., 1974. Der Landkreis Tübingen ist aus der Verwaltungsreform um einiges kleiner hervorgegangen – die neue Beschreibung dieses Kreises ist dagegen umfangreicher als alle Vorgängerinnen: der hier anzuzeigende 3. Band mit den Ortsbeschreibungen von Tübingen, Rottenburg, Mössingen, Gomaringen und Starzach zählt stolze 716 Seiten! Bewundernswert, wie die Staatliche Archivverwaltung

es fertiggebracht hat, die Beschreibung mit den Veränderungen des Kreises zu synchronisieren. Im Vorwort weist Oberstaatsarchivdirektor Prof. Dr. GÜNTHER HASELIER auf bemerkenswerte Zusammenhänge zwischen der Geschichte der Landesbeschreibung und diesem neuen Band her: *Er fällt in das 150. Jahr ihres Bestehens. Der Blick auf das Neue verbindet sich mit einer bewährten, in den deutschen Ländern einzig dastehenden Tradition. 28 Orte haben durch die Kreisbeschreibung Tübingen – auch das ist einmalig – ihre dritte amtliche Beschreibung erhalten. Von ihnen zählen Gomaringen und Stockach zu jenen Gemeinden, mit deren Beschreibung im Rahmen der Oberamtsbeschreibung Reutlingen das Werk 1824 seinen Anfang nahm. Zum zweitenmal wurden diese Orte 1893 beschrieben.* Vergleicht man nun die verschiedenen Epochen der Beschreibung, so wird nicht nur eine erhebliche Differenzierung des Gegenstandes erkennbar, die zwangsläufig zu immer ausführlicheren Darstellungen führen muß. Leider hat nämlich die nun erreichte Ausführlichkeit ihren Grund eben nicht nur in der Entwicklung des beschriebenen Gegenstandes, sondern auch im Verständnis der Autoren und Redaktoren von dem, was denn nun Beschreibung sei. Gehört zum Beispiel die Schilderung von Absichten, Plänen und künftigen Möglichkeiten der Verwirklichung zur Beschreibung? Oder die Analyse von Problemen, vor die sich eine Stadtverwaltung gestellt sieht? Oder ist die malende und immer wieder ästhetisch (auf)wertende Abschilderung der Tübinger Stadtteile trotz aller Geschwätzigkeit noch Beschreibung? Oder handelt es sich nicht doch über weite Strecken um Rechenschaftsberichte aus der Sicht der Rathäuser? (Man müßte bei so viel Wertung andernfalls doch auch einmal auf ein kritisches Wort zu einer kommunalpolitischen Fehlentscheidung und deren Folgen treffen. Aber nichts dergleichen!) Was bleibt also das Ergebnis so vieler Mühe? Eine Fülle von Materialien, die man am besten über die ausführlichen Register erschließt und so in diesem Wälzer aufsucht, wie man sie braucht. Und bei dieser Art der Benutzung kommt man allerdings durchaus auf seine Kosten. Daß eine Beschreibung jedoch als Ganzes einen Eindruck vom beschriebenen Gegenstand vermitteln können, das ist wohl eine unangemessene Forderung, die von einem falschen Verständnis des Wortes Beschreibung ausgeht. Willy Leygraf

Echterdingen – Vergangenheit und Gegenwart

VIETZEN, HERMANN: Echterdingen in Vergangenheit und Gegenwart. Stuttgart: Wegra-Verlagsgesellschaft 1974. 184 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Kartenbeilage.

In den letzten Jahren erschien in unserem Land eine große Anzahl von Ortsgeschichten. Das ist durchaus begrüßenswert. Nicht alle können überlokales Interesse be-

ansprechen, doch soll hier auf das neue Echterdingen-Buch von HERMANN VIETZEN besonders hingewiesen werden. Dies geschieht vor allem deshalb, weil darin neben Echterdingen Charakteristika sehr vieles dargestellt wird, was als typisch für die Entwicklung altwürttembergischer Gemeinden gelten kann, die immer mehr zum Teil des Stuttgarter Ballungsraumes wurden. Den vorläufigen Endpunkt setzte hier die Gemeinderreform mit dem Zusammenschluß von Echterdingen und drei anderen Orten zu einem neuen Gemeinwesen.

Hielten sich nach dem ersten Weltkrieg in dem großen und reichen Filderdorf noch Landwirtschaft und Gewerbe die Waage, so nahm die Zahl der Berufspendler immer rascher zu. 1939 waren nur noch 17 Prozent der Erwerbsbevölkerung in der Landwirtschaft tätig. Die Bauern gaben aber nach wie vor den Ton an. So stellten sie 1946 noch die Hälfte der Gemeinderäte. Die heute völlig veränderte Struktur hat verschiedene Ursachen. Das fing an mit der Zuweisung von Heimatvertriebenen, setzte sich fort in einer verstärkten Industrieansiedlung und erreichte einen gewissen Höhepunkt in der Erschließung ausgedehnter Neubaugebiete, was die Bevölkerungszahl rasch anwachsen ließ. Die Abwanderung aus Stuttgart ins Umland trug hierzu wesentlich bei.

Geschichte beinhaltet natürlich nicht nur die neueste Entwicklung. Sie beginnt auch nicht mit der ersten urkundlichen Nennung des Ortsnamens (1185), sondern sie setzt bei dem an, was aus Bodenfunden bekannt ist, in unserem Falle bei der Jungsteinzeit. Die mittelalterliche Geschichte ist der Quellenlage entsprechend weithin Geschichte der Ortsherren und der Kirche, doch lassen die Überlieferungen über Flurverfassung, Maierhöfe und anderes Schlüsse über soziale und wirtschaftliche Verhältnisse im Dorf zu. In der Neuzeit fließen die Quellen reicher und geben ein anschauliches Bild vom Leben der Gemeinde. Wichtig war für Echterdingen seine Lage an einer alten Poststraße, die von Stuttgart über Tübingen nach der Schweiz führte. Neben Einnahmen aus der Bewirtung oft namhafter Gäste brachte dies immerhin eine gewisse Verbindung zur Welt, die heute im Flughafen und in der Autobahn in moderner Form weiterbesteht. Das wohlhabende Echterdingen galt früher bei den württembergischen Pfarrern als begehrte Stelle. Der bedeutendste unter ihnen war PHILIPP MATTHAUS HAHN, dessen Uhren, Waagen und Rechenmaschinen heute noch bewundert werden. In unserem Jahrhundert wurde der Name Echterdingen mit einem Schlag in ganz Deutschland bekannt, als Graf ZEPPELIN 1908 mit seinem Luftschiff dort notlandete und dieses in Flammen aufging. Es ist nicht möglich, hier auf inhaltliche Details einzugehen, doch sei darauf hingewiesen, daß das Buch neben den Texten wichtiger Urkunden, den Namenlisten der Bürger und der Erklärung überlieferter Flurnamen eine hervorragende und instruktive Bildausstattung besitzt. HERMANN VIETZEN, der frühere Stuttgarter Stadtarchivdirektor, von dem bereits eine Reihe weiterer historischer Veröffentlichungen vorliegt, hält sich von allem wissenschaftlichen Spezialistentum fern. Er schreibt volkstümlich im besten Sinne, was seinem Buch einen größeren

Leserkreis sichern dürfte. Geschichtsschreibung dieser Art wird leider von Fachhistorikern zu selten betrieben. Heinz Schmitt

Wanderung Schozach – Bottwartal

GEORG FAHRBACH und Mitarbeiter: Der Wanderweg Schozach–Bottwartal. J. Fink Verlag, Stuttg. 1975. DM 7,- Eisenbahnbauern ist die «verlorene Steigung» ein Greuel. Deshalb bieten sich aufgelassene Bahnstrecken geradezu an für den Ausbau zu Wanderwegen, auf denen auch ältere Leute sowie Familien mit Kindern und Kinderwagen bequem wandern können. Vor zwei Jahrzehnten wurde das zum ersten Male im Siebenmühlental (Schönbuch) erprobt; jetzt gibt es auf der ehemaligen Schmalspurstrecke der Bottwar-Schozachtalbahn ein weiteres Beispiel. Und für diesen neuen Wanderweg gibt es nun auch schon einen eigenen Wanderführer, eingeleitet von GEORG FAHRBACH, dem ehemaligen, und mit einem Geleitwort versehen von HELMUT SCHÖNNAMSGRUBER, dem derzeitigen Albvereinsvorsitzenden. Eine Reihe ortskundiger Mitarbeiter gibt in diesem Wanderführer nicht nur eine ausführliche Beschreibung des von den anliegenden Gemeinden Beilstein, Auenstein, Ilfeld und Talheim, von Landkreis, Regierungspräsidium und einer Bausparkasse sowie vom Albverein finanzierten Wanderwegs, sondern auch Hinweise auf alles Interessante rechts und links der Trasse: die geologische und morphologische Struktur der Landschaft, Geschichte und Siedlungsbild der nahegelegenen Ortschaften, Weiler und Burgen, Stichwanderungen nach allen Richtungen – und dergleichen vieles sonst. Auch der Humor kommt nicht zu kurz, so wenn es etwa heißt: *. . . ist es vor allem die Fruchtbarkeit, die diesem Tal den Liebreiz verleiht. Wächst doch an all diesen Hängen der edle Wein. Wen wundert's, daß Hölderlins Geburtshaus nur wenige Kilometer von hier entfernt in Lauffen a. N. stand.* – Ei freilich: wen wundert's?

Willy Leygraf

Buchhinweise

THEODOR BOLAY: Chronik von Poppenweiler. 424 Seiten, viele Bilder. Bietigheim: Verlag Peter Krug 1974. Diese erste Chronik der Gemeinde Poppenweiler ist zugleich auch die letzte Dokumentation der selbständigen Gemeinde. Die jahrhundertelange Selbständigkeit und historische Entwicklung des Ortes wird den Bürgern Poppenweilers durch die fleißige Arbeit THEODOR BOLAYS nahe gebracht. Die Chronik wird ein Nachschlagewerk sein und vielleicht auch das örtliche Zusammenhalten stärken und das Gefühl der liebenswerten Heimat am Neckar bewahren.

OTTO HEUSCHELE: Immer sind wir Suchende. Erzählungen und Betrachtungen. Schwabenverlag, Ostfildern-Ruit 1975. Besonders für ältere Leser. Empfehlend sei auf die gut ausgestattete Reihe dieses Verlages «Die kleine Gabe» aufmerksam gemacht, die bereits 13 Bücher in Großdruck und mit klarer Gestaltung herausbrachte.

KLAUS SCHUBRING: Die Herzöge von Urslingen. Studien zu ihrer Besitz-, Sozial- und Familiengeschichte mit Regesten. Stuttgart: W. Kohlhammer 1974. 310 Seiten. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Band 67.)

GERHARD SEYBOLD: Württembergs Industrie und Außenhandel vom Ende der NAPOLEONISCHEN Kriege bis zum Deutschen Zollverein. Stuttgart: W. Kohlhammer 1974. 177 Seiten. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B. Band 74.)

Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte. Jahrgang 32, 1973. 633 Seiten.

Aus dem Inhalt: Die oberschwäbischen Bibliotheken des 18. Jahrhunderts (WOLFGANG IRTENKAUF) – Wer war «DE LA GRISE»? (MANFRED KOSCHLIG; mit Nachtrag) – Zur «deutschen» Politik des württ. Außenministers von VARNBULER in den Jahren 1864 bis 1870 (FOLKERT NANNINGA) – STEINBEIS und die Stuttgarter Rathausfrage (ROBERT UHLAND) – Politische Unterhaltungen FRIEDRICH PAYERS mit THEODOR HEUSS (GÜNTHER BRADLER) – Von der Residenz zur Landeshauptstadt (THEODOR PFIZER) – Schriftliche Nachlässe in baden-württ. Staatsarchiven (GÜNTHER HASELIER) – Das älteste geistliche Lehenregister des Klosters Ellwangen (ALOIS SEILER) – Der Oberhof zu Wimpfen am Neckar (KLAUS-PETER SCHROEDER) – Der Heidelberger Verein (BERNHARD SICKEN) – Wege und Probleme des industriellen Wachstums im Königreich Württ. (WILLI A. BOELCKE) – Zum Namen Limburg/Limpurg (HANS JÄNICHEN) – GEYMONATS Bericht über die württ. Waldenserkolonien im Jahre 1846 (ERNST HIRSCH) – Macht und Grenzen der Soldatenräte in Württ. 1918/19 (WILHELM KOHLHAAS). Ferner: Mitgliederverzeichnis des Württ. Geschichts- und Altertumsvereins, Gesamtverzeichnis der Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg.

Wer im Schwabenland zu Hause ist, weiß ganz bestimmt, wo Ganslosen liegt, auch wenn es kein amtliches Ortsverzeichnis nennt. Gansloser ist der «Übername» der Auendorfer Bürger, die mit ihren Hägemark-Wägen einst durch die alten Oberämter Geislingen und Göppingen gezogen sind. *Daß ihnen ihr Name nie so recht gefallen hat, weiß man. Als der König von Württemberg einst durch Ganslosen ritt, so geht die Sage, hätten die Gemeinderäte um Abschaffung des bösen Namens gebeten. Sie sagten, Ganslosen sei ein so wüster Name und es sei doch au ein Dorf, wie die anderen Dörfer in Württemberg, und als sie nicht nachließen zu bitten, habe der König ärgerlich gesagt, dann heißen wir eben Au en dorf. Von*

dieser Zeit an heißt Ganslosen Auendorf. So die Sage, die wie fast alle diese Gebilde, historischen Kern hat: 1848 wurde der Antrag an den König gestellt, 1849 kam es zur Umbenennung in Auendorf.

Diese nette Geschichte ist Teil eines neuen Buches «Sagen im Kreis Göppingen» (Weißenhorn: Anton H. Konrad Verlag 1975. 110 Seiten. DM 19,80), die als Band 2 der «Veröffentlichungen des Kreisarchivs Göppingen» erschienen sind (Redaktion: WALTER ZIEGLER). Der tüchtige Museumswart der Kreisstadt, JURGEN KETTENMANN, hat das Kunststück fertiggebracht, über 100 Sagen aus dem neuen Kreis zu sammeln und sie auch zu kommentieren. Dadurch entsteht nicht der Eindruck so vieler Sagensammlungen, eben nur nette und unterhaltende Geschichten zu sein, sondern es wird diesen Geschichten die Geschichte gegenübergestellt (auch mit wertvollen bibliographischen Hinweisen). Unversehens wird man mit z. T. recht kontroversen Fragen konfrontiert: so wenn z. B. die «heilige Berta» aus Boll erörtert wird. Der Band hat überdies bibliophilen Charakter: es sind nicht weniger als 25 recht instruktive, gut gelungene Abbildungen aus allen Jahrhunderten beigebracht; das farbige Titelbild bietet das ebenso sagenhafte «Steinerne Weib» oberhalb von Wiesensteig, das als Autobahngefährdung seine letzten Tage leider gesehen hat. Kann man sich mehr Aktualität für ein scheinbar so fernes Reich wie das der Sagen wünschen?

Gewichtige Werke erscheinen heute oft im Taschenbuchformat. Zwei Gründe mögen dafür maßgebend sein: einmal verbilligt sich der Preis, zum andern werden Leserschichten erschlossen, die vielleicht sonst nicht den Zugang zu dem entsprechenden Thema gefunden hätten. Die Stadt Sindelfingen hat diesen Weg, der sicher zum gewünschten Ziel führt, mit ihrem neuesten Werk beschritten: HERMANN WEISERT: Geschichte der Stadt Sindelfingen von den Anfängen bis heute. Verlag Adolf Röhm, Sindelfingen 1975. (Taschenbuchformat 19 x 11 cm. 150 Seiten Text, 17 Seiten Zeittafel, Liste der Schultheißen, Vögte usw., 13 Seiten Quellen- und Literaturverzeichnis, 15 Seiten Register, 20 Seiten Bildtafeln im Anhang.) Der Verfasser, heute Leiter des Universitätsarchives Heidelberg, hat bewußt eine umfangreiche Darstellung mit möglichst vielen Tatsachen- und Zahlenangaben für die einzelnen Entwicklungen und Ereignisse gegeben, aus der je nach Zweck und Absicht eine Auswahl getroffen werden kann. Im ganzen handelt es sich um eine gründliche Arbeit, die dem heutigen Stand der Forschung entspricht. Besonders zu begrüßen ist die ausführliche Darstellung der neuesten Entwicklung nach dem letzten Krieg, wo mit dem Aufschwung und Ausbau der Industrie die Bevölkerung der Stadt in knapp drei Jahrzehnten explosionsartig auf die fünffache Zahl anwuchs. Was für Anforderungen das an die Verwaltung, an Oberbürgermeister und Gemeinderat stellte, die öffentlichen Einrichtungen diesem Wachstumstempo anzupassen und auszubauen, lassen auch die ausführlichen Angaben nur ahnen. Die Chronik des Ausbaus läßt aber doch die einzelnen Stufen der Entwicklung verfolgen.

Die Stadt Sindelfingen begegnet einem etwaigen Einwand, ein Taschenbuch könne nur wenige Bilder aufweisen, durch die Herausgabe eines Bildbandes, der freilich denn auch wieder konventionell geworden ist. «24 Stunden Sindelfingen» heißt dieser Schwarz-Weiß-Band, dessen Idee und Text DIETER E. HÖLLE verdankt wird. Der gleiche Verlag präsentiert auf 96 Bildseiten, unterbrochen durch zeitliche Textgänge, hauptsächlich die moderne Stadt Sindelfingen, *in der es lohnt zu arbeiten und zu leben*.

Das Velocipede stärkt durch regelmäßigen Gebrauch die Muskeln, gibt sowohl Biogsamkeit in den Gelenken als Elastizität in den Gliedern und vertreibt alle Anlagen zur Gicht. So warb man vor über 100 Jahren fürs Fahrrad. Radfahren ist bekanntlich wieder «in» und nichts einfacher als das – sollte man meinen. Nimmt man aber die beiden Radfahr(er)bücher des J.-Fink-Verlages Stuttgart zur Hand, dann wird solche Meinung doch wieder erschüttert: WERNER JUNGE schrieb eine «Kleine Radfahrbibel» (Untertitel: Praktischer Ratgeber für Freunde des Fahrrads und solche, die es werden wollen); MICHEL ANDERS «Heiteres Radfahren», einen Streifzug durch die Fahrradgeschichte (beide Bücher sind zum Tag des Radfahrens am 8. Mai 1975 erschienen: hätten Sie den Termin gewußt? Es war zugleich der «Vatertag»). Für jeweils DM 7,- kann man sich diese Bücher kaufen. Nachdem der Ur-Opa des Fahrrads ein Badener war, verbesserte es der Stuttgarter Turnlehrer FRIEDRICH TREFZ: *Trefz, der in der Stuttgarter Mädchenturnhalle sogar Unterricht im Velozipedfahren gab, handelte sich mit seiner Leidenschaft allerdings gewaltigen Ärger ein: er wurde bei den Bauern als Hexenmeister verschrien.* So dramatisch ließ sich das Fahrradfahren an . . .

1875 hat DAVID FRIEDRICH WEINLAND die Geschichte vom Höhlenmenschen und vom Höhlenbären erdacht und aufgeschrieben. Wie so manches berühmte Jugendbuch seinem Autor, wuchs ihm der «Rulaman» unter der schöpferischen Phantasie und unter Mithilfe seiner Kinder zu. «Rulaman» erlebte ungezählte Auflagen und wurde in mehrere Sprachen übersetzt; allein die Nachkriegsausgabe von 1950 ist jetzt in hunderttausend Exemplaren verbreitet. Ihre Neufassung enthält neben den alten Illustrationen die Worterklärungen, ein Lebensbild des Autors und eine Reliefkarte der Schwäbischen Alb mit genauen Ortsbezeichnungen der Geschehnisse. Erschienen ist diese Neuauflage im Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins, Tübingen 1975. (288 Seiten, DM 15,80).

Der Bauernkrieg 1525 hat in diesem Jahr 1975 noch kein rechtes Echo gefunden. Jetzt hat die Volkshochschule Bad Mergentheim zum Preis für DM 7,- eine hochformatige Publikation über den Bauernkrieg im Tauberggrund zusammengestellt, für die neben WILLI HABERMANN, dem Leiter der VHS Bad Mergentheim, geschrieben haben: WILHELM STAUDACHER, Stadtfinanzdirektor von Rothenburg o. T., Lyriker und Mitglied des PEN-Clubs; GOTTLÖB HAAG aus Wildentierbach, der sich ebenfalls als Lyriker einen Namen weit über Franken hinaus geschaffen hat;

der Schriftsteller CARLHEINZ GRÄTER/Lauda sowie der Wertheimer Gymnasialprofessor HANS DIETER SCHMIDT, Lyriker, Erzähler, Träger des MACKENSEN-Preises, der übrigens zur Zeit an einem Theaterstück über das Pfeiferhänsle von Niklashausen arbeitet. In Aufsätzen, Gedichten, Prosatexten lassen die fünf Autoren Vergangenes im Gegenwärtigen lebendig werden, sie geben Zeugnis für die Wirkkraft der ersten deutschen Revolution. HAP GRIESHABER hat für diese Gedenkschrift den Bildstock eines Farbholzschnittes überlassen. Das Buch, im Format 22 x 33 cm bibliophil aufgemacht, umfaßt 46 Seiten sowie den doppelseitig ausklappbaren Original-Farbholzschnitt 33 x 44 cm.

Ellwanger Jahrbuch. Band 25, 1973–1974. Ellwangen: Geschichts- und Altertumsverein 1975. 523 Seiten.

Aus dem Inhalt: *Decumates agri* (VIKTOR BURR) – Das Limesfreilichtmuseum am rätischen Limes im Ostalbkreis (DIETER PLANCK) – Römische Fundmünzen aus dem ehem. Landkreis Aalen (THEODOR SCHMID) – Geschichte der Altertumforschung im Bezirk Aalen-Ellwangen (BERNHARD HILDEBRAND) – HARIOLF, der Gründerabt des Klosters Ellwangen und Bischof von Langres (VIKTOR BURR) – Kloster Ellwangen und die frühe Stauferzeit (KARL FIK; HUBERT HÄFELE) – HANS STIGLITZ von Miltenberg und die Wolfgangskirche in Ellwangen (ELMAR D. SCHMID) – Neue Gesichtspunkte zum Ellwanger Prachtmissale des LEONHARD SALWIRCK (WOLFGANG IRTENKAUF) – Der Schönenberg und das Vorarlberger Münsterschema (LUDWIG MANGOLD) – Die evang. Stadtkirche in Ellwangen und das ehem. Jesuitenkolleg (ders.) – Die Bauarbeiten an der evang. Kirche in Ellwangen (EUGEN MAYER) – Die Apotheose des hl. JOHANNES von NEPOMUK in Ellwangen 1729 (BRUNO BUSHART) – Zur Geschichte von Keuerstadt (FRANZ ZIERLEIN; GEORG SIGMUND GRAF ADELMANN; HERMANN GAUCKLER) – Die Familie WERFER in der Geschichte der Stadt Ellwangen (FRANZISKA WERFER) – 100 Jahre Gaswerk Ellwangen (LEOPOLD WENTZ) – Die ehem. Glasurmühle der Fayencefabrik Schrezheim (HANS SCHEBLE).

So sahen sie Mannheim. Herausgegeben von INGEBORG GÖRLER. 204 Seiten, mit 14 zeitgenössischen Stichen und Abbildungen, vierfarbigem Vorsatz, Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart, 1974. DM 26,-.

In dem sehr ansprechenden Band lassen Zeitgenossen aus vielen Jahrhunderten Mannheim lebendig werden und bleiben. Herzogin ELISABETH CHARLOTTE von ORLEANS eröffnet diese Aussagen. Unter den Berichtenden finden sich auch bekannte Schwaben wie SCHILLER, WIELAND, BENZ und STORZ. Sie alle verbindet das, was LISELOTTE von der PFALZ sagt: *Denn ich habe Mannheim all mein Leben liebgehabt.* Ein Buch, das sicher viele Freunde finden wird.

«Zur Situation der biographischen HEGEL-Forschung» lautet ein kleiner Bericht, den FRIEDHELM NICOLIN geschrieben hat (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt

Stuttgart, Sonderband 6, 18 Seiten). NICOLIN resümiert die Ergebnisse der Forschungen über HEGEL, faßt sie zusammen und gibt vor allem kurze Durchblicke zu den jüngsten Veröffentlichungen.

Wer kennt nicht WILHELM HAUFFS «Wirtshaus im Spessart»? *Ein Stück Literaturgeschichte, als Name für das Gasthaus nur ein gefälliger Schmuck. Die Chronik des Wirtshauses an der Straße in Rohrbrunn klingt unromantisch, sie ist ein Teil der Spessartgeschichte . . . Aber sie ist erzählenswert.* Dies hat FRANZ SCHAUB mit seinem Buch «Das Wirtshaus im Spessart – Wahrheit und Legende» (Stürtz-Verlag Würzburg, 104 Seiten, DM 12,80 mit 16 Schwarz-Weiß-Abbildungen) getan. Hier treiben zwar keine Räuber ihr Unwesen, dafür stehen tapfere Posthalter, tüchtige Bauern und ordnungsliebende Forstmeister in der Einöde Rohrbrunn an «vorderster Front».

In der 2., vermehrten Auflage liegt jetzt «Kunstsinn und Erfindergeist im Bauernhof» vor, eine Darstellung über das Bauernhofmuseum in Illerbeuren, das zahlreichen Heimatbundfreunden durch mehrere Exkursionen in den letzten Jahren zum festen Begriff geworden ist (Maximilian Dietrich Verlag Memmingen, 63 Seiten mit 50 Zeichnungen, 29 Fotos und 4 Farbtafeln, DM 16,80). Das Buch ist deswegen für uns so wichtig, weil ja die Diskussion um das Freilichtmuseum hierzulande nicht abreißen sollte (vgl. Heft 1975/1). Alles, was in dieser Richtung vorwärtstreibt, sollte starke Beachtung finden. Dazu helfen auch derartige Publikationen, in denen Zeugnisse der Volkskunst: Bauernmöbel, Schnitzereien, Hinterglasmalereien und all die Gegenstände des bäuerlichen Alltags, die an den langen Winterabenden ersonnen, geschaffen und mit Schnitzmesser und Farbe geschmückt und verziert wurden, ebenso vertreten sind wie die Zeugnisse der «Mächler», die Schöpfungen bäuerlichen Erfindergeistes, der darauf sann, die häuslichen Verrichtungen und bäuerlichen Arbeiten zu vereinfachen und zu erleichtern. Tracht und Brauchtum wird ebenso sichtbar, wie die Fertigkeit des Hausbaus, die Schönheit ländlicher Siedlung.

Wer die Prognose stellt, es finde sich kaum noch einmal jemand, *der diese geistig selbstmörderische Arbeit auf sich nehmen wollte*, muß wissen, was er sagt. Wenn zwei Autoren, WALTER BERNHARDT und RUDOLF SEIGEL, es dennoch gewagt haben, allen Voraussagen zum Trotz das Werk in Angriff zu nehmen, dann ist ihnen Mut und Gottvertrauen zu unterstellen. Die Rede ist von der «Bibliographie der Hohenzollerischen Geschichte», einem Parallelunternehmen zu HEYD und LAUTENSCHLAGER (Bibliographien zur württembergischen bzw. badischen Geschichte), das alles erreichbare und einschlägige Material bis 1972 einschließlich aufarbeitet. Man kann dieses Buch sogar lesen, was nicht von jeder Bibliographie gesagt werden kann (obwohl die Einteilung oft recht schwierig scheint: 37.1.20.9. *Das Rumänische Fürsten- und Königshaus* z. B. ist so eine Stelle, die man wohl nicht leicht behalten kann). Auf alle Fälle wird ein Raum erschlossen, der in der Geschichtsforschung zwar nie abseits lag – dafür zeugen die vielen Publikationen der hohenzollerischen Geschichtsorganisationen –, dennoch lange Jahrzehnte ohne bibliographische und das heißt für die Wissenschaft nicht erfaßbare Nachweise blieb (Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1975. 688 Seiten. Arbeiten zur Landeskunde Hohenzollerns. Band 12.)

Daß Stuttgart einmal 1406 Einwohner hatte und 441 Knechte und Mägde dazu: Wer kann sich das heute noch vorstellen? In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden diese Zahlen «ermittelt», auch die bevorzugte Wohnlage der reichen Einwohner zwischen Hirsch-, Eberhard-, Königs- und Schulstraße. Die Armen wohnten in den Vorstädten (wobei die Frage der Armutsgrenze, d. h. wo statistisch die Armut beginnt, eine wohl stets nicht zu lösende bleiben wird). Diese recht interessanten und vielfach auch neuen Erkenntnisse verdanken wir der Bearbeitung und Erläuterung der «Stuttgarter Steuerliste von 1545» (Ernst Klett Verlag, Stuttgart, 138 Seiten, DM 9,50 in der Reihe der «Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart» Band 26) durch GERD WUNDER. Die Familienforscher finden einen fast lückenlosen Querschnitt durch die Bevölkerung der Hauptstadt des alten Württemberg in den Registern.

Anschriften der Verfasser

Dr. Peter Amelung, 7000 Stuttgart 1, Württembergische Landesbibliothek
Prof. Dr. Adolf Beck, 7400 Tübingen, Brunsstraße 22
Siegfried Greiner, 7271 Rotfelden, Lerchenweg 18 (bzw. Hirsau)
Ernst Häussinger, 7080 Aalen, Friedrich-Schwarz-Straße 15
Martin Friedrich Jehle, 7470 Ebingen, Postfach 83
Willy Leygraf, 7400 Tübingen, Steinlachallee 36
Dr. Heinz Schmitt, 7000 Stuttgart 40, Ehniweg 46
Dr. Friedrich Seck, 7400 Tübingen, Erlenweg 18
Dr. Erwin Zillenbiller, 7000 Stuttgart 80, Schönauerstraße 8c
Ludwig Zimmermann, 7900 Ulm, Römerstraße 165

MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 4) – Fernruf: 22 32 43 – 9 bis 12 und 14 bis 16 Uhr, freitags bis 15.30 Uhr.
Konten: Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30 27-701 – Girokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 14/35 502

Unsere **Fahrten ins Blaue** sind in diesem Jahr für den **Samstag, 18. Oktober**, und den **Mittwoch, 22. Oktober 1975**, geplant. Die Abfahrtszeiten sind jeweils: **13.30 Uhr** vom Karlsplatz. Bitte melden Sie sich, soweit Sie dies noch nicht getan haben, bei der Geschäftsstelle an. Eingeladen zur Teilnahme sind alle unsere Mitglieder.

Dürfen wir wie in jedem Jahr um die freundliche Überlassung von Dias unserer Studienfahrten 1975 bitten? Die Vorführung dieser Bilder ist immer wieder eine beglückende Erinnerung an schöne und erlebnisreiche Tage und bereitet große Freude. Bitte stellen Sie uns die Aufnahmen bis spätestens 8. Oktober 1975 auf die Geschäftsstelle zu.

Auch in diesem Winterhalbjahr 1975/76 werden wir wieder **Vorträge** veranstalten. Die Stuttgarter Veranstaltungen finden Sie in Heft 4 der «Schwäbischen Heimat». Neben diesen Mitteilungen bitten wir Sie auch zusätzlich unsere Anzeigen in den Stuttgarter Tageszeitungen und dazu die jeweilige Rubrik der Tagesveranstaltungen zu beachten.

In der Reihe «**Kunst und Künstler**» unternehmen wir kurzfristige Besuche von Ausstellungen und bitten Sie, dieses dann auch Ihren Bekannten mitzuteilen.

Dürfen wir Sie auch dieses Jahr wieder bitten, uns Ihre Wünsche für **Fahrten und Veranstaltungen** des Jahres **1976** wissen zu lassen. Wir legen Wert auf Ihre Meinung und auch auf Ihre Kritik, um danach unsere Planungen anzustellen.

Sollten Sie im übrigen Ihren **Beitrag** für **1975** noch nicht bezahlt haben, sind wir Ihnen für eine rasche Überweisung sehr dankbar. Dabei sei wieder einmal die ganz dringende Bitte nach genauer Absenderangabe, gut lesbar auch auf der Durchschrift, die uns erreicht, vorgebracht. Wir haben so manche Zahlung vorliegen, die wir wegen mangelnder Absenderangaben nicht verbuchen können.

Wie so oft möchten wir Sie auch jetzt wieder um Ihre **werbende Mithilfe** bitten. Es gibt so viel mehr Menschen, die für unsere Aufgaben Verständnis haben, nur kennen sie uns nicht. Wir haben keine finanziellen Mittel zur Werbung in breiter Öffentlichkeit zu unserer Verfügung, aber jedes einzelne Mitglied kennt so viele Mitbürger, die es auf uns aufmerksam machen kann. Wie schnell wären wir

ein wirklich großer Verband, wenn Sie nur alle ein bis zwei Jahre ein neues Mitglied für uns werben würden. Wie nachdrücklich und wirksam könnten wir unsere satzungsgemäßen Aufgaben dann in unserer Heimat noch besser erfüllen. Wir stellen Ihnen gerne Werbehefte und Prospekte dafür zur Verfügung.

Unsere Spendenaktion «**Rettet die Wacholderheide**» läuft noch immer. Bitte denken Sie daran und stellen Sie für diese wichtige landschaftsschützende Aufgabe Ihre Spende zur Verfügung. Wir versenden dazu für Zwecke des Finanzamtes geeignete Spendenbescheinigungen.

Einem treuen Mitglied des Schwäbischen Heimatbundes dürfen wir «außer der Reihe» hier gratulieren: Am 2. Juni feierte Oberstudienrat i. R. **KARL HÄFNER**, Heilbronn, seinen 90. Geburtstag. **HÄFNER** war ein eifriger Mitarbeiter unserer Zeitschrift. Der Verlag Karl Knödler (Reutlingen) brachte ein «kleines liebenswertes Bändchen für Freunde der Mundartdichtung»: «Alte Leut. Schwäbische Verse vom Alter fürs Alter» (87 Seiten). Unsere Gratulation verbindet sich mit dem Dank für geleistete Mitarbeit.

Hinweis auf die erste Winterveranstaltung

Die erste Veranstaltung des Winterhalbjahres 1975/76 findet bereits am **Donnerstag, 20. November 1975, 19.30 Uhr** im Wilhelmspalais statt. Aus Anlaß des Denkmalschutzjahres 1975 sprechen Hauptkonservator Dr. **PETER ANSTETT** (Karlsruhe) und Dipl.-Ing. **EBERHARD WEINBRENNER** (Nürtingen) zum Thema «Denkmalpflege und Architekt – Partner oder Gegner?». Die anschließende Diskussion zu Fragen der Denkmalpflege wird von Dr. Ing. **HANNES WEEBER** geleitet.

Sollte sich an dieser Planung etwas ändern, bitten wir die kurz zuvor erscheinenden Anzeigen in den Stuttgarter Tageszeitungen zu beachten.

Als zweite Veranstaltung planen wir im Rahmen der Stuttgarter Buchwochen Anfang Dezember 1975 eine Diskussion zu Fragen der Stuttgarter Stadtentwicklung. Näheres darüber in Heft 1975/4, wo wir auch alle weiteren Veranstaltungstermine für das Winterhalbjahr bekanntgeben.

Pfingsten in Oberschwaben

Zu einem recht schönen, sonnigen Pfingsten hatten sich dieses Mal wieder Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes in Ochsenhausen eingefunden. Die «Schwäbische Zeitung» in Biberach berichtete u. a. am 22. Mai 1975 darüber:

Obwohl es früher anders gesehen wurde, hat der deutsche Bauernkrieg auf lange Sicht die Position der Bauern doch verbessert. Ihre Abgaben an die Herrschaft wurden schriftlich fixiert, die Leibeigenschaft wurde entschärft, der Einfluß der Mittelschicht bis zum Adel wurde eingeschränkt, die Bedeutung der Landtage nahm zu und die Bauern wurden vermöglicher. Das war das Resümee der beiden Kollegs über den Bauernkrieg, dem die Pfingsttage des Schwäbischen Heimatbundes in Ochsenhausen gewidmet waren. Vor 450 Jahren endete der Aufstand, an dem im Gebiet des heutigen Baden-Württemberg 100 000 Menschen teilnahmen (ein Achtel der Bevölkerung) allerdings zunächst mit einem Fehlschlag, weil die Bauern den letzten großen Schritt zur Revolution nicht wagten.

«Das größte Naturereignis der deutschen Geschichte» – so nach LEOPOLD VON RANKE – begann in politischen Schwächezonen, forderte aber zunächst nicht mehr als die Anerkennung der Bauern als eigene Rechtsträger sowie Verbesserungen auf wirtschaftlichem, sozialem Gebiet. Der Ordnungsstaat wurde im Prinzip nie in Frage gestellt. Erst als die Herren untätig reagierten, kam es zur Renitenz – unterstützt durch das Gefühl der einfachen Leute, in kirchlichen Dingen bisher hinters Licht geführt worden zu sein. Die reformatorischen Gedanken wirkten, und andererseits waren religiöse Motivationen ein Kernpunkt der Bauernerhebung.

Wiewohl der Großteil der Bauern maßvoll bleiben wollte, sorgten die Radikalen für den Umschwung. Passiver Widerstand schlug in Aufstand um – gezielt gegen Sachwerte von Herrschaften, Geistlichkeit, Beamtentum gerichtet. Das Selbstgefühl der Bauern stieg, sie bekamen Reichsstädte, Grafen und Fürsten auf ihre Seite. Adelige wurden zu ihren «Brüdern». Gleichheitstendenzen schlugen sich in Verträgen nieder, die den Bauern nach genossenschaftlichem Muster Kontrollen über bestehende Herrschaftsordnungen zuließen, die man also im Grunde billigte. Die Aufständischen waren keine Anarchisten, sondern wollten nur autokratische Regierungsformen verhindern und sich selbst ins Regierungsspiel bringen. Aber die Radikalen verdarben die Verhandlungssituation. Der lange zaudernde, nach außen um Hilfe rufende Bund hatte ein 8000-Mann-Heer auf die Beine gestellt. Es war zwar viel kleiner als das der Bauernkriegerschaft, doch mit dem Bauernjörg befahl ein gescheiter, dynamischer Kopf, während die Bauern selbst in der Truppe demokratisch agierten, ihre Hauptleute per

Abstimmung wählten und statt zuzuschlagen diskutierten.

Das war die umfangreich erarbeitete, ein breites Spektrum der Argumentation einschließende Darstellung des Bauernkriegs durch Dr. HANS-MARTIN MAURER, der zu Beginn darauf hingewiesen hatte, trotz umfangreicher Ursachenforschung gebe es heute immer noch keine bündige Erklärung für das Phänomen Bauernkrieg.

Am Samstagabend ging es in Ochsenhausen etwas weniger wissenschaftlich, dafür aber mindestens ebenso informativ und letzten Endes auch kurzweilig zu. Der Soirée über Musik und Literatur aus der Zeit des Bauernkrieges kam es entgegen, daß die Saal-Veranstaltungen wegen der Renovierung des Bibliotheksaals im ehemaligen Speiseraum des Klosters abgehalten werden mußten – ein sehr intimer, familiärer Rahmen. Dr. WOLFGANG IRTENKAUF von der Württembergischen Landesbibliothek hatte Textstellen und Musik aus der Zeit des Bauernkrieges zusammengestellt und verdient allein für die Arbeit an sich Lob, weil literarische und musikalische Zeugnisse aus jener Zeit heute Raritäten sind. So zitierte er den protestantischen Geistlichen WILHELM ZIMMERMANN, der es als erster unternommen hat, etwa 300 Jahre nach dem Ereignis (so lange hat es gedauert!) die erste klassische Abhandlung über den Bauernkrieg zu verfassen. Er sagte, 1525 trage die Keime der Mündigkeit und der Einheit der Nation in sich.

Der Bauer war überall vor 1525 als der dumme Tölpel angesehen worden. Beweise für dieses soziale Minderwertigkeitsgefühl brachte Dr. IRTENKAUF in seinen musikalischen Beispielen, die in dem Bariton RAINER MATTES einen sorgfältigen Interpreten fanden. Dr. IRTENKAUF spielte selbst das Klavier und der Sänger deklamierte mit schlanker, klingender und äußerst textgenau geführter Stimme.

Für die Zuhörer war es wohl eine Art Erlebnis, einmal die 12 Artikel der Bauern zu hören, die diese am 14. März 1525 in Memmingen zur Maxime ihres Handelns erklärt hatten und die nach Dr. IRTENKAUF von denen, die sie angingen, wohl nie richtig gelesen wurden. Sie sind maßvoll gehalten, wollen die politische Mitbeteiligung der Bauern, objektive Gerichte, keine Leibeigenschaft, Rückgabe an die Öffentlichkeit, freie Jagd und Nutzung der Wälder und so weiter, betonten aber immer, daß man die Gesetze achten wolle. Gewalt war von allen Seiten die Antwort, selbst LUTHER nannte die Bauern Mörder, Gotteslästerer und Teufel und empfahl jedermann, zu stechen schlagen, würgen wo er nur könne.

Dankbarer Beifall galt den Beteiligten der beiden Pfingsttage-Kollegs, zu denen auch WILLY LEYGRAF gehörte, der rezitierte.

Jahreshauptversammlung 1975 in Schwäbisch Hall

Feucht-schwüles Sommerwetter, zwei Vorträge in dem althistorischen Neubausaal in Schwäbisch Hall, vier (übrigens kostenfreie) Exkursionen am Sonntagnachmittag – das bewährte Bild, das viele Jahreshauptversammlungen des Schwäbischen Heimatbundes geboten haben, hat sich auch wieder ergeben. Erfreulich, daß wir dieses Mal etwas mehr Teilnehmer als an den vorausgegangenen Treffen hatten, erfreulich auch die Mitwirkung und Unterstützung der Stadt Schwäbisch Hall, die nicht nur an der Eröffnung der Freilichtspiele auf der Treppe hohen Anteil nahm, sondern auch an unseren Veranstaltungen.

Bei der Mitgliederversammlung am Samstagnachmittag führte der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, WILLI BIRN, u. a. aus: Im Jahr 1974 hatte der Schwäbische Heimatbund 95 Tote zu beklagen. Namentlich wurde genannt: PETER HAAG, der 61jährig im August gestorben ist. In einem kurzen Nachruf wurde auf die Verflechtungen HAAGS und seiner Arbeit mit der unseres Bundes hingewiesen: er war Mitglied des Vorstands und des Redaktionsausschusses, mit Schwäbisch Hall besonders verbunden durch die Analyse der Altstadt. Nochmals wurde auf Heft 1974/4 unserer Zeitschrift hingewiesen, das ihm gewidmet war und in dem sich wie in einem Brennspiegel die Gedanken HAAGS wiederfinden.

Herzliche Gratulation erfuhr WALTER KITTEL, der im Januar seinen 80. Geburtstag feiern konnte (vgl. Heft 1975/1 unserer Zeitschrift).

Zur Mitgliederbewegung: Im Jahre 1974 wurden 305 Weggänge verzeichnet (95 Sterbefälle, 77 Austritte von aufgehobenen Gemeinden, Firmen usw., 133 Austritte). Dem standen 203 Eintritte gegenüber, d. h. daß nur rund zwei Drittel der Weggänge ausgeglichen werden konnten. Erfreulich hat sich mit rund 190 Zugängen dieses Jahr angelassen; trotzdem wird man die Mitgliederwerbung nicht vernachlässigen dürfen. Insgesamt zählten wir am 1. Januar 1975 6741 Mitglieder.

Unter der Sparte »Tätigkeiten« verwies der Vorsitzende besonders auf unsere Zeitschrift, wobei im einzelnen noch einmal die hier ausführlich erörterten Probleme zum Heft 1974/4 (Humanes Bauen?) angesprochen wurden. Daß Heft 1975/2 als eine Huldigung an die Gastgeberstadt Schwäbisch Hall aufgefaßt wurde, konnte man an diesen Tagen öfter hören.

Weitere Überlegungen gelten der Frage, inwieweit man die Pfingsttage in Oberschwaben nochmals nach Ochsenhausen legen kann. Dies wird weiter zu beraten sein. Die zahlreiche Teilnehmerschaft (140) an unserer Ferienwoche 1974 in Stockach wurde besonders hervorgehoben.

Um Fragen des Städtebaus bemühen sich besonders die Vorstandsmitglieder Prof. VEIL und Herr BRUCKLACHER. Stark sichtbar wurde dieser Einsatz bei einer zweitägigen Veranstaltung in Ravensburg, die unser dortiger Obmann, Dr. WELLER, organisiert hatte (s. u.).

Weitere Sorgen galten der Hochspannungsleitung im Raum Pfullingen, dem Zukauf von Gebiet im Pfrunger Ried und der Schwierigkeit mit unserem Anteil am Tübinger Spitzberg.

Neu in den erweiterten Vorstand berufen und von der Mitgliederversammlung bestätigt wurden: Dr. VOLKER HIMMELEIN (Württ. Landesmuseum Stuttgart) für den ausgeschiedenen Dr. ROLLER, Dr. HANNES WEEBER (Architekt) für den verstorbenen PETER HAAG.

Nachdem die Versammlung den Kassenbericht des Schatzmeisters und den Prüfungsbericht des Kassenprüfers vernommen hatte, wurde dem Vorstand Entlastung zuteil. Anschließend daran wurde die nach drei Jahren fällige Wahl des Vorstands vollzogen. Alle Mitglieder des Engeren Vorstands wurden einstimmig (mit Enthaltung der jeweils Betroffenen) wiedergewählt. Es sind dies: WILLI K. BIRN (Vorsitzender), Dr. WOLFGANG IRTENKAUF und Dr. OSWALD RATHFELDER (1. und 2. stellvertretender Vorsitzender), WILLY LEYGRAF (Schriftführer), Dr. RUDOLF BÜTTERLIN (Schatzmeister), und Prof. Dr. HELMUT DÖLKER sowie Prof. Dr. HELMUT SCHÖN-NAMSGRUBER. Der Vorsitzende bewertete diese Wahl als einen hohen Vertrauensbeweis für das Team-Work an der Spitze des Schwäbischen Heimatbundes.

Nicht zu umgehen war die Neufestlegung des Mitgliedsbeitrags. Hier werden die Gründe ausführlich noch zu nennen sein (siehe Heft 1975/4). Nach lebhafter Diskussion stimmte die Mitgliederversammlung mit starker Mehrheit für eine Festsetzung auf DM 22,-. Dieser neue Beitrag wird erstmals 1976 zugrundegelegt sein.

Über die Veranstaltungen selbst berichtete das »Haller Tagblatt« ausführlich in seinen Ausgaben vom 23. und 24. Juni 1975. Daraus entnehmen wir:

Den Hauptvortrag dieser ersten Versammlung hielt Dr. GERD WUNDER über die Geschichte der ehemaligen Reichsstadt in gewohnt geschliffener Form. Er führte die meist ortsfremden Zuhörer von der keltischen Produktionsstätte, die dem Ort den Namen «Hall» gegeben hat, bis zum Ende der Reichsstadtzeit 1802. Warum Hall den Beinamen «Schwäbisch» führt, erklärte WUNDER mit politischen Ursachen – Zusammenhang mit den schwäbischen Staufern, Zugehörigkeit zur Landvogtei Niederschwaben und endlich Abgrenzung gegen eventuelle würzburgisch-bayerische Ansprüche im Jahre – 1934! Erst seither heißt die Stadt ja offiziell «Schwäbisch Hall».

Dr. WUNDER erläuterte aus intimer Quellenkenntnis den Entstehungsprozeß von der Stauferstadt zur Reichsstadt, der nicht mit dem Kaiserprivileg von 1276 beendet worden sei, sondern mit dem sogenannten Wiener Schiedspruch von 1280: Hall blieb damals nach dem Dreißigjährigen Krieg mit den Schenken von Limpurg selbständig. Wenn also auch die 2500 Jahre alte Stadt ein Festjahr feiern wolle, sei dies nicht 1976, sondern höchstens 1980 möglich.

Hall wurde vom staufischen Dienstadel regiert, von Familien, die als «Münzmeister», «Sulmeister» oder «Schultheißen» fungierten und, vor allem nach dem Untergang der Stauer, hier eigene Innen- und Außenpolitik machten; auch eigene Münzpolitik, indem sie z. B. den Münzwert des staufischen Hellers ständig verringerten und damit gutes Geld verdrängten – als «minderwertige» Münze begann der Haller Heller seinen Siegeszug durch das Reich und die Erblände! Aber nicht über Politik, Verfassung und Verwaltung wollte Dr. WUNDER sprechen, sondern über die Menschen, die hier wohnten. Waren bis ins 14. Jahrhundert hinein die Adelsfamilien allein tonangebend, so erhielten 1340 auch bürgerliche Einwohner ein vom Kaiser verbrieftes Recht, mitzusprechen. Im Kampf um die «Macht im Staat» gewannen die bürgerlichen Gruppen in den Jahren 1510/1512 sogar die Oberhand; sie führten fortan das Regiment in der Reichsstadt. Betrieben die Stadtadeligen vor allem Großhandelsgeschäfte, durch die sie zu Reichtum kamen, so waren auch die Haller Sieder keine armen Leute. Sie waren behäbig wohlhabend, vor allem infolge des genossenschaftlichen Betriebs der hiesigen Saline. In der frühen Neuzeit gehört Hall zu den reichen und zu den größeren Städten. Es gab hier 1100 Haushaltungen – in Reutlingen dagegen 900, in Tübingen 750, in Stuttgart 1250; alle anderen württembergischen Städte hatten weniger als 500 Haushalte! Das Pro-Kopf-Vermögen in Hall lag mit 437 Gulden an der Spitze – es war größer als das in Stuttgart (321 Gulden) oder Reutlingen (223 Gulden). Viele Leute, auch von auswärts, legten bei der Stadt ihre Ersparnisse «mündelsicher» an; die Stadt verwandte solche Bankgelder für Investitionen und zur Wirtschaftsförderung.

Dr. WUNDER streifte weitere Geschichtsepochen der Stadt: die große Bauperiode um 1500, die uns den Neubau, die Kirchentreppe, den Pranger, den Steinernen Steg brachte; die Reformation mit dem behutsam vorgehenden Priester und Prediger JOHANNES BRENZ; den Bauernkrieg, der hier nicht mehr als eine Episode war; die

Schulgeschichte, die so hervorragende Köpfe aufzuweisen hatte, wie den Kanzler der Universität Halle und preußischen Historiographen J. P. LUDEWIG und seinen Bruder, den spanischen Hofbaumeister LUDOVICE, oder den Volkskundler und Nordisten D. F. GRATER. Nach der Okkupation der Stadt durch württembergisches Militär «würgte der dicke König FRIEDRICH das Haller Gymnasium jedoch ab», erst in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts konnte man hier wieder Abitur machen.

Dr. WUNDERS sachkundiger, lebendiger Vortrag wurde mit großem Beifall bedacht.

Oberbürgermeister BINDER empfing am Sonntagmorgen die Vorstandsmitglieder der Vereine und gab ihnen einen kurzen Überblick über die heutige Lage der Altstadt von Hall. Er erklärte, daß er sich als Interessenvertreter der Alt- und Innenstadt betrachte, die wieder begehbar und bewohnbar werden müsse, weil sie die Bedeutung dieser Stadt recht eigentlich verkörpert.

Regierungspräsident a. D. W. BIRN sprach den Dank der Vereine in humorvollen Worten aus und wies auf den guten Namen und Rang der fränkischen Stadt Schwäbisch Hall im Lande hin.

Die Festveranstaltung eröffnete Oberstaatsarchivdirektor Dr. E. GÖNNER namens des Verbandes der Geschichts- und Altertumsvereine. Auch er betonte die Geschichtsmächtigkeit der Stadt Hall. Er führte aus, daß die drei beteiligten Vereine, die den Sinn für Geschichte fördern wollen, heute bereits eine Änderung der bisher ablehnenden Haltung zur Geschichte feststellen könnten, die mit dem Zweifel am Fortschritt aufzukommen beginne. Freilich führe eine Nostalgiemode nicht weiter, denn es habe nie eine «heile Welt» gegeben, auch könne die Geschichte nicht Patentrezepte für die Zukunft liefern, wohl aber Maßstäbe, kritische Skepsis gegen irrealen Vorstellungen, Heilmittel gegen Resignation. Insofern könne die Rückwendung zur menschlichen Geschichte durchaus Grundlagen für die Zukunft geben. Was würde aus unserem Land, wenn seine alten Städte nur noch in Bildbänden zu sehen sein werden! Dr. GÖNNER wünschte auch der Stadt Hall, daß sie ihr faszinierendes Stadtbild in Zukunft zu retten vermöchte.

In seinem temperamentvollen Festvortrag entwickelte Professor Dr. W. CARLE die Geschichte der Haller Salzquelle. Er erinnerte an die wertvollste Sammlung von geschichtlichen Unterlagen, die BÜHLERSche Chronik im Haalarchiv. Anhand geologischer Karten zeigte er, wie unter dem «Haller Sattel» die Salzquelle nahe der Oberfläche entstehen konnte, besser wohl der salzgetränkte Untergrund. Er zeigte, wie die Kelten diese Salzquelle genutzt haben, wie sie bereits das «Gewöhrd» zur Erhöhung des Salzgehalts verwendeten und in zuckerhutähnlichen Formen ihr Salz herstellten. Während bereits ein Salzgehalt von 5 bis 8 Gramm je Liter für siedewürdig gelte, enthalte die Haller Salzquelle 40 bis 50 Gramm im Liter. Natürlich dringt mit zunehmendem Abbau immer wieder Süßwasser ein. So hat der Salzbrunnen im Laufe der Jahrhunderte an die 20 Fassungen erlebt.

Anschaulich stellte Professor CARLE die Technik vor, die im Laufe der Zeiten hier Anwendung fand, etwa das Tret-

rad, das zum Sulenfegen, zur Reinigung des Brunnens von Travertinbrocken und Quellschlamm, benutzt wurde, das Schöpfwerk, die Wasserleitung unter dem Unterwöhrd hindurch. Von besonderer Bedeutung war die Modernisierung der Saline im 18. Jahrhundert, die auf die Untersuchungen und Vorschläge von JOACHIM FRIEDRICH VON BEUST zurückzuführen ist. Die zunehmende Konkurrenz machte eine Verbesserung der Produktion unumgänglich. Gegen den Widerstand der Erbsieder, die am Althergebrachten festhielten, konnte der Rat 1736 eine Gradierdeputation einsetzen und so das erste Gradierwerk mit seinem Weißdorngeflecht einrichten. Es folgten die weiteren Gradierwerke bis zur Berggradierung am Rippberg, so daß der Salzgehalt der Sole bis auf 230 Gramm je Liter gesteigert werden konnte. Dazu kamen immer wieder technische Verbesserungen, wie sie etwa JOHANN GEORG GLENK mit seiner Zirkumvallation entwarf (die dann allerdings von RAUSCH ausgeführt wurde, worauf GLENK enttäuscht die Stadt verließ und im Hohenloheschen ein dankbareres Wirkungsfeld fand). FRIEDRICH VON ALBERTI lenkte die Aufmerksamkeit des neuwürttembergischen Staates dem Steinsalz zu.

Nach den Ansätzen des Kapitalisten THON in Nürnberg (aus Weimar stammend) wurde dann in Wilhelmsglück das erste Steinsalzbergwerk Mitteleuropas eröffnet, dessen Existenz auch, als es technisch veraltet war, durch die Katastrophe von Jagstfeld noch einmal verlängert werden konnte. Die Haller Saline arbeitete mit Wilhelmsglücker Salz noch bis zum 1. April 1924, dann hörte ihre Geschichte auf. Professor CARLE, der verschiedene seiner Arbeiten auch in «Württembergisch Franken» veröffentlicht hat und bei der Planung eines Salz museums beratend mitwirkt, vereint die Sachkenntnis des Geologen mit der Fähigkeit, historische Quellen kritisch zu untersuchen und auf ihre Aussage zur Technik zu befragen. Wir hoffen, aus seiner Feder auch künftig Aufschlüsse zur Geschichte unserer Salzquelle zu gewinnen. Mit seinem Dankwort verband Dr. GÜNNER die Anregung, schriftliche Nachlässe, insbesondere Erinnerungen, Tagebücher oder Briefe, doch nicht zu vernichten, wie dies leider allzuoft geschieht, sondern sie den Archiven oder historischen Vereinen zugänglich zu machen. Sonst wird ein gutes Stück des Geschehens gerade in unserem bewegten Jahrhundert verloren gehen.

Herzog Philipp von Württemberg gestorben

Am 15. April 1975 ist unser Ehrenmitglied Herzog PHILIPP VON WÜRTTEMBERG verstorben. Im Bericht zur Jahreshauptversammlung 1964, die damals in Ravensburg stattfand, hieß es u. a. (siehe diese Zeitschrift, 1964 S. 179): «Zum Schluß ernannte die Mitgliederversammlung mit starker Anteilnahme drei vom Vorstand vorgeschlagene Ehrenmitglieder, Seine Königliche Hoheit Herzog PHILIPP ALBRECHT VON WÜRTTEMBERG, Redakteur JOHANNES SCHMID aus Leutkirch und Hauptkonservator Dr. ALBERT WALZER. Der Vorsitzende verlas die «laudatio» für jeden der Genannten».

Die Laudatio hatte folgenden Wortlaut: «Herzog PHILIPP ALBRECHT VON WÜRTTEMBERG hat sich als Eigentümer eines bedeutenden, ererbten und mit Treue gepflegten, Grund- und Waldbesitzes im Sinne des Naturschutzes und der Landschaftspflege um die Heimat verdient gemacht. An den praktischen Fragen des Heimatschutzes hat er stets lebhaften Anteil genommen. Herzog PHILIPP ALBRECHT unterhält zudem mit großen finanziellen Opfern seinen Besitz an künstlerisch und geschichtlich wertvollen Bauten in denkmalpflegerisch vorbildlicher Weise und trägt dadurch zu seinem Teil wesentlich dazu bei, daß das Bild der Heimat als Geschichts- und Kunstlandschaft erhalten bleibt. Der Schwäbische Heimatbund möchte mit der Ernennung zum Ehrenmitglied

hierfür öffentlich seinen Dank bekunden und erkennt in der Tatsache, daß Herzog PHILIPP ALBRECHT die Ehrenmitgliedschaft mit Freude annahm, eine Bestätigung seines eigenen Schaffens».

Die Tagespresse hat ausführlich des Verstorbenen gedacht. Er, der «für alle Württemberger guten Willens» da sein wollte, gestand einmal: «Wir sind so erzogen worden, daß wir uns im Leben zurechtfinden und helfen, wo wir helfen können».

Im «Schwäbischen Tagblatt» vom 16. April 1975 schrieb WULF REIMER u. a.: «Das Leben des Majors aus dem Ersten Weltkrieg spielte sich nach Beendigung der Jurastudien und einer zuvor in Stuttgart, Potsdam und Kassel verbrachten Jugend vorwiegend im Bereich des ausgedehnten württembergischen Grundbesitzes und der herzoglichen Schlösser in Altshausen, Friedrichshafen, Ludwigsburg, Esslingen und Liebenstein ab. Wenigstens einen Hauch von höfischer Lebensart hatte PHILIPP ins 102-Zimmer-Schloß nach Altshausen aus besseren Stuttgarter Tagen hinüberretten können. So hielt er sich einen Haushofmeister und zwei persönliche Diener. Seine täglichen Mahlzeiten pflegte der Frühaufsteher und passionierte Jäger sich von livrierten Angestellten auftragen zu lassen.

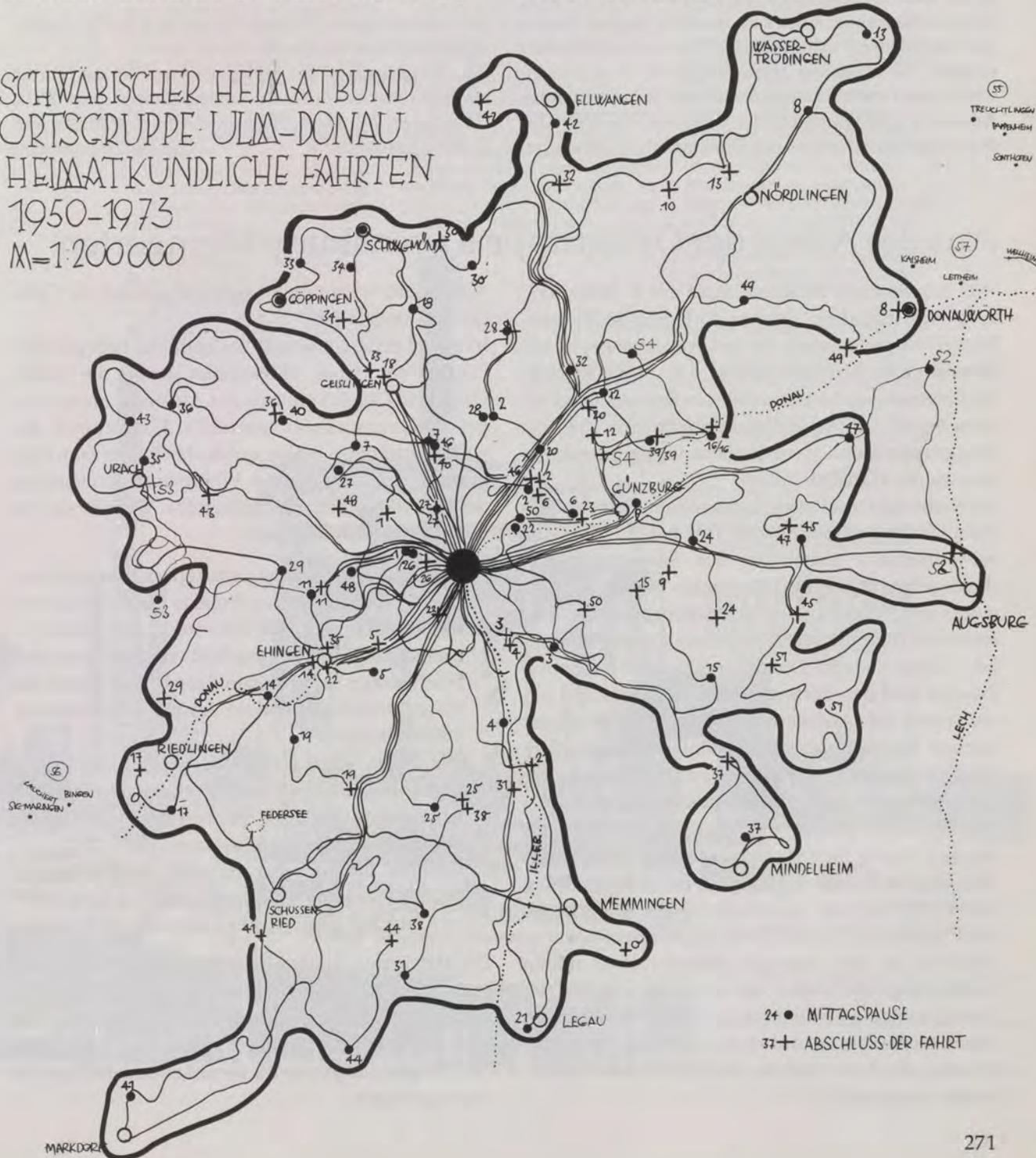
Sprach ihn jemand – und im ländlichen Altshausen mochte das wohl gelegentlich geschehen – mit «Königliche Hoheit» an, so pflegte der Herzog sich diese Anrede nicht zu verbitten. Alles eitle freilich war ihm fremd, und so kümmerte er sich denn auch weit mehr

um die praktische Verwaltung der Württembergischen Hofkammer als um die Beachtung höfischen Protokolls. Zwar gingen nach 1945 rund 1000 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche auf Betreiben der Amerikaner verloren. Trotzdem umfaßt der Besitz heute noch 2800 Hektar, die mit wenigen Ausnahmen verpachtet sind – teilweise schon seit über hundert Jahren an dieselben Familien. 28 Hektar Rebland arrondieren den herzoglichen Besitz.

Der ganze Stolz des Ehrensenators der Universität Tübingen aber waren die ausgedehnten Forsten: Insgesamt 7000 Hektar Wald mit den Forstämtern Bietigheim und Altshausen. Hunderte von Trophäen in den Hallen des Altshausener Schlosses dokumentieren die Jagd-

leidenschaft PHILIPP ALBRECHTS, der noch im Jahr seines achtzigsten Geburtstages auf Gampspirsch ging.» Hinzufügen darf man, daß Herzog PHILIPP von WÜRTTEMBERG sich stark für alle württembergischen Belange, vor allem historischer Art, engagiert hat. Wer einmal das Glück hatte, seine bedeutenden Sammlungen sehen und studieren zu können, der ermaß die Spannweite, die «Königliche Hoheit» umfaßte. Er wurzelte mit allen Fasern in der Vergangenheit unseres, «seines» Landes, das er in vielfacher Hinsicht – mehr als nach außen scheinen mochte – unterstützte. So trug er, um nochmals die Laudatio aufzugreifen, «zu seinem Teil wesentlich dazu bei, daß das Bild der Heimat als Geschichts- und Kunstlandschaft erhalten» bleibt.

SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
ORTSGRUPPE ULM-DONAU
HEIMATKUNDLICHE FAHRTEN
1950-1973
M=1:200 000



Aus der Arbeit der Ortsgruppe Ulm

Nach dem Krieg war beabsichtigt, die Arbeit des Schwäbischen Heimatbundes in den Städten des Landes zu beleben. Die Ortsgruppe Ulm hat damals diesen Gedanken aufgegriffen und seit 1950 ein langfristiges Programm verwirklicht. Das Ziel ist, unsere engere Heimat von Grund auf kennenzulernen. Auf heimatkundlichen Fahrten versuchen wir, ein Gesamtbild zu erhalten. Erdgeschichte, Besiedelung, Geschichte, Kultur und letztlich die heutige Struktur und Gestalt der Landschaft werden lebendig. Erst wenn wir das Wesen und den Geist dieses Lebensraumes erfaßt haben, können wir die Zusammenhänge und Probleme erkennen. Die Fahrten sollen nicht nur gemeinsames Erleben sein, sondern darüber hinaus zum Nachdenken, zum Weiterforschen und zur Mitarbeit anregen. Sie sollen nur Hinweise geben, ohne wissenschaftliche Urteile. Entsprechend der fortschreitenden Änderung und Wandlung der Probleme, die weit über den seitherigen Natur- und Denkmalschutz hinausge-

hen, haben wir die Themenkreise frühzeitig erweitert: Technisierung der Kulturlandschaft, Mißbrauch und Bedrohung des menschlichen Lebensraumes, die Entartung der Städte, die Probleme von Wasser, Boden und Müll. Trotz der Sorgen unserer Tage bleibt ein Lichtblick: Eine reiche Fülle bewundernswerter Schätze bietet immer noch unsere engere Heimat. Es ist nur notwendig, sie zu finden. Solange wir diese Schätze haben, sie schützen und bewahren, brauchen wir die Schönheiten der fernen Welt nicht unbedingt. Wir meinen, daß wir unsere Fahrten und Gespräche noch viele Jahre fortsetzen können.

Die Kartenskizze S. 271 zeigt Verlauf und Ziel der seitherigen, weit über 50 Fahrten.

Eine Arbeitsgruppe von Mitgliedern bereitet die Fahrten vor und führt sie durch: Dr. LUDWIG SCHÄFLE, Dr. PAUL GROSCHOFF, Dr. EMMA PRESSMAR, ALBRECHT RIEBER und LUDWIG ZIMMERMANN. Ludwig Zimmermann

Aus der Arbeit der Ortsgruppe Ravensburg-Weingarten

Wie bereits oben erwähnt, fand am 8. März 1975 eine Arbeitstagung unserer Ortsgruppe Ravensburg-Weingarten statt, die zur Frage des geplanten Baus eines Vollwarenhouses und einer Hochgarage im Sanierungsgebiet Gänsbühl in Ravensburg Stellung nahm. Die Arbeitstagung hatte zum Ziel, der Ortsgruppe fachlich vertretbare Gestaltungskriterien an die Hand zu geben.

Als erstes war das Problem auf seinen kleinstmöglichen Umfang einzugrenzen. Der Bericht über eine sehr intensive Erhebung der Sozialstruktur – durchgeführt von der 12. Klasse eines Gymnasiums und vorgetragen von Studienrat KRONE – informierte über die städtebaulichen Randbedingungen. Danach stellte Oberbaurat ROLFES die Bemühungen und den derzeitigen Planungsbestand seines Amtes dar. Auf dieser Grundlage waren zielgerichtete Fragen an die beiden Referenten möglich. Nach gemeinsamem Mittagessen wurde ein Rundgang durch das Planungsgebiet unternommen. Da die meisten Probleme am Vormittag andiskutiert worden waren, konnte sich jedes der verschiedenen Mitglieder der Arbeitsgruppe gleichermaßen die räumlichen und gestalterischen Konsequenzen des Projekts an Ort und Stelle vorstellen. So war es möglich, in den wenigen Stunden des späten Nachmittags die vielen von einander abhängigen Einzelprobleme abzuklären, in klare Forderungen zusammenzufassen und einer Formulierung zuzuführen, die Prof. VEIL bis zum Ende des Abendessens fertigstellte.

Auf 20 Uhr waren die übrigen Mitglieder der Ortsgruppe eingeladen.

In zwei Lesungen wurde bei zum Teil heftiger Diskussion das Papier überarbeitet, wobei die subtile Orts- und Objektkenntnis der Altbausubstanz einiger Alteingesessener wertvolle Korrekturen bewirkte. Auf diese Weise wurde das Papier zum Programm der Ortsgruppe Weingarten-Ravensburg des Schwäbischen Heimatbundes. Es läßt sich in vier Gruppen aufteilen:

1. Zur strukturellen und gestalterischen städtebaulichen Einbindung des Projekts Gänsbühl ist ein Rahmenplan über die Oberstadt aufzustellen.
2. Das äußere Erscheinungsbild von Kaufhaus und Hochgarage hat in seinen Proportionen und der Materialwahl die Struktur der Altstadtbebauung aufzunehmen.
3. Die Stadt wird aufgefordert, durch erhöhten Personaleinsatz und besondere organisatorische Anstrengungen diese Forderungen gegenüber den Bauträgern durchzusetzen.
4. Darüber hinaus wird auf eine Reihe weiterer städtebaulicher Probleme der Altstadt hingewiesen und auf deren baldige Klärung gedrängt.

Die Mitglieder, die den Schwäbischen Heimatbund im Altstadtbeirat und im Gesprächskreis Gänsbühl vertreten oder als Vertreter anderer Organisationen diesen beratenden Gremien angehören, haben unsere Empfehlungen an die beschließenden Gremien herangetragen.

Vorsorge für die Stromversorgung

250 Millionen DM haben wir 1974 für Anlagen der Stromversorgung investiert – trotz des gegenwärtig abgeschwächten Bedarfszuwachses bei elektrischer Energie. Wir müssen aber damit rechnen, daß der Stromverbrauch wieder stärker zunimmt. Durchschnittlich 7% für die nächsten Jahre nehmen Energiefachleute und Politiker an.

Sicher wird in Zukunft noch mehr Strom gebraucht werden als heute. Aus den verschiedenen Gründen:

- Für den erhofften Konjunkturaufschwung –
- zur Erleichterung der menschlichen Arbeit in Betrieb und Haushalt –
- für neue Anlagen des Umweltschutzes (z. B. Müllverbrennung, Klärwerke) –

- für den Einsatz von mehr Automationsvoraussetzung zur Produktivitätssteigerung, wenn der Lebensstandard für mehr Menschen steigen und die Freizeit länger werden soll –
 - um unabhängiger von Erdöleinführen zu werden.
- Der Bau neuer Versorgungsanlagen dauert nicht zuletzt wegen langwieriger Genehmigungsverfahren mehrere Jahre. Deshalb müssen wir schon heute für den Strombedarf der achtziger Jahre planen.

In Neckarwestheim wird Ende 1975 der erste Block des Gemeinschaftskernkraftwerks Neckar fertiggestellt. Ein zweiter Block ist geplant und in Auftrag gegeben. Bis zum Baubeginn 1977 werden ausreichende Betriebserfahrungen von Block 1 vorliegen. In Altbach entsteht zur Zeit eine weitere Gasturbinenanlage für den Spitzenlastbetrieb. Um den erwarteten Mehrbedarf an elektrischer Energie jederzeit sicher bereitstellen zu können, bauen wir auch stetig unser Hochspannungsnetz aus. Für 1975 haben wir Investitionen in Höhe von 170 Millionen DM vorgesehen.

Die Hauptversammlung unserer Gesellschaft hat am 27. Juni 1975 die Ausschüttung einer Dividende von 7,50 DM je 50-DM-Aktie beschlossen. Damit erhalten unsere überwiegend kommunalen Aktionäre – die Gemeinden unseres Versorgungsgebiets – den gesamten Jahresüberschuß 1974, der wegen der enormen Kostenerhöhungen wesentlich geringer als im Vorjahr war. Die Stärkung der Rücklagen war nicht mehr möglich.

Bilanz sowie Gewinn- und Verlustrechnung 1974 werden im Bundesanzeiger veröffentlicht.

NECKARWERKE

Elektrizitätsversorgungs-AG
Esslingen am Neckar

Kupon

Bitte einsenden an Neckarwerke, 73 Esslingen, Postfach 330

Ich wünsche einen Geschäftsbericht 1974.

Name _____

Wohnort _____

Straße _____



Baustelle der neuen Gasturbinenanlage für Spitzenlastbetrieb in Altbach.

Was schreiben die anderen...

In Heft 1975/1 der «Schwäbischen Heimat» haben wir – wieder einmal nach längerer Zeit – eine Stellungnahme zum Thema «Heimat heute» abgedruckt. Immer wieder schlägt dem aufmerksamen Leser in Zeitschriften und Zeitungen das Problem entgegen, einmal direkter, das andere Mal verschleierter. Im folgenden geben wir HERMANN KORNACHER, einem erfolgreichen Bergschriftsteller, das Wort, der in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 25. April 1975 dieses Thema unter bezug auf einen Besuch in seiner Allgäuer Heimat reflektiert.

Gipfelstunde auf dem Mont-Pelvoux! Es ist wie in einem Traum. Weite, unendliche Ferne rings um uns. Glanz, überall Glanz. Bergketten, eine hinter der anderen. Schneefelder blinken . . . Noch sitzen wir unter dem mächtigen Gipfelkreuz, genießen den Augenblick, eh vor uns die endlose Pein des endlosen Abstiegs ankommt. Wir fühlen uns losgelöst von aller Erdschwere, Vaganten der Berge: heute da, morgen dort, wo sie am schönsten sind. Heimatlos und doch überall zu Hause.

Heimatlos? – Mich überfällt ein nie gekanntes Heimweh. Wo bin ich eigentlich daheim? Vergangen die Jahre, vergessen die Berge der Heimat. Das Allgäu? – Ach ja, die gute alte Mädelegabel! Trettach und Krottenkopf, Höfats und Höllhörner. Die unruhige Nacht auf dem Wildenfeldhüttchen, das Hochgewitter in der Kratzer-Nordwand, der Seilriß über der Trettachscharte. Und das Mädchen mit den bunten Tupfen im blauen Rock: Wengenkopf, Falkensattel, Einstein . . . Da meinen manche, es sei die Heimat, die uns da aus der Ferne zieht und zerrt. Und es ist doch bloß unsere Jugend, die dort zurückgeblieben ist. Heimweh – Suche nach der verlorenen Zeit.

Es wird Zeit, abzusteigen, weiterzuwandern. Wohin? Ich kann nicht anders, ich muß wieder einmal am Rappensee sitzen! Abends, wenn hinter dem Widderstein die Sonne untergeht. Ich muß einmal wieder zur Trettach hinaufklettern, allein, den Nordostgrat hinauf, den Nordwestgrat hinunter. Ich will mich nachts durch den Sperrbachtobel tasten, wenn von links die Wasser herunterplätschern.

Ein Herbst zieht ins Land und ein Winter. Ostern auf der Wildspitze: Da, weit im Norden, die Berge der Heimat! Das muß sie sein, die Mädelegabel und die Hochfrottspitze, auch von Süden gesehen ein unverkennbares Gipfelpaar.

Eines Tages ist es so weit. Die Mutter hat geschrieben, daß der Grünten schon ganz aper sei, kein Schnee mehr am Geishorn. Und noch am selben Abend stehe ich vor der Tür und drücke den Klingelknopf. Am andern Morgen, sehr früh, fahre ich los. Wie oft bin ich mit dem Rad diese Strecke gefahren, bergauf, bergab, den schweren Rucksack auf dem wackligen Gepäckträger, den ewigen, immer hemmenden Westwind in den glitzernden Spei-

chen. In Oberstdorf, gleich hinter der Loretto-Kapelle, lasse ich das Auto stehen und stiefle los. Am Griesgrundkopf droben schlägt die Sonne an.

Beim Schlagbaum bleibe ich ein Weilchen stehen. Dann schlüpfte ich unten durch. Er wird für mich zum Eingangstor in den verlorengelaubten Park der Jugend. Spielmannsau – Birgsau! Ich bleibe rechts.

An der Rappenseehütte droben herrscht milder Betrieb. Ein Riesenhaus – und doch so klein gegen die Größenverhältnisse, wie sie sich in der Erinnerung festgehackt haben. Irgend etwas ist geschrumpft, irgend etwas ist größer geworden.

Eine knappe Stunde später bin ich droben auf dem Linkerskopf, der Weg über den schrofigen Westgrat schien mir der kürzeste, schönste, am wenigsten mühsame. Ein Blick in die Runde: Es ist noch alles da! Genauso wie früher steht drüben über dem Bacherloch das Dreigestirn Hochfrottspitze/Mädelegabel/Trettach. Hinter dem Rotgundkopf schaut das Hohe Licht herüber. Aber der Platz, wo einst das Wilde Männle stand, ist leer. Ich klettere hinüber zur Rotgundspitze und steige zur Steinscharte ab. Und dann der Weg hinunter zur Hütte. Der war doch früher viel länger und vor allem steiler! Der massige Bau der Rappenseehütte mit dem neuen, klotzigen Anbau rechts hinaus, er mutet mich fremd an. Vertraut ist nur die weichgeschwungene Silhouette vom Hochrappenkopf zum Rappenköpfle.

Am frühen Abend sitze ich vor der Hütte, droben am Seebühl, und schaue ins Land hinaus, hinüber zum Widderstein, hinüber zu den bizarr geformten Schafalpköpfen. Zacken für Zacken, Scharte um Scharte nehme ich wieder Besitz davon, wo mir das alles doch schon einmal gehört hatte: vom Geißhorn bis zum Griesgundkopf und bis hinaus zum Himmelschrofen. Und doch, irgend etwas ist anders geworden!

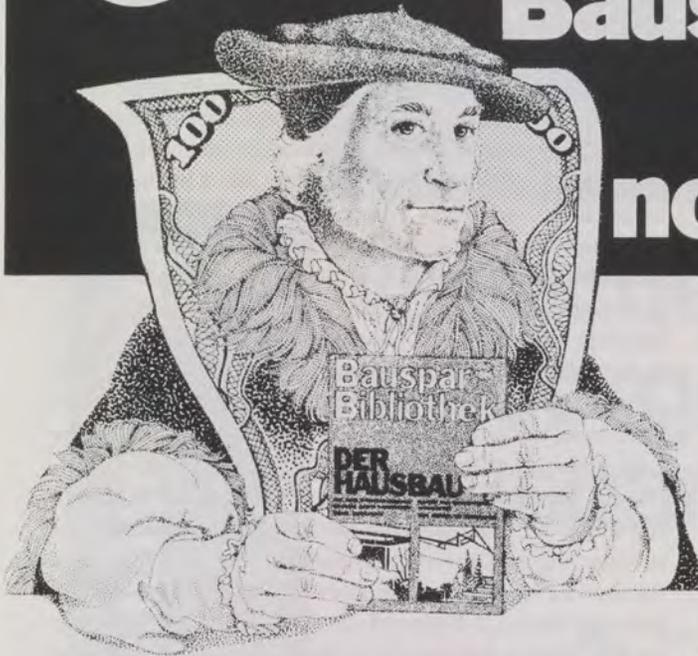
Am andern Tag versuche ich es mit dem Biberkopf. Rasch bin ich droben am Beginn des Nordostgrates. Die Kletterei hinüber zum Gratkopf und hinunter in die Scharte ist nicht schwer. Wozu wir damals lange Viertelstunden brauchten, das gelingt jetzt im Handumdrehen. Größenverhältnisse, Zeitmaßstäbe, Schwierigkeiten – sie können sich doch nicht verändert haben. Oder habe ich mich so sehr verändert in all den Jahren, die ich nicht mehr in den heimatlichen Bergen war?

Allerdings, der kleine Überhang vor dem Ausstieg zum Grat macht mir schon sehr zu schaffen. Ich bin allein. Weit kann ich ja nicht fallen. Aber das reicht. Wär' ich doch den Normalweg gegangen! Schmarr'n, ich bin ja schon droben. Und da ist das Gipfelkreuz.

Auf dem Abstieg zur Hütte zurück und weiter über die Böden der Linkersalpe, der Petersalpe bis hinunter nach Einödsbach – immer wieder habe ich das unbehagliche Gefühl des Unabänderlichen, des Verlierens, des Unwiederbringlichen; es ist alles anders geworden. Obwohl doch die Viehgatter an derselben Stelle wie früher dem



Wir machen unseren Bausparern das Bausparen noch leichter.



Unsere Leistungen für Sie:
1. Die Baufinanzierung aus einer Hand. Zusammen mit den Sparkassen können wir besonders vorteilhafte und problemlose Finanzierungsmöglichkeiten bieten.

2. Wenn Sie schnell Baugeld brauchen, können wir es Ihnen schnell beschaffen. Auch wenn Sie zur Zeit noch keinen Bausparvertrag bei uns haben.

Neu

3. Bauspardarlehen bis 25000 DM jetzt auch ohne dingliche Sicherheit.

4. Mit unserer Bauspar-Bibliothek bieten wir Ihnen fach- und sachgerechte Information. Rund ums Bauen, Kaufen, Modernisieren, Entschulden. Die Bauspar-Bibliothek gibt's nur bei uns.

5. Wir können Ihnen unsere Hilfe auch bei der Suche nach einem geeigneten Bau- oder Kaufobjekt anbieten.

6. Wenn es um die funktionelle Einrichtung ihrer Wohnung geht, können sich unsere Bausparer kostenlos bei uns beraten lassen.

7. Vor allem sind wir immer in Ihrer Nähe. Mit dem dichtesten Beratungsstellen-Netz in Württemberg. Mit der Beratung bei allen Sparkassen. Durch unsere vielen Bausparberater. Mit denen Sie einen Hausbesuch vereinbaren können. Die Adresse finden Sie im Telefonbuch.

Wir geben Ihrer Zukunft
ein Zuhause.

Öffentliche 
Bausparkasse
Bausparkasse der Sparkassen.

Wanderer Durchlaß gewähren, obwohl man noch immer an derselben Stelle aufpassen muß, daß man den Weg nicht verliert, obwohl noch immer der Bach aus dem Bacherloch unter dem Steg durchrauscht. Aber auch er ist kleiner geworden, schwächer.

Nachdenklich mache ich mich auf den Heimweg, von Einödsbach nach Birgsau hinunter marschiere ich das Tal hinaus. Und wieder kommt noch weit vor der Schranke der lange Zaun links und rechts der Straße. Und während ich daran entlanggehe, wird er mir zum Symbol für die geheimnisvolle Mauer, die den Park der Kindheit umschließt, das Gefilde der Seligen, der unbeschwerten Jugend.

Was aber ist von diesem Park geblieben, wo man doch als Mann unter ganz anderen Gesetzen leben muß? Kommt man dann wirklich einmal in die Heimat zurück und wandert an diesem Zaun entlang in einer Stimmung, die gemischt ist aus Wiedersehensfreude und Traurigkeit, dann ist es doch das Verwundern darüber, daß solch begrenztem Raum einmal die Unendlichkeit der stürmischen Jugend beschlossen lag, eine unbegrenzte Unendlichkeit, die nun für immer verloren ist. Es reicht nicht aus, von weit her, aus anderen Welten kommend, einfach diesen Park wieder zu betreten. Durch ein Tor, ein Gatter, eine rot-weiß gestrichene Schranke. Man müßte zuvor erst wieder der unbekümmerte Bub werden, um in das alte Spiel zurückzufinden. Was bleibt, ist einzig und allein der wundersame Weg der Erinnerung, der uns immer dann in die Gefilde der Jugend, in die Berge der Heimat führt, wenn wir fern sind. Und fern von ihrem silbernen Leuchten.

Von einer ganz anderen Seite aus betrachtet HERMANN BAUMHAUER das Thema. Er nimmt Schwäbisch Gmünd als Beispiel. «Heimat – oder nur Sachkundebereich» lautet seine Fragestellung, die wir der immer interessanten Zeitschrift «ostalb/einhorn» entnehmen.

Zeit der Frühjahrsausflüge, Zeit der Schulabschlüsse. Während die Wanderschuhe sich ein Stück Heimat «erobieren», läßt sie ein neuer Schub von «Abwanderern» hinter sich. Was wird diesen jungen Leuten in ein paar Jahren die Heimat noch bedeuten können? Die besorgte Frage steht alljährlich in mancher elterlichen Haustür. «Die Jugend ist in der Liebe zu Volk und Heimat zu erziehen», besagt Artikel 12 unserer Landesverfassung. Der fromme Wunsch packt zwei Begriffe zusammen, die «progressiven» Junglehrern ein Graus und emanzipationswütigen Gymnasiasten ein konservativer Greuel sind und zu allem hin nach Wehrdienst und Fahne riechen. Was tun? Man radierte in den Schulbüchern; an die Stelle der Heimatkunde trat die Sachkunde. Im Vexierspiegel aktueller Schlagworte, die sich für den mobilen, austauschbaren Menschen einer offenen Leistungsgesellschaft engagieren, nahm sich Heimatliebe schließlich aus wie reaktionäre Provinztümelei.

Was ist Heimat? Seit den Kynikern der Antike streiten sich die Leute, ob darunter ein behausender räumlich-

zeitlich eingegrenzter «Fleck Erde» oder ein geistig-soziales Kontaktfeld gleichgesinnter Gruppen zu verstehen sei. Als ob – im Ziel – das eine das andere ausschliesse! Als ob Gmünd aufhörte, Heimat sein zu können, wenn eine weltoffene pluralistische Kommunikation sich zwischen den Monumenten und den Traditionen seiner Stadtgeschichte einrichtete!

Heimat heute – das ist zunächst einmal das Angebot eines angeborenen oder zuteil gewordenen Lebensraums, aus der Fülle seiner Merkmale und Bezüge persönliches Erlebnis- und Erfahrungsgut zu machen; ein Angebot, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Das Geschenk solcher Aneignung kann sich auf äußeres Behagen beschränken. Oder es kann «Liebe zur Heimat» sein, wie jener Verfassungsartikel sie als Erziehungsziel wünscht. Liebe aber begnügt sich nicht mit Glücksempfindungen des Besitzens. Sie ist Antrieb zu einem sinnerfüllten Menschsein auf eben jenem Fleck Erde, auf dem die einen die andern brauchen, um sich daheim zu fühlen. Heimatliebe ohne Engagement ist Phrasendrusch.

Heimat ist Angebot, nicht Erbe, nicht Besitz. Für Blinde hat selbst die schönste Insel keinen Stern, Erbpächter eines stachligen Konservativismus trocknen sie aus, und für wen sie nur einen sozio-ökonomischen Sach- und Informationsbereich bedeutet, der verkennt die komplexen sozialen, menschlichen und öffentlichen Bedingungen, durch die ein brauchbarer (und verbrauchbarer!) Fleck Erde erst zur Heimat wird. Ein Zuhause brauchen wir alle. Es lebenswert zu erhalten macht jeder Generation neue Mühe. Ohne Liebe wird dabei keine auskommen.

Manche Schlagworte verwehen wie der Rauch im Wind. Doch dem «Jahr der Frau» und dem «Jahr der Denkmalpflege» sollte man, nicht nur auf dem Papier, Beachtung zollen. Letzteres war der Anlaß zu einer europäischen Tagung für Denkmalpfleger, über die OTTO F. BEER in der «Süddeutschen Zeitung» (vom 5. Mai 1975) interessante Eindrücke mitbrachte. Daraus zitieren wir u. a.:

Das Stichwort «A future for the past» wurde vier Tage lang ausgiebig in alle Weltsprachen übertragen. Denn Europas Denkmalschützer, die früher gewöhnt waren, sich in Metropolen wie Edinburgh oder Bologna zu treffen, hatten im Jahr des Denkmalschutzes ihr Symposium in zwei kleine österreichische Städte verlegt. In der Wachtaustadt Krems und in Rust am Neusiedler See wird nämlich seit Jahren gezeigt, wie man alte Stadtkerne nicht nur rettet, sondern auch mit frischem Leben erfüllt. Und so trafen sich hier nun Europas Kunsthistoriker, Städteplaner, Soziologen und Architekten.

Daß man die «Zukunft für die Vergangenheit» gerade in zwei Städten mit legendär gutem Wein erörterte, tat dem Unternehmen keinen Abbruch. Krems, vom Europarat zur «Modellstadt» ernannt, führt 51 Prozent seines Hausbestandes auf das 12. bis 18. Jahrhundert zurück. Eine malerische Stadt in einer malerischen Umgebung – das haben die Touristen schon vor den Denkmalpflegern entdeckt. Einige aufsehenerregende Kunstausstellungen

ALLGEMEINE RENTENANSTALT

ALLGEMEINE RENTENANSTALT LEBENS- UND RENTENVERSICHERUNGS-AG, STUTTGART

Württembergische

WÜRTEMBERGISCHE FEUERVERSICHERUNG AKTIENGESELLSCHAFT IN STUTTGART

versichern vorsorgen bausparen



Zuverlässig und solide,
fortschrittlich und leistungsstark –
so präsentieren sich Ihnen
vier große Gesellschaften;
sie werben um Ihr Vertrauen
und bieten Ihnen die Erfahrung
und das Wissen ihrer nahezu
8000 hauptberuflichen Mitarbeiter
im Innen- und Außendienst.

WÜRTEMBERGISCHE RECHTSSCHUTZVERSICHERUNG AKTIENGESELLSCHAFT, STUTTGART

Württembergische

LEONBERGER BAUSPARKASSE AKTIENGESELLSCHAFT, LEONBERG BEI STUTTGART

Leonberger BAUSPARKASSE



Württembergische
Feuerversicherung AG in Stuttgart
seit 1828
7 Stuttgart 1, Johannesstraße 1-7
Postfach 60, F (07 11) 662-1



Allgemeine Rentenanstalt
Lebens- und Rentenversicherungs-AG
gegr. 1833
7 Stuttgart 1, Tübinger Straße 28
Postfach 100, F (07 11) 6663-1



Württembergische
Rechtsschutzversicherung AG
gegr. 1971
7 Stuttgart 1, Johannesstraße 1-7
Postfach 60, F (07 11) 662-1



Leonberger Bausparkasse AG
gegr. 1929
7250 Leonberg, Lindenstraße 21
Postfach 18, F (071 52) 20 11

haben in den letzten Sommern viele Autofahrer bewogen, hierher zu kommen. Sie haben dann nicht nur die Weinberge und alten Burgen am Strom bewundert, sondern auch die Geschicklichkeit, mit der hier ein vormals arg ramponierter Bestand von Häusern zu neuem Glanz erweckt worden war. Eigentlich geht es um die Doppelstadt Krems-Stein.

Das Städtchen Stein ist ohne Zweifel der ärmere Bruder geblieben, weil es sich ziemlich eng zwischen den Donauström und die Weinberge hineinpressen muß. Im Zentrum ein üppiges Barockhaus: Hier wurde jener berühmte Ritter von Köchel geboren, von dem die meisten Musikfreunde nicht mehr wissen, als daß er das Verzeichnis der Mozartwerke geschaffen hat. So pittoresk die alten Arkadenhöfe und die harmonischen Barockplätze sein mögen: Stein bleibt ein Sorgenkind. Im letzten Jahrzehnt ist die Bevölkerung von 2006 auf 1472 zurückgegangen, vorwiegend ältere Leute. Denn für Gewerbe oder Industrie ist hier wenig Raum geblieben, selbst wenn man aus verfallenen Höfen nun wahre Schmuckstücke gemacht hat. Die zeitweilig verrotteten Gebäude wurden «entkernt», das heißt all ihrer Zubauten, Hütten und anderen Gerümpels entledigt. Aber Kunsthistoriker und Stadtverwaltung sind hier sehr oft konträrer Meinung, und so prangt dann mitunter inmitten eines Renaissance-Arkadenhofes ein moderner Wohntrakt im pursten Sozialbarock, vor dem die Symposiumsgäste schamvoll den Blick senkten.

Wahrhaft beispielgebend konnte man die Aufgabe, in Häusern von gestern die Wohnungen von morgen zu errichten, drei Kilometer weiter, in Krems, lösen, und von diesem großzügigen Ensembleschutz einer alles andere denn reichen Stadt ließ sich tatsächlich viel lernen. Arbeitsplätze in der Industrie und in den Hochburgen des Wachauer Weinhandels gibt es draußen am Stadtrand. Im Kern von Krems findet man eher Spuren eines Reichtums vergangener Jahrhunderte – nunmehr prächtig aufpoliert. Im Mittelalter kontrollierte Krems den Donauhandel, hob reichlich Maut ein, sorgte für Güterumschlag. Dieser Wohlstand war im 19. Jahrhundert fast über Nacht dahin, als ein gutes Stück weiter südlich die neue Westbahn zum bevorzugten Transportweg wurde. Wahrscheinlich ist es nur diesem Niedergang zu verdanken, daß man die alten Bürgerhäuser nicht durch neue ersetzte, sondern vorerst einmal verrotten ließ.

Erst seit zwei Jahrzehnten wurde dies ein Exerzierfeld der Denkmalpflege. Stadt, Land und Bund haben viel Geld investiert, um daraus ein Schmuckkästchen zu machen. Dabei stand die «Revitalisierung» immer oben an. 158 Gebäude wurden wiederhergestellt. Es wurden billige Kredite gewährt, und in einer ortsansässigen Baugenossenschaft gaben Kunsthistoriker und Architekten den Kremsern fachmännischen Rat. Die Erfolgsstatistik rechnete den Symposionsteilnehmern vor, wie in einem der alten Häuser statt der sechs Personen von einst nun deren 20 hausen, in einem anderen statt 11 nunmehr 22. Hier wurden nicht nur Baumonumente restauriert, sondern es zog auch – mit Handwerkerstuben, mit Cafés in alten Arkadenhöfen oder schmucken alten Hotels – neues Leben

ein. Als aber eine Symposionsteilnehmerin beim Einkauf in einem Laden ins Plaudern kam, fragte man sie, ob es denn war sei, daß dieser riesige Kongreß gar nicht über Denkmäler diskutiere, sondern bloß über alte Häuser . . . Die großen Prunkstücke der Wiederbelebung von Krems haben zwar das meiste Geld verschlungen; aber den Kunsthistorikern wurde weitgehend freie Hand gelassen. Das herrliche Dominikanerkloster war zwei Jahrhunderte lang Getreidedepot, Kino und sogar Feuerwehrgarage gewesen. Hier konnte man nach Herzenslust Putz von den Wänden schlagen und eine herrliche gotische Hallenkirche freilegen, die heute als Museumsraum dient. Die aufsehenerregenden Ausstellungen donauländischer Romanik und Gotik haben in den letzten Sommern viele fremde Gäste angezogen. In dem völlig vermauerten Klosterhof entdeckten die Kunsthistoriker die Bausubstanz eines frühgotischen Kreuzgangs, von dessen Existenz niemand mehr wußte. Heute ist er ein Baujuwel von Krems. Und auf dem höchsten Punkt der Altstadt stand die Burg des Stadtrichters Gozzo von 1270, auch sie verwahrlost. Als man die spätere Überbauung herunterklopfte, trat ein ganzer Palazzo in frühitalienischer Gotik zutage, wie er nördlich der Alpen nicht seinesgleichen hat.

Am letzten Tag des Symposiums begab sich die stattliche Flottille von Autobussen ins Burgenland, denn dort gibt es die zauberhafte alte Stadt Rust in neuem Glanz zu sehen.

Unter dem Titel «Die Heimatliteratur und der Buchhandel» gibt KARL GUTZMER im «Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel» vom 22. April 1975 interessante Einblicke in die Schwierigkeit des Vertriebs und Bezug dessen, was man früher Heimat-, heute jedoch Regionalliteratur nennt («Mit dem Wort «Heimat» ist in wilhelminischer Zeit und mehr noch im Dritten Reich ein solcher Mißbrauch getrieben worden, daß es kaum noch wertfrei benutzt werden kann»). Wir weisen ja hier im Rahmen unserer Buchbesprechungen und -hinweise auf solche Publikationen hin und dürfen deshalb nachstehend unseren Lesern, die sicher im einen oder anderen Fall auch Buchkäufer sind, folgende Auszüge aus diesem Aufsatz, der auch das Problem der «Heimatkunde» im Unterricht aufgreift, bringen:

Wenn eine Gemeinde oder ein Heimatverein Festschriften, Bücher oder Schriftenreihen publiziert und dafür erhebliche Kosten aufwendet, dann sollte auch die geringe Mühe nicht gescheut werden, das Pflichtexemplar sofort bei Erscheinen an die Deutsche Bibliothek in Frankfurt a. M. sowie an die gemäß Landespressegesetz für das Pflichtexemplar zuständige Bibliothek zu schicken. Der Wunsch nach zuverlässigen und regelmäßig erscheinenden Regionalbibliographien sollte künftig nicht mehr verstummen. Angesichts der beachtlichen Büchermengen, die bei den Pflichtexemplar-Stellen eingehen, ist es zu bedauern, daß dieses Material nicht schneller bibliographisch zugänglich gemacht wird.

Ich hätte nicht gedacht, daß ich meine Waschmaschine bei der Sparkasse bekomme



»Wissen Sie, das war so. Eines Morgens macht es knacks – und meine Waschmaschine ist hin. Kein Programm tat's mehr. Reparieren lohnte nicht. Also: eine neue. Ich brauch doch die Maschine – bei meinen drei Männern! Aber das viele Geld?
»Vielleicht probierst du's mal bei der Sparkasse«, sagt mein Mann. Oh Gott, denke ich, die kennen mich doch alle, da haben wir doch unser Konto. Und dann hab ich trotzdem gefragt. Denken Sie, unser Waschmaschinen-Kredit war eine Sache von Minuten. Wirklich nett, die Leute von der Sparkasse. Mein Mann hat nachgerechnet, billiger hätten wir das Geld kaum gekriegt.«

Meine Meinung: Wenn's um Kredit geht, erst recht zur Sparkasse.

wenn's um Geld geht

Sparkasse



DIE MARIENSTRASSE 3 IN STUTTGART: 6 ETAGEN KUNST UND BUCH ERWARTEN SIE.

Vielleicht wissen Sie noch gar nicht, wie sehr wir uns zu Ihrem und unserem Vorteil verändert haben.

Sechs völlig umgebaute Etagen mit Kunst und Büchern erwarten Sie.

Im 1. UG und im EG Bücher von Steinkopf in Hülle und Fülle. Vom Taschenbuch bis zum dicken Wälzer.

Im EG Kunstkarten und Mineralien von Schaller. In einer Auswahl und Qualität, die's nicht an jeder Ecke gibt.

Im 1. OG Kunsthandwerk von Schaller. Gold und Silber, Leder und Keramik aus bedeutenden Werkstätten. Wer Masse sucht, kommt zu kurz,

wer Niveau sucht, auf seine Kosten.

Im 2. OG Einrahmungen von Schaller. Schöne Rahmen in hunderterlei Ausführungen. Für jedes Bild und jeden Geschmack. Dazu eine große Auswahl guter Drucke.

Im 3. OG Gemälde und Grafik bei Schaller. Vom jungen Nachwuchskünstler bis zum alten Meister.

Im 4. OG das Steinkopf-Antiquariat. Mit tausenden alter Bücher eine Fundgrube für Kenner. Und, und, und...

Schauen Sie einfach mal herein. Wir haben extra einen Aufzug für Sie einbauen lassen.

**SCHALLER UND STEINKOPF
KUNST & BUCH**

Zu den genannten Schwierigkeiten kommt eine weitere: die meisten wissenschaftlichen Veröffentlichungen zur Landeskunde erscheinen in geringen Auflagen, oft nur ermöglicht durch Druckbeihilfen oder Darlehen aus öffentlichen Mitteln. Sie gelangen daher zwangsläufig durchweg mit einem so geringen Rabatt in den Buchhandel, daß der Vertrieb die Unkosten nicht deckt. Es handelt sich zudem oft um Kleinschrifttum, bei dem sich die Kosten für Besorgung oder Lagerhaltung anteilmäßig stärker belastend auswirken, zumal die Barsortimente derartige Bücher nicht führen und der Bezug nur direkt möglich ist. Aufs Ganze gesehen wird die Regionalliteratur dem Sortimenter auch dann kaum einen materiellen Gewinn einbringen, wenn er auf Grund seines besonderen Engagements und seiner überdurchschnittlichen Fachkenntnisse größere Mengen davon absetzt.

Wirtschaftliche Gründe setzen also in der Hauptsache dem Sortimenter bei seinem Einsatz für das Regionalschrifttum enge Grenzen. Sein Engagement erfolgt natürlich auch im Hinblick auf sein «Firmen-Image». Hier aber ist zu fragen, ob ein «Image», das durch den Einsatz für landschaftliches Schrifttum geprägt ist, sich heutzutage überhaupt positiv auswirkt. Regionalschrifttum präsentiert sich überwiegend konservativ und traditionsgebunden. Traditionsverbundenheit ist heute, besonders in Kreisen der jüngeren Generation, einem Argwohn ausgesetzt, der in diesem Maße früher nicht bestand.

Dieses Argument gegen eine Aktivität für die Regionalliteratur sollte nicht übersehen werden. Die erwähnten Vorbehalte erschweren dem Buchhändler sein landeskundliches Engagement ohnehin noch in anderer Hinsicht: Er ist ja auch selbst der vielbeschworenen Mobilität unterworfen, vor allem aber seine Gehilfinnen und Gehilfen. Der junge Buchhändler, der im Zuge seines beruflichen Werdegangs aus Kassel oder Lübeck nach München gelangt, mag es durchaus als unzumutbaren Ballast betrachten, wenn er sich zu allem anderen Fachwissen auch noch das reiche Angebot an Bavarica und Monacensia einprägen soll.

Der Makel der Rückständigkeit, den man so leicht mit dem Begriff «Heimatliteratur» verbindet, ist aber keineswegs unvermeidlich.

Es ist nicht einzusehen, warum landschaftsbezogenes Schrifttum sich so oft «handgestrickt» darbietet, mit langweiligen Umschlägen, antiquierter Typographie und Texten, die manchmal mehr Heimatliebe und Fleiß als Genie erkennen lassen. Solange sich Regionalliteratur nicht von verzopfter Heimattümelei und provinzieller Enge befreit, kann sie ihrer Aufgabe in der Gegenwart nicht gerecht werden. Die Bemühungen der letzten Jahre, eine lebenswerte Umwelt zu schaffen und zu erhalten, haben dazu geführt, daß immer weitere Kreise Interesse an den Problemen ihres Lebensraumes gewinnen. Seit die Heimatvereine Fragen der Stadtplanung und -sanierung, des Umweltschutzes und der Naturpflege in

ihr Arbeitsprogramm einbeziehen, steigen ihre Mitgliederzahlen. Der Buchhandel kann an dieser Bewegung nicht nur partizipieren, er kann sie sogar fördern.

Was also ist zu tun? Ist eine Neuorientierung in dem Sinne möglich, daß zunächst einmal die Beschäftigung mit Geschichte und Kultur des Lebensraumes nicht mehr als rückständig angesehen wird? Wer kann eine solche Erziehungsarbeit leisten? Die Lehrer? Sie sind denselben Gesetzen der Fluktuation unterworfen wie alle übrigen Bevölkerungskreise. Das heißt aber nicht, daß ein Lehrer, der aus Flensburg oder Straubing ins Rheinland kommt, nicht einen vorzüglichen Heimatkunde-Unterricht erteilen könnte. Das persönliche Interesse und Engagement sind entscheidend, nicht Geburtsort oder Seßhaftigkeit. Notwendig ist es aber auch, daß der Lehrer in seiner Schulbibliothek Informationsmaterial findet, das ihn in die Lage versetzt, sich nicht nur das notwendige Sachwissen anzueignen, sondern auch seinen Stoff mit viel Anekdoten, mit Proben aus Sage und Literatur lebendig zu machen, daß der Unterricht von der Pflichtübung zur Freude wird.

Die Richtlinien und Lehrpläne für den Unterricht lassen leider auch viele Wünsche offen. Für den Grundschulunterricht gibt es zwar sorgfältig ausgearbeitete Stoffpläne, jedoch nur für den Sachkundeunterricht im Fach Erdkunde. Der heimat- und landeskundliche Unterricht ist jedoch fächerübergreifend und sollte die Gebiete Geschichte, Deutsch und Kunst einbeziehen. In der Grundschule ist ein fächerübergreifender Unterricht noch am leichtesten zu bewerkstelligen – vorausgesetzt, die Lehrperson ist interessiert und verfügt über die notwendigen Kenntnisse. Schwieriger ist der interdisziplinäre Unterricht an den weiterführenden Schulen. In den Richtlinien für die Haupt-, Real- und Höheren Schulen fehlen die landeskundlichen Fächer ganz.

Die Schwierigkeiten, heimatkundliche Kenntnisse zeitgerecht im Schulunterricht zu vermitteln, haben ihren Grund nicht nur in dem allgemeinen Unbehagen gegenüber dem Begriff «Heimat», sie sind vor allem Resultat der grundlegenden Veränderungen in der Lehrerbildung. Heimatkunde und landschaftliche Verwurzelung waren ehemals zentrale Themen der Lehrerbildung, und die landes- und volkskundliche Forschung empfing wiederum aus der Lehrerschaft wesentliche Impulse. Das Sozialprestige der Lehrer hat sich gewandelt, die wissenschaftlichen Ansprüche in den einzelnen Disziplinen sind höher geworden, und die landschaftlichen Bindungen haben sich gelockert.

Es geht dabei sicher um mehr als um das Problem, die Verbreitung des landschaftlichen Schrifttums zu verbessern und dem Buchhandel zu einem höheren Umsatz mit Regionalliteratur zu verhelfen. Weil alle besser leben wollen, sollte den Menschen ihr natürlicher und historischer Lebensraum unter den Bedingungen der Gegenwart vertraut gemacht werden, ohne daß damit einer Illusion von einer «heilen Welt» nachgejagt wird.

Stadt- und Landkreis Heilbronn

560 Seiten mit 7 Farbtafeln und 144
Bildtafeln. Leinen mit vierfarbigem
Schutzumschlag. DM 36,-

Ein zusammenfassendes Buch über Stadt-
und Landkreis Heilbronn hat es bisher
nicht gegeben. Hier wird nun mit die-
sem umfassenden großen Nachschlage-
werk, das gleichzeitig eine spürbare
Lücke in der landeskundlichen Literatur
schließen wird, schon der neue, erwei-
terte Landkreis Heilbronn vorgestellt,

ebenso wie der Stadtkreis in seiner
heutigen Gestaltung und Bedeutung.

**Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen**



Schwarzwälder Uhrenträger
in zeitgemäßer Tracht, ca. 1750
Original-Nachbildung einer
alten Schaufensterfigur mit
funktionierender Pendeluhr.
Höhe 370 mm,
Sockel 120 x 200 mm

Einst lebendige Wirklichkeit – heute liebenswerte Erinnerung,

an eine Zeit, in der in mühevoller Heimarbeit in den
dunklen Tälern des Schwarzwaldes Uhren gebaut wurden.
Auf dem Rücken der „Uhrenträger“ gelangten diese
Uhren dann in andere Gegenden Deutschlands und
Europas. Oft waren diese Uhrenträger monatelang
unterwegs bis die letzte Uhr verkauft war.
Unser Uhrenträger trägt vorn solch eine typische
Schwarzwälder Uhr mit einem genau gehenden
24-Stunden-Pendelwerk.
Im **SELVA-Katalog 162** finden Sie noch weitere Nach-
bildungen von Schwarzwalduhren, aber auch eine
Vielzahl von Uhrenersatzteilen für die Instandsetzung und
die Reparatur alter Uhren.

Verlangen Sie den **SELVA-Katalog 162** von



7220 Schwenningen · Postfach 1260

Die Stadthalle Sindelfingen



Tagungsstätte von internationalem Ruf
großzügig – modern –
ausgezeichnete Gastronomie
bietet sich an.

In der Nähe von Stuttgart, über die B 14,
Autobahnausfahrten Stuttgart Südwest
und Leonberg zu erreichen.
Mehrere Säle – 1600 Personen Fassungs-
vermögen – drahtlose Simultananlage –
Großer Parkplatz

Auskunft: Städt. Verkehrsamt, 7032 Sindelfingen
Postfach 180, Telefon 61 01 – 3 22

EDUARD MÖRIKE (1804-1875)



Antiquariatskatalog mit fast allen
zu Lebzeiten Mörikes erschienenen
Ausgaben, Anthologien, (die Erst-
drucke enthalten), Briefausgaben,
sowie Sekundärliteratur.

Erhältlich ab September 1975 gegen
eine Schutzgebühr von DM 5,- bei

MÜLLER & GRÄFF

Spezialantiquariat für alle südwestdeutschen Themen
Stuttgart, Calwer Straße 54

Esslingen am Neckar – sympathisch und sehenswert



Industrie- und Schulstadt mit
dem einzigen vollständig erhal-
tenen mittelalterlichen Stadtkern
im Mittleren Neckarraum.
Malerisch gelegen zwischen
Obstgärten, Wald und Wein-
bergen. Bedeutende Bauwerke,
schwäbische Gastlichkeit und
eine lebhafte City.

Information:
Kultur- und Freizeitamt/Stadt-
information, 7300 Esslingen
am Neckar, Marktplatz 16,
Telefon (07 11) 3512 – 4 41/6 45.

Eine
gute Adresse
für Ihr Geld

Schwäbische Bank

AKTIENGESELLSCHAFT
STUTTGART IM KÖNIGSBAU TELEFON *299201

An Rems und Murr



Mit Fotografien von Traute Uhland-Clauss, Albrecht Brugger u. a., einer Einführung von Otto Heuschele und Beiträgen von Heidi-Barbara Kloos, Rolf Schweizer und Horst Lässig. 176 Seiten mit 116 Bildtafeln, davon 8 farbig. Bildband-Großformat. Ganzleinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 45,- Das Remstal, Welzheimer und Murrhardter Wald und die Berge umschließt der neue Rems-Murr-Kreis. Über hundert stimmungsvolle, teils doppelseitige, teils farbige Fotografien geben ein umfassendes Panorama der Landschaft, ihrer Städte und Gemeinden.

Die Autoren des Bandes geben Porträts der Städte und Gemeinden, berichten über Geschichte, Persönlichkeiten, Sehenswürdigkeiten, Wirtschaft und Industrie. Dieser erste Bildband über den neuen Kreis ist ein lebendiges Porträt einer spannungsreichen Landschaft.



Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen

Otto Borst Stuttgart – Die Geschichte der Stadt

Das große Gemälde der faszinierenden
Stadtwelt Stuttgarts, die hier zugleich
begriffen und eingefangen ist als das
Spiegelbild schwäbischen Lebens.

„Es ist in der Tat Geschichtsschreibung,
wie ich sie liebe. Erzählte Geschichte, mit-
hin unterhaltend und spannend . . . dank
aller wissenschaftlichen Gründlichkeit . .
kommt die Kontinuität dieser Stadtge-
schichte großartig heraus; von den son-
derbaren, wie zufälligen, der Natur, der
Lage nach nicht angemessenen Ursprün-
gen bis zu dem, was heute ist. Ich habe den
Unterschied zwischen dem Stadtcharak-
ter sagen wir Münchens und Stuttgarts
wohl immer gespürt; worauf er geographisch
und historisch beruht, ist mir erst

jetzt klar geworden.“ Aus einem Brief von
Golo Mann an Otto Borst
584 Seiten, davon 56 Kunstdrucktafeln
mit 93 Abbildungen, 3 Karten, Zeittafel,
Quellen- und Literaturverzeichnis,
Namen-, Orts-, Gebäude-, Straßen- und
Sachregister. Vierfarbiger Schutzum-
schlag. Leinen DM 49,-.

**Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen**

Karawane Studien Reisen

führen auf wohlausgewogenen Routen zu lohnenden
Nahzielen und in die weite lockende Ferne. Unsere
Mentoren führen und betreuen Sie unterwegs in kleinen
Gruppen.

Kommen Sie mit!

Unsere neuen Programme

**Herbst/Weihnachten 1975/76
Studienreisen Frühjahr 1976
Mittelmeer-Kreuzfahrten 1976**

sind erschienen. Gerne senden wir Ihnen unverbindlich
und kostenlos unsere Übersichtsprogramme zu.



Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

Büro für Länder- und Völkerkunde

714 Ludwigsburg, Marbacher Str. 96, Ruf 0 71 41 / 2 12 90



Die neue Stadt Calw-Hirsau lädt Sie ein zu einem Besuch

In gesunder Schwarzwaldluft und reizvoller landschaftlicher Um-
gebung finden Sie Ruhe, Erholung und Abwechslung.

In der ganzen Stadt stehen für Sie gut markierte Wanderwege,
Waldparkplätze, Waldlehrpfade und Waldsportpfade bereit, außer-
dem in Stammheim ein großzügig angelegtes Höhenfreibad
(geheiztes Wasser) und in Calw ein ganzjährig geöffnetes Hallen-
bad (26°).

Hirsau: Kursaal, kleines Kurmittelhaus (Kneippanwendungen,
Sauna), Kurpark, Kleingolf, Rotwildgehege, Tennis
KLOSTERSPIELE – Historische Klosterruine, 900jährige
Aureliuskirche.

Calw: Baulich einzigartig angelegter Marktplatz, malerische
Fachwerkhäuser, Nikolauskapelle (um 1400 erbaute
Brückkapelle), Heimatmuseum mit Hermann-Hesse-
Gedenkstätte, Schwarzwildgehege.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

Auskünfte und Prospekte erhalten Sie durch
die Stadtverwaltung Calw-Hirsau, 7260 Calw, Telefon (07051) 751



Eine Enzyklopädie der Baukunst, wie sie bisher nicht vorlag

Wohin Sie auch reisen – welchen Baustil, welche Epoche Sie auch immer
bevorzugen – Sie finden „Ihren“ Band in der

WELTGESCHICHTE DER ARCHITEKTUR

14 Bände, herausgegeben von Pier Luigi Nervi unter Mitarbeit eines internationalen
Teams von Kunsthistorikern. Insgesamt ca. 6000 Seiten mit ca. 5500 Abbildungen
(noch nie veröffentlichte Photographien, Grundrisse, Rekonstruktionen und Skizzen).
Format 25 x 28,5 cm. Subskriptionspreis bis 1.7.1976: jeder Band einzeln 128,- DM,
bei Abnahme des Gesamtwerkes je 98,- DM.

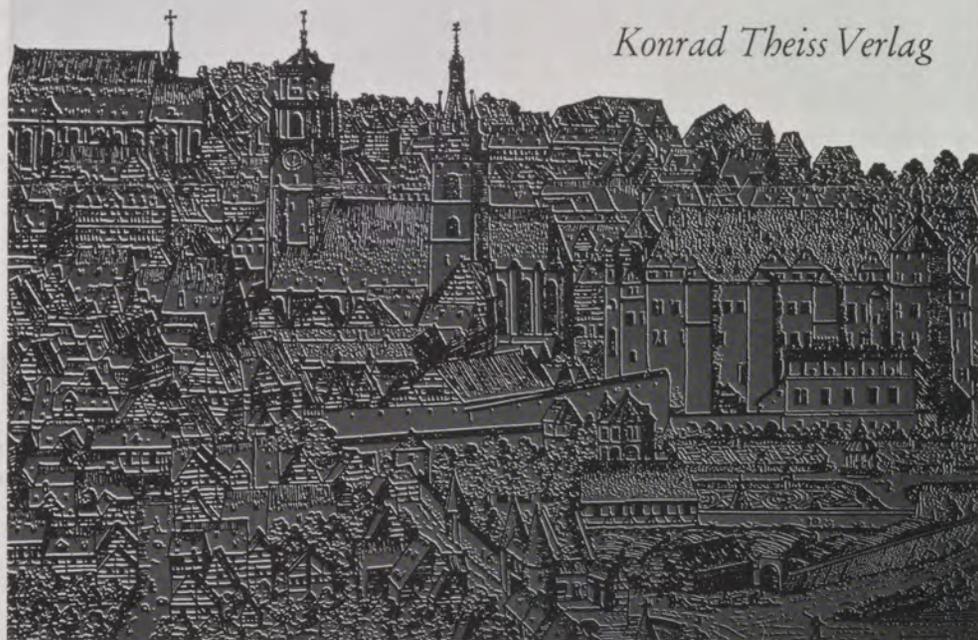
Fordern Sie Prospekte an!

belsner verlag

7 Stuttgart 1, Postfach 1002

Hans-Martin Maurer/Kuno Ulshöfer
Johannes Brenz und die
Reformation in Württemberg

Konrad Theiss Verlag



224 Seiten mit 112 Abbildungen, zweifarbiger Schutzumschlag
Leinen DM 34,-

Zwei Sachkennern von ungewöhnlichem Einfühlungsvermögen
in eine politisch wie geistesgeschichtlich bewegte Zeit und
deren Streitprobleme ist es gelungen, das farbige Geschehen
der Reformation in Württemberg mit seinen vielfachen
Faktoren, Hemmungen und Ausstrahlungen im Lebensbild
einer Persönlichkeit zusammenzufassen.

Staatsanzeiger Baden-Württemberg

Nicht neue geschichtliche Erkenntnisse, aber die Gesamt-
schau auf den Kirchenreformer, Schulmann und Landes-
politiker machen dieses Buch schätzenswert.

Stuttgarter Zeitung



Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen

Schwäbisches

aus der Deutschen Verlags-Anstalt

Gerhard Vescovi **Hippokrates im Heckengäu**
 Man kann es sich schon fast vorstellen, was ein schwäbischer Landarzt aus seiner Praxis zu erzählen weiß.
 Dr. Seraphim Schindelweiß zu Eyltingen im Heckengäu berichtet seine Erlebnisse und Erfahrungen mit oft derbdeftigem Humor, aber immer mit großer Einfühlungsgabe in alle Probleme und Eigenheiten dieser vitalen Dorfgemeinschaft. 236 Seiten, DM 26,-

... und vom Erzschwaben Josef Eberle alias Sebastian Blau:

Josef Eberle
Aller Tage Morgen
 Jugenderinnerungen
 160 Seiten, DM 18,-

Die schwäbischen Gedichte des Sebastian Blau
 96 Seiten, DM 14,80

Sebastian Blau
Schwäbischer Herbst
 Neue Gedichte von Sebastian Blau
 96 Seiten, DM 14,80

Die traute Laute
 Schwäbische Gedichte von Sebastian Blau
 ca. 120 Seiten, DM 16,80

In Ihrer Buchhandlung!



Deutsche Verlags-Anstalt
dva

LANDESKUNDE SÜDDEUTSCHLAND

LANDESKUNDLICHE BUCHWOCHE IN ULM - KORNHAUS -
 27.9. - 5.10.1975

Wir laden Sie ein:

Besuchen Sie die erste landeskundliche Buchausstellung in Süddeutschland.

Was erwartet Sie?

- Rund 3000 Veröffentlichungen aus Volkskunde, Ortskunde, Geologie, Kunstgeschichte, Archäologie und Geschichte des süddeutschen Raumes.
- Eigenveröffentlichungen der Gemeinden, die nicht in den Fachverlagen erschienen sind.
- Neuerscheinungen und wichtige Veröffentlichungen der Fachverlage.
- Referate zu Themen der Landeskunde
- Zum erstmalig also eine umfangreiche Marktübersicht zur genauen Information - ein Gelegenheit, die sich so schnell nicht wieder anbietet!

Fordern Sie weitere Informationen an bei
AEGIS BUCHHANDLUNG ULM
 7900 Ulm, Breite Gasse/Ecke Hafengasse

PERSÖNLICHKEIT UND GESCHICHTE



Biographische Taschenbuchreihe

Kaiser und Könige - Philosophen - Kleriker - Politiker und andere bedeutende Persönlichkeiten der Weltgeschichte vom Altertum bis zur Neuzeit

Herausgegeben von Prof. Dr. Günther Franz

bisher 86 Bände, jeder Band mit zahlr. Abb., engl. brosch.,
 Neu 1975: **Jesus von Nazareth DM 7,80 Doppelband DM 9,80**
Theodor Herzl

----- Hier ausschneiden und absenden an -----

MUSTERSCHMIDT-VERLAG 34 Göttingen, Turmstraße 7

Bitte senden Sie mir kostenlos und unverbindlich Ihr Prospektmaterial über die Reihe PERSÖNLICHKEIT UND GESCHICHTE

Vorname _____ Name _____

PLZ _____ Wohnort _____ Straße _____



Datum _____ Unterschrift _____

MUSTER-SCHMIDT Göttingen, Turmstr. 7 - Zürich, Waldmannstr. 10a - Frankfurt, Roßmarkt 23



BRILLEN
 Contact-Linsen

Optiker
PESCHKE

Stuttgart, Rotebühlplatz 15. beim Wilhelmsbau



Bildbände, die Freude bereiten

Text von Max Rieple. Fotos von German Hasenfratz und Fred Hugel. 128 Seiten mit 102 Bildtafeln, davon 16 farbig. 7 Vignetten im Text. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 32,-

In diesem großformatigen Bildband wird erstmals der gesamte neue Schwarzwald-Baar-Kreis in seiner ganzen landschaftlichen und kulturgeschichtlichen Breite vorgestellt.

Villingen-Schwenningen, Kreisstadt und wirtschaftlicher und kultureller Mittelpunkt der Region, St. Georgen, die alte Benediktinergründung und moderne Industriestadt, Triberg mit seinen Wasserfällen und dem Schupp-Altar, Schwarzwald, Schonach und Furtwangen, die Wutachschlucht, Donaueschingen mit seiner „Donauquelle“ und Bad Dürnheim, das bekannte Solbad, sind nur ein paar Stationen auf Max Rieples Wanderung.

Dreisprachige Texte.

Texte von Otto Borst und Dorothee Bayer. Fotos von Traute Uhland-Clauss. 132 Seiten mit 77 teils farbigen, teils doppelseitigen Bildtafeln. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag. Bildband-Großformat. DM 38,-

Mit diesem neuen Buch liegt zum erstenmal für die Stadt Esslingen ein großformatiger umfassender Bildband vor, in dem sich Wort und Bild zu einem eindrucksvollen Städteporträt ergänzen. Rund 100000 Einwohner, Schulen, Hochschulen, Industrie, ein mittelalterlicher Stadtkern und moderne Wohnviertel, Weinberge an den Hängen und Wald auf der Höhe, das ist Esslingen am Neckar, eine Stadt mit einer 1200jährigen Geschichte. Die Esslinger Fotografin Traute Uhland-Clauss hat die vielen Gesichter dieser Stadt in meisterlichen Bildern eingefangen, mit Sinn für Genauigkeit und Gespür für Atmosphäre. Idyllen und Realitäten bilden die künstlerische Palette, auf der die Farben für das Porträt dieser Stadt konzipiert wurden. So entstand ein Buch, das man immer wieder gern zur Hand nimmt.



Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen